



3 1761 03597 9541

H. Schneider

Uhland

A decorative flourish consisting of a horizontal line with two curved, scroll-like elements extending downwards from its center.

UNIVERSITY  
OF  
TORONTO  
LIBRARY





# Geisteshelden

(Führende Geister)



Eine Sammlung von Biographien  
Herausgegeben von Ernst Hofmann

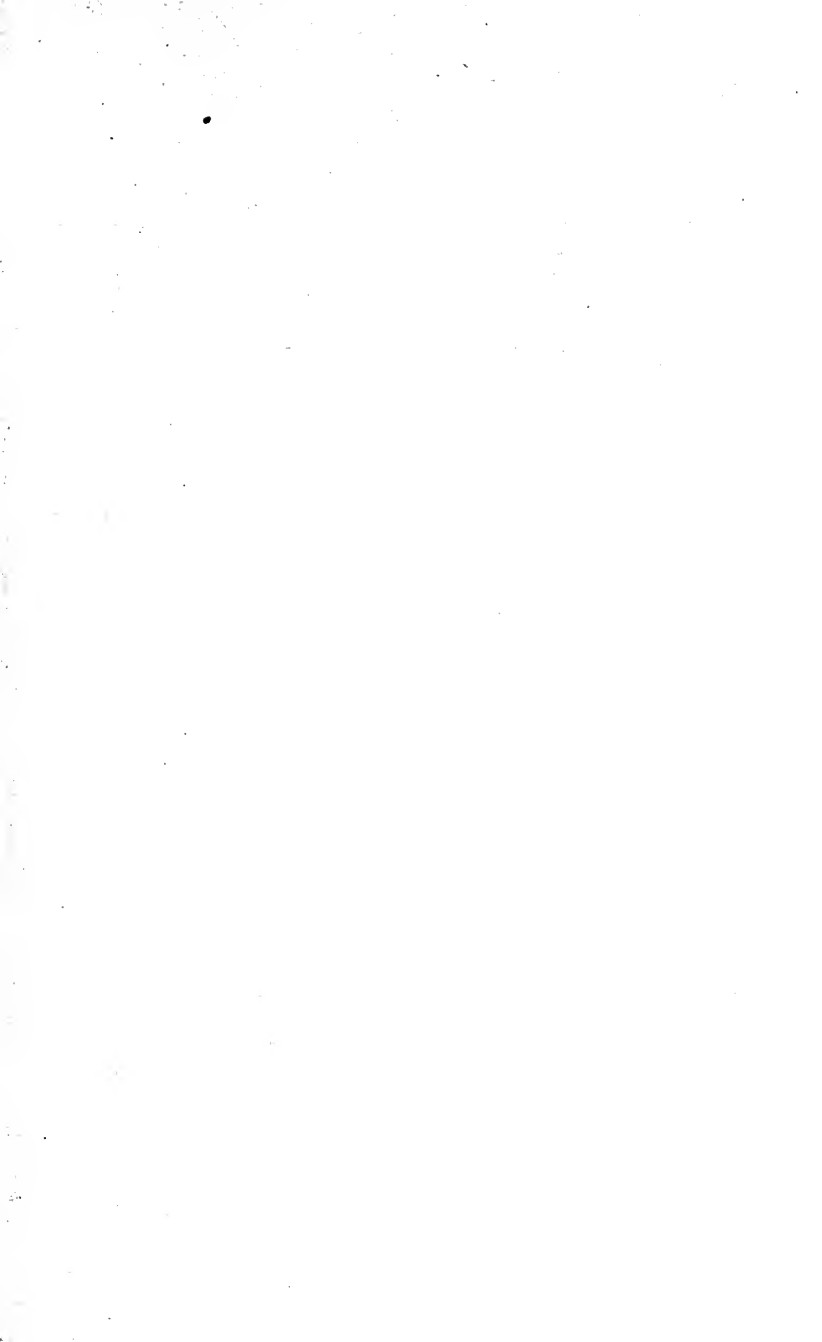
---

Neunundsechzigster und siebenzigster Band

---

Berlin  
Ernst Hofmann & Co.  
1920







*D. L. Wyland.*

Ölgemälde von G. W. Morff, 1818, im Schillermuseum zu Marbach

LG  
U31  
Y5

# Uhland

Leben, Dichtung, Forschung.

Von

Hermann Schneider

Professor an der Universität Berlin

Mit drei Bildnissen

188725  
4/4/24

Berlin

Ernst Hofmann & Co.

1920

PT

2543

Z4 S34

Zweites Tausend

Nachdruck verboten  
Übersetzungsrecht vorbehalten

Germany

# Erich Schmidt

zum Gedächtnis



## Vorwort

Der Versuch einer erschöpfenden wissenschaftlichen Biographie Ludwig Uhlands wird hier zum ersten Male gemacht. Wir besitzen bisher nur populäre Lebensbilder und eindringende, aber knappe gelehrte Studien.

Das eigentliche lebensgeschichtliche Material ist in den letzten zwanzig Jahren stark angeschwollen. Schon die Verwertung und Einreihung all dieses Neuen war eine Aufgabe. Weitere Einzelforschung auf diesem Gebiete schien für meine Zwecke untunlich und bleibt besser den schwäbischen Landsleuten des Dichters überlassen. Für die allgemeine Würdigung der Persönlichkeit befähigt wohl hinreichend die süddeutsche Landsmannschaft, durch die ich mich Uhland verbunden fühle.

Der poetische Nachlaß des Lyrikers, ebenfalls seit zwanzig Jahren bekannt, hat mannigfach anregend gewirkt. Doch blieb hier noch viel zu tun übrig, und die Manuskripte der Tübinger Universitätsbibliothek und namentlich des Marbacher Schillermuseums haben reichen Ertrag hergegeben. Es waren freilich meist disjecta membra poetae, aber gerade von solchen ist entwicklungs- und stilgeschichtlich das meiste zu lernen. Die richtige literarhistorische Einreihung Uhlands ist erst jetzt möglich geworden.

Für den Politiker, besonders den Altrechtler, haben sich in der allerletzten Zeit mehrere Monographien interessiert. Hier war nur zusammenzufassen. Dagegen lag

die Erforschung des Gelehrten bislang völlig im Argen. Ihn nach allen Richtungen kennen und verstehen zu lernen war die schwerste Aufgabe, und insofern auch die undankbarste, als in eine Lebensgeschichte dieses Ausmaßes nur eine bescheidene Skizze der wissenschaftlichen Tätigkeit Aufnahme finden konnte. Hier bleibt der Einzelveröffentlichung noch mancherlei vorbehalten.

Dem Andenken Erich Schmidts sind schon manche Bücher gewidmet worden. Keines mit soviel (wenigstens äußerem) Rechte wie dieses. Denn er hat vor 25 Jahren für die Sammlung „Geisteshelden“ den Plan einer Uhlandsbiographie gefaßt. Seine Materialien haben stattlichen Umfang erreicht; doch über der mühevollen Arbeit des Sammelns ist er zur Freude des Gestaltens nicht mehr gekommen. Ich selbst verdanke seiner Unterweisung die erste Einsicht in Uhlands Wesen und Bedeutung. Manches würde er freilich anders beurteilt und gewertet haben als hier geschieht; aber das ist schließlich das Letzte, worauf es ankommt. Möge man der Widmung dieses Lebensbildes an den zu früh Geschiedenen auch eine innere Berechtigung zuerkennen und aus ihm — dem Uhlandsbiographen sei das Zitat gestattet — seines Geistes einen Hauch verspüren!

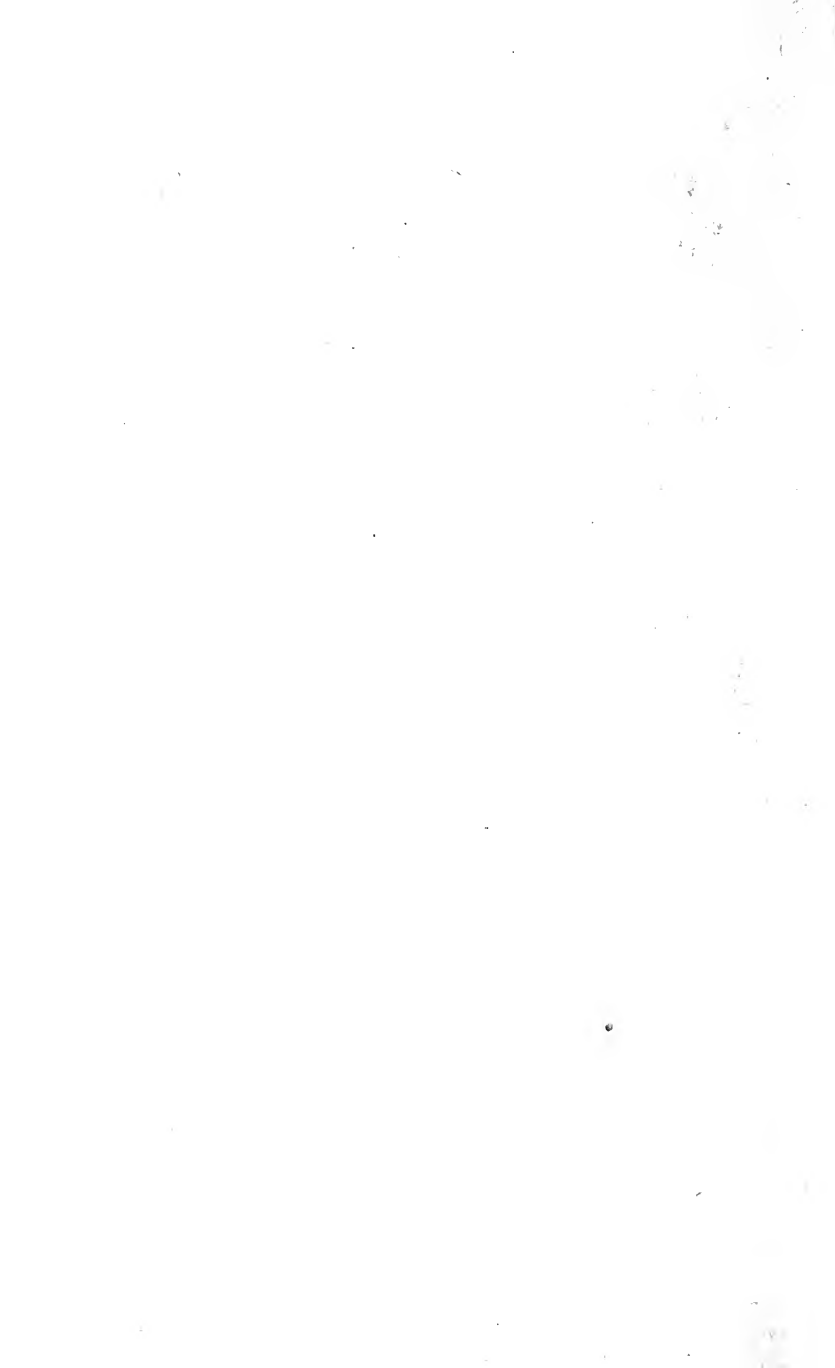
---



## Inhalt

	Seite
1. Kapitel. Knabenjahre. (1787—1801) . . . . .	1
2. Kapitel. Jugenddichtung und Jugendfreunde. (1801 bis 1805) . . . . .	31
3. Kapitel. Lübinger Romantif. (1806—1810) . . . . .	65
4. Kapitel. Paris. (1810—1811) . . . . .	115
5. Kapitel. Während der Befreiungskriege. (1811—1815)	147
6. Kapitel. Die Gedichte. (1815) . . . . .	179
7. Kapitel. Im Verfassungskampfe. (1815—1819) . . . . .	215
8. Kapitel. Umland als Dramatiker . . . . .	249
9. Kapitel. Die ersten Ehejahre. (1820—1829) . . . . .	282
10. Kapitel. Der akademische Lehrer. (1830—1833) . . . . .	310
11. Kapitel. Kunstthrif und Volkslied. (1833—1844) . . . . .	361
12. Kapitel. 1848 . . . . .	401
13. Kapitel. Altersarbeiten. — Umland als Gelehrter . . . . .	434
14. Kapitel. Ausklang. (1849—1862) . . . . .	471
Anmerkungen . . . . .	490
Register . . . . .	514

---





## 1. Kapitel Knabenjahre

Dichter, Gelehrter, praktischer Jurist, Parlamentarier; ein Vertreter kernhafter Bürgergesinnung, gläubigen Gottvertrauens, hartnäckig standhaften Rechts- und Pflichtgefühls; nach außen hin die fast gewöhnliche Erscheinung eines schlichten Handwerkers, aber mit dem feinen Schäfenbau und dem tiefen Blicke des geistigen Menschen ausgestattet — in dieser Mannigfaltigkeit der Erscheinungsform und Wesenseigenschaft tritt Ludwig Uhland vor uns. Seine Voreltern können lehren, wie diese Mischung entstanden ist.

„Uhland“ ist aus älterem Uodal = land hervorgegangen: beide Worte deuten feste Alteingefessenheit auf eigener Scholle an; der Name verrät uns, daß die Ahnen dieses Volksmanne in letzter Linie dem Bauernstand angehört haben. Für den Dichter selbst sicherlich ein anmutender Gedanke.

Die Uhlands haben sich, seit sie uns historisch greifbar werden, rasch herausgearbeitet und den Handwerker- und Kaufmannsstand mit gelehrten Berufen vertauscht. Jakob Uhland begegnet im 17. Jahrhundert als Zimmermann in Hattenhofen bei Göppingen. Sein ältester Sohn Johann Michael ist der Urgroßvater Ludwigs, ihm der Anlage nach am wenigsten verwandt. Er war ein Kriegsmann, und von einem Schwabenstreich, den der kaiserliche Quartiermeister vor Belgrad auf einen Türken geführt haben

soll, rührt die Faust mit dem Säbel her, die in das Uhlandsche Familienwappen Aufnahme gefunden hat. Später kehrte er als friedlicher Bürger nach Kleingartach bei Heilbronn zurück und wurde der Ahnherr einer zahlreichen Familie, deren einer Zweig, von dem jüngeren Johann Michael abstammend, an Ort und Stelle sesshaft blieb. Den älteren Sohn aber, Joseph Uhland, trieb es in die Ferne, er ging als Handlungsdiener nach Tübingen, wo ihm Eintritt und später Einheirat in ein altheimisches solides Geschäft gelang. 1720 erhielt er das Bürgerrecht, trotz des Widerstandes der Handelschaft, die den Auswärtigen nicht aufkommen lassen wollte, und wurde in dem alten Uhlandhaus am Markt ansässig. Der eine Sohn, wieder ein Johann Michael, blieb dem väterlichen Gewerbe treu, Ludwig Joseph Uhland aber studierte Theologie und wurde nach einer Marbacher Diakonusperiode Professor der Geschichte an der württembergischen Landesuniversität. Unter seinen zwölf Kindern waren alle gelehrten Berufszweige vertreten, Ludwig Uhland starb als Magister der Philosophie und Hofmeister im Ausland, Ernst wurde Pfarrer, Gotthold Arzt, Christian Rechtskonsulent. Johann Friedrich, der Vater des Dichters, 1756 geboren, wandte sich der Jurisprudenz zu und begann seine Laufbahn wie der Sohn als Hofgerichtsadvokat in Tübingen.

Die mütterliche Ahnenreihe lieferte ebenfalls Juristen und Geistliche. Jakob Samuel Hofer, der Großvater des Dichters, war Universitätssekretär in Tübingen, sein ältester Sohn Ritterschaftskonsulent in Karlsruhe, der jüngere Pfarrer in Schmiden bei Stuttgart. Beide Oheime spielten für Uhland eine nicht unwichtige Rolle, sobald er beginnt, sich aus dem engen Bannkreise der Vaterstadt zu entfernen.

So scheint nur der Poet in der Ahnenreihe zu fehlen. Dem Großvater Uhland, dem Professor, wird man trotz

seiner Gelegenheitsreimereien diesen Ehrentitel nicht zulegen dürfen. Aber in den Adern seiner Gattin floß Dichterblut: sie war eine Stäudlin, stammte also aus einer an künstlerischen Gaben reichen Familie, der freilich nur halbe Talente, kein ganzer Poet entwachsen ist. Zwei Stäudlin hatten überdem den Landständen ihre Dienste geweiht und so dem künftigen Parlamentarier die Wege gewiesen.

Am 20. März des Jahres 1783 fand die Hochzeit zwischen Johann Friedrich Uhland und der 1760 geborenen Rosine Elisabeth Hofer statt. Am Donnerstag den 26. April 1787 wurde als ihr dritter Sohn Johann Ludwig oder Louis Uhland geboren.

Wesen und Walten der Eltern ist von tiefster Wirkung auf die Gestaltung seines Lebenslaufes und seiner Lebensbetrachtung geworden. Die erste selbständige lateinische Stilübung wurde dem Vater, das erste Gedicht der Mutter gewidmet. Eines der letzten lyrischen Stimmungsbilder, das sich der Frühverstummte abrang, gab dem Schmerz über das Ableben von Vater und Mutter rührenden Ausdruck. „Haare von den geliebten Eltern“ fanden sich, treulich verwahrt, unter den Papieren des verstorbenen Greises. Die Briefe an Vater und Mutter spiegeln Uhlands innere Natur besser wieder als jede andere Äußerung von seiner Hand, sie lassen die Luft atmen, in der er gelebt hat. Aus diesen Hunderten von Blättern und Billettchen erwächst der Uhlandsche Familienkreis und die Persönlichkeit der Eltern vor uns zu vollem Leben.

Es ist ein grundsolides deutsches Bürgerhaus, in das wir da Einblick tun. Das Leben bewegt sich in festgeregelten Bahnen, der Horizont reicht für gewöhnlich nicht über das heimische Städtchen hinaus. Von äußeren modischen Einflüssen drang wenig oder gar nichts herein. Wie jahrhundertlang die Väter getan, hing man mit über-

zeugter Bewunderung am Alltheimischen, und in gläubigem Aufblicke zu Gott fand man den Weg durch alle die größeren und kleineren Anfechtungen des Lebens.

Gebildete Familien im übrigen Deutschland pflegen in jener Zeit ein anderes Ansehen zu gewähren. Diese gänzliche Unberührtheit von aller religiösen Freigeisterei der Aufklärung und von aller politischen Emanzipations-sucht ist etwas spezifisch Württembergisches. Urkonservativ zu sein war dort gerade der Stolz der guten Familien. Namentlich alles Französische wurde ängstlich ferngehalten. Dennoch lebte man im Hause Uhland nicht in muffiger Atmosphäre, ließ nicht in trockener Hausbackenheit die geistigen Interessen und nicht in steifer Abgezirkeltheit des Verkehrs die Gemütsseiten der Kinder verkümmern. Eltern und Kinder lebten in- und füreinander, und dieses Streben nach glücklicher Harmonie half über egoistische Verknochung hinweg. Aber auch eine gesunde gegenseitige Neckerei hielt das Blut in Wallung. Uhlandsche und Hosersche Art wurden gerne kontrastiert, Ausartungen beider durch gutmütigen Spott gerügt und geheilt. Uhlandisch ist die Verschlossenheit und Wortkargheit; hosersich fein heißt mehr Temperament entwickeln, aber darin auch manchmal zu weit gehen, vor allem in zu sanguinischen Hoffnungen und unbegründeten Befürchtungen. Der Vater vertrat also das ernst gewichtige, die Mutter das heiter belebende Element in der Familie.

Daher mag es kommen, daß in Briefen und Berichten das Bild Johann Friedrichs neben dem Rosine Elisabeths etwas verblaßt. Aber man muß verstehen, diesen Mann in seinem Kreis aufzusuchen und zu würdigen, dann wird der Eindruck einer gescheiten und sympathischen Persönlichkeit nicht ausbleiben. Vorschnelle Kurzsichtigkeit mag in ihm einen Pedanten, ja eine etwas subalterne Natur erblicken: wie oft füllt er seine Briefe mit Gelderörterungen,

mit Betrachtungen über Beförderungsverhältnisse, und wie sorgfältig läßt er auch im vertraulichsten Privatbriefe jedem, den er nennt, seinen vollen Titel zuteil werden! Vater Uhland ist eben durch und durch eine Beamtennatur. Seine Lebensstellung war die des Universitätssekretärs oder juristischen Beirates des Akademischen Senats. Er führte die Sitzungsprotokolle, fertigte die Senatschlüsse aus, besorgte die Registratur und Korrespondenz. Mag sich die Tätigkeit die Jahrzehnte hindurch einförmig genug gestaltet haben, lebendiges Pflichtgefühl ließ ihn die Berufsarbeit auch innerlich allem anderen voranziehen. In seinem leicht zeremoniösen Anhauche spricht sich das Selbstgefühl des Mannes aus, der zu einer bevorzugten Kaste gehört. Wir erfahren zugleich, welcher Ton gegenüber Kollegen und Vorgesetzten im Hause herrschte; schon die Kinder wurden zu artig verbindlichen Formen angehalten. Uhland selbst hat später namentlich in Gesellschaften ein gewisses feierlich steifes Wesen zur Schau zu tragen geliebt. Das ist sein unmittelbares Erbteil vom Vater, ebenso wie sein strenger Ordnungssinn, seine durchaus ungenialische Achtung gegenüber allen materiellen Anforderungen des Lebens.

Daß späterhin auch die Frage der Versorgung des Sohnes für Vater Uhland von der höchsten Bedeutung geworden ist, versteht sich. Aber es wirft das beste Licht auf ihn, daß er von Anfang an in seinem Ludwig die selbständige Persönlichkeit achtet. Er hat für ihn nur Ratsschlüsse, keine Befehle oder Anklagen, er legt nur seine Überzeugung in die Wagschale, niemals die ausschlaggebende väterliche Autorität. Und gleich beifallswürdig erscheint seine Pädagogik, wo es sich um Geldfragen handelt. Der für seine Person bedürfnislose und sparsame Mann ist dem Sohne gegenüber liberal. Er soll sich allseitig ausbilden, nicht mit Geld knausern. Für ihn wird

immer noch etwas da sein, er braucht nicht zu verzweifeln, auch wenn die Zeiten schlecht sind und das ererbte Vermögen dahinschmilzt. Daß der Sohn so lange aus des Vaters Tasche leben muß, wird auf die zarteste Weise verschleiert. Auch in anderen Dingen begegnet nie ein Wort des Vorwurfs oder ernstlichen Tadel. Und mochte er zu Hause dem Knaben zuweilen etwas unzugänglich erscheinen: auf Spaziergängen durch Tübingens Umgebung erschlossen sich die reicheren Seiten seines Innern. Er hat die Naturliebe seinem Sohne zuerst eingepflanzt und dadurch dem künftigen Dichter seinen größten Reichtum zugeführt.

Nicht nur in die Vaterrolle überhaupt, auch in die des Dichtervaters wußte er sich trefflich zu finden. Die Besprechung mit ihm muß für Uhland etwas bedeutet haben. Er schlägt ihm Stoffe und Formen vor, er verfolgt seine künstlerische Entwicklung mit wachem Auge. Er kann sich ereifern, wenn ihm ein neues Gedicht oder gar eine gedruckte Schrift nicht sofort zugestellt wird, er fahndet emsig nach Rezensionen und stellt sie dem Sohne zu. Freilich nicht ohne den gelegentlich ausgesprochenen Wunsch, daß auch der König, der seinen Ludwig so gar nicht nach Gebühr beachte, einmal solcher Rezension ansichtig werden möge!

Eine junge Verwandte hat uns geschildert, wie er in späteren Lebensjahren wirkte: Der Herr Onkel Sekretarius steht ihr vor Augen als ein „feiner alter Mann“: „Die dunkeln glänzenden Augen blickten freundlich, langsam verzog sich der Mund zu einem gewinnenden Lächeln, dem jedoch der Schalk in den Mundwinkeln nicht fehlte.“ Im hohen Alter freilich scheint er sich ein wenig zum Philister ausgewachsen zu haben. In Zipfelmütze und Rattunjacke, aus der das Sacktuch heraushing, pflegte er als die verkörperte gute alte Zeit im Hause umherzuschlürfen.



Dagegen wußte sich die Mutter bis zum Tode jene geistige und körperliche Frische zu wahren, die von Anfang in dieser Ehe ein so gesundes Gegengewicht zu der manchmal etwas trockenen Pflichttreue des Gatten gebildet hatte. Zwar ist auch Elisabeth Uhland in erster Linie Hausfrau gewesen, der das leibliche Wohl von Mann und Kindern obenan stand. Sie war eine Virtuosa im Kochen, ihr Ruhm in dieser Kunst kam dem ihres Sohnes in der Poesie beinahe gleich; ein Gedicht Ludwig Uhlands konnte im Schwabenland kaum ehrfürchtiger angestaunt werden als ein Rezept Elisabeths. „Der Frau Uhlandin Punsch“ oder gar „der Frau Uhlandin gesulzte Schweinsohren“ waren landauf landab berühmt. Auch dem abwesenden Haussohne hat sie bis zu seiner Verheiratung in allem treueste Wartung zugewandt, die sich namentlich auf die „schwarze Wasch“ erstreckte, ein in den Briefen zentrales Thema. Sorge um seine Gesundheit durchzieht gleichfalls alle ihre Episteln, eine geradezu abergläubische Furcht vor Husten, Diarrhöe, nassem und kaltem Wetter lassen die Neckerei wegen ererbter „Hoserscher Ängstlichkeit“ gerechtfertigt erscheinen. Aber zur Verzärtelung ihrer Kinder verirrt sie sich ebensowenig, wie sie sich durch ihre reich entwickelte Unfallsphantasie den ständigen Frohsinn trüben läßt. Und kommt einmal wirklich ein Mißgeschick oder gar Unglück, so ist es ihre Frömmigkeit, die ihr durch die Klippen des Lebens hilft. Eine kurze Wartezeit, eine Trennungsfrist muß verstreichen, dann ist man mit seinen verstorbenen Lieben wieder vereinigt — dieser Trost, den sie der Tochter beim Verlust eines Enkelchens spendet, wird sie selbst ausgerichtet haben, als ihr zwei Söhne in zartem Alter starben.

An Ludwig, dem einzigen, der ihr blieb, hing sie mit einer Zärtlichkeit, die ihr zunächst jede Trennung unleidlich erscheinen ließ. Und noch der längst erwachsene und selbständig gewordene Sohn hat nach Stuttgart hin immer

wieder die trauliche Klage zu vernehmen: „Es tut mir so Ahnd nach dir.“ Aber auch hier vermag das überquellend zärtliche Muttergefühl die Pädagogin in ihr nicht zu erstickten. Sie mag schon früh ohne Maßen stolz auf ihren Sohn, den berühmten Dichter, gewesen sein: der junge Mensch erscheint ihrem unbestochenen Frauenauge zu jeder Zeit höchst erziehungs- und korrekturbedürftig. Für die Pariser und Stuttgarter große Welt muß er sich von dem kleinen Tübingen aus Verhaltensmaßregeln geben lassen, die nie in öde Schulmeisterei auslaufen, sondern durch heitere Ironie zu bessern suchen. Wenn Uhland Zeit seines Lebens Schüchternheit und Linkischkeit nicht ganz losgeworden ist, so war das am wenigsten Schuld seiner Mutter, die diesen Mangel an weltmännischem Außerem bis zu ihrem letzten Atemzuge bekämpft hat.

Sie mußte aber auch, welcher Kern in der nicht völlig geglätteten Schale steckte, was sie rein menschlich an ihrem Sohne besaß. So wird er ihr Vertrauter, dem sie das Herz ausschüttet, wenn die Unzugänglichkeit des Vaters ihr die Rede verbietet. Sein Rat wird ihr mit der Zeit immer maßgebender, selbst wo es sich um die Verheiratung der Tochter handelt, und immer häufiger flüchtet sie sich mit ihren Nöten zu ihm, so daß heimlich verfaßte Briefe die früheren typischen, von beiden Eltern beschriebenen Quartbogen ersetzen. In solchen Fällen kann sie auch zur schlauen Diplomatin werden, was sie im allgemeinen nicht ist und nicht sein möchte. Ihre Lebhaftigkeit zwingt sie vielmehr in der Regel dazu, alles herauszusagen, und sie weiß allerliebste aus dieser Not eine Tugend zu machen: „O wer doch gleich nach seiner Herzensgefinnung bei jeder Gelegenheit ja! oder nein sagen möchte, ich weiß zwar leider aus Erfahrung, daß man damit oft anstößt, doch lasse ich mich dadurch nicht irre machen, und bleibe beim Ton der alten Welt!“ Häufig hört man aus ihrem Munde das Lob der

guten alten Zeit, aber sie verkörpert wirklich nur die guten Seiten der Aufklärungsperiode, gesunden Menschenverstand, Abneigung gegen alles Bage und Verstiegene, Dumpfe und Trübe. Ihr Inneres ist ein heller Spiegel, und da bildet sich denn auch in ihr die Welt mit frischen, klaren Farben und Linien ab. So weiß sie rundweg als Realistin zu philosophieren: „Unsere Welt ist eine wirkliche und bleibt's, was wir uns auch vor eine Ideenwelt vorhalten, wir sind genötigt, uns nach ihr zu richten, sie nicht nach uns, sie hat so viele Bewohner, wie könnte sie sich nach jedes derselben Launen bequemen?“ Auch ihre Ästhetik ist von solch gesundem Wirklichkeitsfinne geleitet. Die romantischen Freunde des Sohnes treiben es ihr in der Dichtung oft zu bunt: „Der Almanach gefiel mir,“ schreibt sie 1813, „nur müßten mir die Herren nach meiner alten Weise natürlicher bleiben, und mit diamantenen Gutschen wegbleiben, wann er mir ganz gefallen sollte.“

Frohnatur und Fabulierlust hätte Uhland von dieser Frau wohl lernen können. Wenn seine Persönlichkeit von solchem erfreulichen Erbe wenig zu verraten scheint, so wird man die lebenswürdig sinnige Weltanschauung mancher Gedichte um so lieber auf die Mutter zurückführen. Mit hellen Dichteraugen in die Welt zu blicken, das scheint auch sie verstanden und dem Sohne vererbt zu haben.

Ihren ersten Ludwig hatte sie schon früh hergeben müssen. 1794 gelang es ihrer hingebenden Pflege, zwar nicht ihren Ältesten, Frik, wohl aber den zweiten Ludwig, dem Scharlachfieber abzurufen. Frik, nach Bildern und Berichten ein besonders hübsches und lebenswürdiges Kind, ist dem Dichter nur in den frühesten Knabenjahren Spielgefährte und wohl auch bewundertes Vorbild gewesen. Später mußten sich seine brüderlichen Gefühle ganz vereinigen auf seine acht Jahre jüngere Schwester Luise. Weiß die Mutter am Sohne jederzeit mancherlei zu

tadeln, so scheint bei dem Töchterchen, diesem „edeln Mädchen“, bei ihren „Talenten und Prinzipien“, jede mütterliche Kritik zu verstummen, und ihr Bild würde etwas ins Farblose verblaffen, hätten wir nicht von ihr selbst lebenswürdige Briefe an den Bruder, in denen sie teils in die Neckerei der Mutter einstimmt, teils aber auch in ernstern Lebenskrisen mit schweesterlicher Besorgtheit für sein Wohl treulich einsteht. Wenn wir viel von ihrer Frömmigkeit und ihren Grundsätzen hören, so darf das keine unfrische Vorstellung erstehen lassen. Sie war ein munteres Mädchen, das bei aller Bravheit sein Leben zu genießen wußte. Die Tübinger Vergnügungen, die dem Geschmaç und dem Geldbeutel des Vaters oft zuwiderliefen, hat sie begeisterungsvoll durchgekostet, sie schwärmt von Theaterbesuchen, Bällen und Schlittensfahrten, ja sogar Uhlands selbst mußten sich um des Töchterchens willen zu größerer Geselligkeit bequemen. Aber die Mutter betont überdem noch besonders gern, daß sie ein so gebildetes Mädchen sei. In der Tat müssen die Eltern im Laufe der Zeit bei der Erziehung dieser Tochter die gute altschwäbische Sitte verfallen haben. Ein Autor des ausgehenden 18. Jahrhunderts schildert uns, daß die Mädchen damals den ganzen Tag bei Nadel und Strickstrumpf unter den Augen der Mutter saßen und „kein Gedanke an irgendein Lesebuch kommen durfte, außer wenn etwa des Sonntags die asiatische Banise erlaubt wurde“. Spät freilich erst wurden dem Luischen die Elemente zu einer kleinen Weltkame beigebracht, mit fünfzehn Jahren lernt sie das Klavierspiel und beginnt mit dem Französischen. Aber sie vermag dann doch dem norddeutschen Gatten durch die Mannigfaltigkeit ihrer Bildung und Interessen Respekt abzunötigen und die Abende im einsamen Landpfarrhaus trefflich zu verkürzen.

Uhlands Geburtshaus steht in der Neckarhalde, jener hübschen, hochgelegenen Straße, die einen freien Blick auf

den Fluß, das Vorland und die Albergerge gewährt. Es wäre eine schöne Jugendstätte für den Dichter gewesen, aber leider müssen wir die Familie schon in Ludwigs erstem Jahr in eine enge Gasse der inneren Stadt begleiten. Auch dieses alte Familienhaus ist noch erhalten, in der Hafengasse, nahe dem jetzigen Postamt. Es kommt uns neben jenem stattlichen, freigelegenen düster und unwirtlich vor. Aber die Wohnung im ersten Stock, die der Sekretarius bezog, galt für damalige Verhältnisse als geräumig und wohl ausgestattet. Die Eltern haben sich hier behaglich gefühlt und die langgewohnte Heimstätte erst 1825 mit dem Nebenhause vertauscht, aus Gefälligkeit gegen eine Nichte, die heiraten wollte.

Als Ludwig älter geworden war und ein eigenes Ge-  
laß für sich beanspruchen konnte, da wurde ihm nach einem gründlichen Hausumbau von 1797 ein langes schmales Eckzimmer im zweiten Stock eingeräumt. Es geht auf einen unfreundlichen Hof und auf die „lange Gasse“ hinaus. Unproportioniert, uneben und schmucklos, hatte es gar nichts vom Poetenstübchen an sich. Aber er fand hier wenigstens den Stoff zu seinem zierlichen Gedichtchen „Schlimme Nachbarschaft“: „Des Nachbars lieblich Flötenspielen nimmt jetzt mir die Gedanken hin, und jetzt muß ich hinüberspielen nach meiner hübschen Nachbarin.“

Als die Familie kaum erst etwas über ein Jahr das neue Heim bewohnte, geriet sie in ernste Gefahr, indem eine Feuersbrunst in ihrer nächsten Nähe ausbrach und ein ganzes Viertel in Asche legte. Es war am 9. September 1789; von abends acht bis morgens neun dauerte der Brand, dem 45 Häuser zum Opfer fielen. Der Herzog selbst war zur Stelle und leitete die Löscharbeiten, deren geschickter Führung wohl das Uhlandhaus seine Erhaltung danken mochte. Wir haben keine Kunde davon, daß sich der kindlichen Erinnerung des Zweiundeinhalbjährigen

das schaurig große Schauspiel eingeprägt hätte. Aber insofern wurde der Brand für ihn von Bedeutung, als dem erwachenden Bewußtsein des Knaben, der sich in den Straßen Tübingens zu tummeln begann, jetzt ein anderes Städtebild entgegentrat.

Tübingen gilt heute allgemein mit Recht als eine schöne Stadt. Die Lage an zwei steil gegeneinander abfallenden Hügeln, die eine originelle Bauart vieler Häuser und Straßen im Gefolge hat, die organische Mischung alter und neuer Stadtteile, ragend düsterer mittelalterlicher und freundlicher moderner Bauten, das anmutige Zusammenwirken von Berg, Wald, Wiese und Wasser in der Umgebung, das alles läßt ein ungewöhnlich harmonisches Gesamtbild erstehen. Auf den damaligen, namentlich auswärtigen Beschauer wirkte die Stadt anders. „Ich kenne keine Stadt in Deutschland von einiger Bedeutung, deren äußeres Ansehen so häßlich wäre als diese“ — so lautet der vernichtende Richterspruch des Allerweltsreisenden Nicolai. Auch andere klagten über die unbequeme Lage „auf einem Bergrücken, von beiden Seiten abhängig. Die Straßen sind daher äußerst uneben. Man muß schief hinauf- und hinabgehen, oft mehrere Stufen steigen, ja in einigen Häusern (z. B. in dem Hause des Herrn Professor Uhlend) steigt man von der Spitze des Daches in eine andere Straße“. Klagen über das schlechte Pflaster, die Bau-fälligkeit der Häuser, die mangelnde Beleuchtung und namentlich die Unreinlichkeit werden vielfach laut. Besonders stößt sich Nicolai an den großen Misthaufen, „eine Unanständigkeit, die sich doch wenigstens in einer Stadt nicht finden sollte, welche sich die zweite Haupt- und Residenzstadt nennt, und eine berühmte Universität und ein Hofgericht in ihren Mauern hat“.

Das war die hauptfächliche Quelle der Entrüstung: der Abstand zwischen der Bedeutung der Stadt und ihrem

Außeren, das an sich nicht ärmlicher sein mochte als das vieler Städte von 6000 Einwohnern. Dem Außeren entsprach das Innere der Häuser, in dem verwöhnte norddeutsche Besucher jeden Komfort vermiften. Es soll sich in ganz Tübingen damals nur ein einziges Sofa vorgefunden haben, im Besize des berühmten Verlagsbuchhändlers Cotta, dessen Bureau übrigens ein trübseliges Lädchen war. Sein Haus gegenüber der Stiftskirche hat im Jahre 1797 Goethe ein paar Tage lang beherbergt — der Knabe Umland soll mit ein paar Schulkameraden dem berühmten Gast eifrig nachgestellt haben —; es bildete mit der nahegelegenen alten Ula und der Münzgasse den baulichen Glanzpunkt der Stadt. Das alles mag nicht so viel anders ausgesehen haben wie heute auch. In die häßliche Winkligkeit der alten Stadt aber hatte jener Brand Bresche gelegt, es entstand in der nächsten Nähe des Umlandhauses ein neues Viertel, dessen Straßen ungefähr gleich den jetzigen verliefen. Dagegen war der Österberg, der nunmehr Tübingens bevorzugte Willengegend darstellt, noch so gut wie unbewohnt, und nach außen hin waren enge Grenzen gezogen durch die noch stehenden Mauern, aus denen fünf Tore ins Freie führten. Auch zum Schlosse hinauf war die Stadt noch nicht emporgewachsen, es thronte beherrschend auf überragender Höhe, wenn es auch seine militärische Bedeutung längst eingebüßt hatte.

Für den Knaben gewann die Heimatstadt, deren Kritik ihm natürlich fern lag, vielfache Bedeutung. Er bewegte sich auf einem erinnerungsreichen Boden, Vorzeitdenkmäler verschiedener Art ragten in seine kindlichen Spiele und Phantasien hinein. Die Stiftskirche war dem Heiligen Georg geweiht, an die Marienkirche knüpfte sich eine Ungeheuerfage. Das Schloß wurde zum beliebten Schauplaze seiner Knabenspiele, die hohen Türme, die weiten Säle, die tiefen Verließe erregten seine Einbildungs-

kraft, und der Dichter nimmt später seinen Platz unter der Schloßblinde, wie er seinen „König auf dem Turm“ von einem der Eckpfeiler des Schlosses herab ins Land spähen läßt.

Doch Uhland ist nicht der Poet der kleinstädtischen Winkeligkeit, sondern der weitausgebreiteten hellen und offenen Landschaft. Die Umgebung seiner Vaterstadt, der auch der kritische Nicolai alle Ehren angeheihen läßt, ist für ihn von klein auf von der höchsten Wichtigkeit geworden. Alle seine Naturgemälde sind entscheidend von ihr beeinflusst. Sein Blick verweilte gern auf dem lieblich geschlossenen Einzelbilde, wie es sich namentlich in den nahen Tälern ergab, die harmlosen Reize des Käsebachtals erschienen ihm in immer neuem Lichte, es ist wirklich sein Elysium und Ruhetal geworden. Aber eine weite, felder- und wiesenbedeckte, von dunkeln Wäldern umsäumte Fläche mit glänzenden Häusern darin, darüber die duftig-blaue Kette der burggekrönten Berge — das ist die typische Uhlandsche Landschaft, und sie wird nur dem ganz lebendig werden, der vom Rande des Schönbuchwaldes über das Neckartal zur Alb hinüberblickt. In früher Kindheit wird Uhland bereits die zwei Wegstunden zum Kleinod jener Gegend, der Wurmlinger Kapelle, zurückgelegt haben, die, einsam auf kahler, steiler Höhe lagernd, das Bild der Wallfahrtskirche und der „Kapelle droben“ abgeben durfte. Die verfallenen Schlösser der Alb hat er ebenfalls frühzeitig besucht und auf dem Roßberg und manchem anderen Gipfel die Stimmung des Hirtenknaben in sich gesogen, der froh und frei auf die Welt zu seinen Füßen herabschaut. Ein benachbartes Hofgut, das in Gesellschaft der Eltern sehr häufig besucht wurde, gab überdies den erwünschten Ausgleich gegen das ständige Leben in den engen Straßen der Stadt.

Seinen ersten kindlichen Umgang suchte und fand der



Knabe in der Familie. Im Hause an der Hafengasse wohnte der „Onkel Doktor“ Gotthold Uhland, der spätere Oberamtsarzt. Von seinen drei Töchtern war die älteste, Wilhelmine oder Wilmele, Uhlands gegebene Spielgefährtin. Späterhin hat er für die drei Mädchen immer die unvermeidlichen häuslichen Gelegenheitsgedichte schmieden dürfen. Allerlei Anekdoten zeigen das Verhältnis in hübschem Lichte. So soll Ludwig dem zur Strafe für etwelche Vergehen eingesperrten Bäschen durch den Rauchfang hinauf Märchen erzählt haben. Das Vaterhaus war aber nicht die alleinige Stätte seiner Betätigung. Die beiden Großväter lebten noch, und auch zu ihnen fand der Knabe oft und gern den Weg. Zwar waren beide nicht eben zu leutseligem Spiele mit ihm gestimmt. Großvater Hoser war ein verschlossener pedantischer Mann, aber sein Haus barg ungeahnte Schätze in alten Kumpelkammern, deren Betreten und Durchstöbern durch strenge Verbote nur um so reizvoller erschien. Ludwig hatte in diesem Hause auch zwei Freundinnen, die alten Mägde Hosers. Der Name der einen lebt fort in dem ältesten Reime, der uns von Uhland überkommen ist: „Christine, was macht sie für eine trugige Miene“ — die andere aber hat noch Jahre nach ihrem Ableben die wehmütige Tagebuchnotiz Uhlands veranlaßt: „Todestag der Madel“, und trägt in allem, was wir von ihr erfahren, die Züge einer rührend anhänglichen und selbstlosen Person, die ihren „Musje Louis“ ins Herz geschlossen hatte und ihm in seiner geldknappsten Zeit mit ihrer schmalen Hinterlassenschaft von Nutzen gewesen ist. Auch von einem Schreibtische, der von seiner lieben Madel stammte, vermochte er sich bis ins Alter nicht zu trennen.

In das Haus des väterlichen Großvaters, des Professors, mochte es mehr den älteren Knaben ziehen. Auch Joseph Uhland war eine trockene Persönlichkeit, von der

im Leben wohl ebensowenig Anregung ausging wie im Hörsaal. Was wir die Tübinger Studenten von Speckle (so lautete sein Spitzname) erzählen hören, klingt für den gediegenen, aber unlebendigen Gelehrten nicht recht rühmlich, wenngleich Kerners Bericht nicht ganz wörtlich zu nehmen sein wird, er habe in seiner Weltgeschichte ein volles Semester auf die Betrachtung des Menschen vor Adam verwendet. An der auch von anderen bezeugten schlechten Gewohnheit des akademischen Lehrers, mit seinem Stoffe niemals zu Ende zu kommen, wird sich nichts geändert haben, als der Historiker später zur Theologie zurückkehrte und Ephorus des Stiftes wurde. Uhland hat dem Großvater später manches lateinische Gedicht auf den Geburtstagstisch gelegt und ihm nach seinem Hingang in Versen gehuldigt, die den Eindruck eines harmonisch und zufrieden abgeschlossenen Lebens widerspiegeln. Die letzten Jahrzehnte hindurch hauste der alte Herr „in der Höll“, einem dem Namen zum Troß sehr schön gelegenen Haus an der Neckarhalde, das den Enkel besonders dadurch anlockte, daß man in dem hochgelegenen Garten sich ungestört in ein Buch versenken und wohl auch den Blick träumerisch sinnend in die Ferne schweifen lassen konnte.

Eine gewisse Personenheit hat sich aber bei Uhland erst mit den Jahren eingestellt. Als Knabe war er lebhaft, ja wild; mancher Zwang, den Mode oder Schulordnung über ihn verhängten, kam ihn hart an. Das Pudern der Haare, das einem sittsamen Knaben aus besserer Familie nicht wohl erspart bleiben konnte, war ihm höchst fatal, und er pflegte den Puder alsbald durch Ohrfeigen wieder von seinem blonden Kopfe zu entfernen. Auch die ordentliche Frisur zu bewahren machte ihm Not, noch im Alter konnte er sich Tränen lachen in Erinnerung an eine Schlacht der Abc-Schützen auf dem Osterberge, die ihm das Zopfband aus den Haaren gekostet hatte. Bei solchen

Knabenraufereien bewährte er sich stets als der Kräftigsten und Beherztesten einer. Und er gab wohl auch dem Spiele der Kameraden die äußere Richtung, die seinem Geschmacke behagte: wie zu Hause eine mächtige Ritterburg sein teuerstes Spielzeug bildete, so maskierte er sich auch am liebsten als Ritter der deutschen Vorzeit und schritt behelmt und geharnischt einher. Die Kampfspiele, die mit Schwert und Lanze ausgefochten wurden, fanden ihren natürlichen Schauplatz auf den Wällen der Tübinger Burg. Kein Wunder, wenn sein erster Lehrer, der drollige alte Rektor Hutten, auf die lebhaften Knaben als die Teufel seiner Gesundheit, die Nägel seiner Bahre lospolterte. Den guten Kern bei dem fleißigen Schüler Uhländ herauszufinden, war trotz allem nicht schwer.

Die ersten erhaltenen Lebensäußerungen des Knaben sind denn auch Schulnotizen, lateinische Vokabeln, die er sich aufschrieb und auf eigene Weise einzuprägen suchte, nämlich durch danebengesetzte Rötel- oder Schwarzstiftzeichnungen. Es sind ganz lebendige Gruppen und Stellungen, die er dabei festhält, von dem behaupteten Zeichentalente, dem er noch als Erwachsener in kleinen Aquarellbildchen zu huldigen pflegte, verraten sie freilich nicht allzuviel. Desgleichen erheitern uns die Skizzen in einem späteren Taschenbuche mehr durch groteske Komik, so ein Porträt des Rinaldo Rinaldini, das wiederum zeigt, in welcher Richtung seine Phantasie hauptsächlich tätig war.

Wir besitzen aber auch aus früherer Zeit, dem Oktober 1795, bereits einen Brief von Uhländs Hand. Er ist für die Mutter bestimmt und berichtet über das erste große Ereignis im Leben des Knaben. Er durfte damals mit dem Vater nach Stuttgart reisen; offenbar das erstemal, daß er sich von der Heimatstadt auf länger entfernte. Der Vater, das sieht man auch hier wieder, war kein engherziger Pädagoge. Erstaunlich, wie er den Uchteinhalb-

jährigen an allem teilnehmen läßt. Er darf mit in die Komödie, „da man Emilia Galotti spielte“; das Quartier bei den Verwandten Harpprecht muß aufgegeben werden, weil Frau Harpprecht in diesen Tagen, nach des Knaben Bericht, „mit einem Mädchen niederkam“. Louis scheint schon damals als ein großer Freund der Kunst, speziell des Theaters gegolten zu haben; denn der Vater verläßt mit ihm die Feuerbacher Verwandten gleich nach Tische, „daß ich noch in die Komödie komme, wo man Oberon König der Elfen spielt“. Der jugendliche Reisende darf mit Recht am Schlusse seine Eindrücke zusammenfassen: „Ich habe mich also wohl divertiert.“ Der Brief ist für das Alter seines Verfassers merkwürdig gut geschrieben, wenngleich er mit der Orthographie der Eigennamen noch auf sehr gespanntem Fuße steht.

Diese Stuttgarter Reise scheint vereinzelt geblieben zu sein. Im allgemeinen war der Knabe an die Scholle gebunden und lernte lange Zeit die Welt nicht anders als vom Tübinger Gesichtswinkel aus betrachten. Allerdings treten nun Zeiten ein, die stürmisch genug waren, um auch in die Abgelegenheit der ruhigen Stadt ihre Wellen zu senden.

Zu den großen Ereignissen im Leben der Tübinger Bürgerschaft mag zunächst schon 1793 der Besuch des Herzogs Ludwig Eugen gehört haben, der sich nach seinem Regierungsantritt in der zweiten Residenzstadt huldigen ließ. Unter seinem Vorgänger, dem berühmten Karl Eugen, hatte das Land vielfach geseufzt. Seine despotische Launenhaftigkeit, seine Gewalttätigkeit auch in vermeintlich guten und nutzbringenden Maßregeln hatte zwar in den letzten Regierungsjahren abgenommen, aber es mögen trotzdem nicht sehr freundliche Urtheile über den regierenden Herrn gewesen sein, die an des Knaben Ohr drangen. Karls Brüdern und Nachfolgern, den Herzögen Ludwig

Eugen und Friedrich Eugen, lag aller tyrannische Despotismus ferne, aber die gemächlichen und wenig tatkräftigen alten Herren ließen dafür auch völlig jene Kraft und diplomatische Klugheit vermissen, mit der Karl Eugen das Staatsschiff durch allerhand politische Stürme hindurchgelenkt hatte. Dabei sah sich aber die württembergische wie jede deutsche Regierung in jenen Tagen in schwerere Krisen denn je verwickelt.

Die Französische Revolution gewann seit Anfang der neunziger Jahre auf die öffentliche Meinung Schwabens den größten Einfluß. Man braucht nur Bernritters Württembergische Briefe in die Hände zu nehmen, um sich das aus dem ganz abweichenden Ton der beiden Sammlungen klarzumachen. 1786, wie öde und stagnierend spiegelt sich da das Leben Württembergs wider! Ein derber Materialismus beherrscht die Massen, häßliche Geld- und Amtergier die intelligenteren Kreise. 1799 treffen wir bereits alle modernen Schlagworte von Hebung der Massen, Emanzipation des dritten Standes, Reform von Staatskunst und Erziehungswesen, Ausrottung des Pfaffentums und Despotismus. Mit der Weltbürgerlichkeit und dem Freiheitsdrange, die im Gefolge der Revolution sich ausbreiteten, vertrug sich immer noch recht wohl eine spezifisch schwäbische Art von Nationalgefühl: Innerhalb der neu gestalteten Welt sollte das Schwabenland seine alte, vielgerühmte freiheitliche Verfassung erst recht zur Geltung bringen und sich durch sie als ebenbürtig zeigen.

Demnach sah man es mit Mißtrauen, daß Herzog Ludwig Eugen, im Gegensatz zu seinem Vorgänger ein eingefleischter Revolutionsgegner, Anstalten traf, um das Land mit Waffengewalt gegen Frankreich zu schützen. Nur wenige, wie der Oberamtmann Kerner, verstanden den Aufruf zur Bildung eines Volksheeres richtig, die

meisten sahen darin einen Kunstgriff des Despotismus, der neue Stützen für seinen wankenden Thron suchte. Tübingen wird damals als Sitz besonders lebhafter Opposition gegen die herzoglichen Pläne genannt, trotzdem der Philosoph Abel, Schillers alter Lehrer, eine antifranzösische nationale Bewegung ins Leben zu rufen versuchte.

1795 nahen sich die Sturmzeichen auch der stillen Stadt. Schwärme französischer Emigranten kamen in die Gegend und erregten durch zuchtloses Benehmen Ärger. 1796 brach der Krieg aus. General Duchesne drückte von Südwesten auf die vom Rheine zurückweichenden Österreicher und bedrohte Tübingen. Ringsum verbreitete sich der Schrecken vor dem Revolutionsheere. Die Landbevölkerung flüchtete hinter die Mauern der Stadt, in Tübingen selbst dachte mancher Begüterte ans Entweichen. Es lief aber alles noch günstiger ab, als man befürchten mußte, da ein inzwischen geschlossener Vertrag die Franzosen unter Vandamme wenigstens nicht als Feinde in die Stadt brachte. Man staunte in Tübingen über die Disziplin dieser Armee, die auch an wirtschaftlichen Ansprüchen hinter der gewohnten österreichischen Einquartierung zurückstand. Die Ausrüstung des siegreichen Heeres soll allerdings mangelhaft genug gewesen sein, vor allem das Schuhwerk. Ein Augenzeuge berichtet von dem seltsamen Aufzug eines Generals, der in seiner goldglänzenden Uniform barfuß einherkam. Solchem Mangel abzu helfen dienten die schweren Kontributionen, die der Stadt und der Universität auferlegt wurden. Zum Glück blieben die ungebetenen Gäste nicht lange. Es bildete eine der schönsten Jugenderinnerungen noch des greisen Uhland: wie die Österreicher in ihren weißen Röcken zuerst wieder auf der Hechinger Straße auftauchten und jubelnd nach Tübingen hineingeleitet wurden. In den nächsten Jahren aber hörte die Last dieser Durchzüge und Abgaben noch

nicht auf, und Tübingen gleich mehr wie einmal einem Heerlager. Namentlich im Jahre 1800, vor dem Lüneviller Frieden, hausten die Franzosen nach Vertreibung der Österreicher wie im eroberten Lande. Die glänzende Außenseite dieses militärischen Schauspiels mag in Knaben-  
 augen die Mißlichkeiten der Fremdherrschaft und die häufige Gefährdung des Eigentums ausgeglichen haben.

An den Feldzügen von 1799 und 1800 hatte Württemberg als Bundesgenosse Österreichs teilgenommen. Die Mißerfolge waren zum Teil auf halbe Maßregeln zurückzuführen. Im Jahre 1797 hatte die energische Persönlichkeit Herzog Friedrichs I. das Steuerruder des Staates ergriffen. Für seinen an Friedrich dem Großen geschulten aufgeklärten Despotismus war das Land zu klein und die Verfassung zu eng. Es kam zu Reibereien mit den Landständen, die zwar endlich wieder einggerufen wurden, in auswärtigen Angelegenheiten aber nicht Hand in Hand mit dem Herzog zu gehen vermochten und daher ihre eigene Politik trieben. Sie verweigerten aus ganz ehrenwerten, aber kurzfristigen Gründen die erforderliche Heeresvermehrung und glaubten an die Möglichkeit einer allseits geachteten Neutralität. Der Keim zu dem lang andauernden Konflikte zwischen Fürst und Landtag wurde damals gelegt. Wiederum galt Tübingen als Herd der regierungsfeindlichen Stimmung, die namentlich durch die Bürgermeister Hauff und Kölle genährt wurde. Umland wird in jungen Jahren bereits die Grundsätze der liberalen Opposition in sich gesogen haben. Übrigens wurde ihm 1798 Gelegenheit, den neuen Herrscher selbst zu sehen. Im Mai dieses Jahres besuchte Herzog Friedrich die Universitätsstadt und hielt zweimal offene Tafel ab. Eine Anekdote will wissen, daß der Knabe damals als ritterlicher Beschützer seiner schaulustigen kleinen Schwester Platz in der Menge verschafft habe.

Die Jahre hindurch, in denen sich all dies abspielte, war Ludwig Uhland Lateinschüler. Die anatolische Schule lag wenige Schritte vom elterlichen Haus entfernt auf dem Schulberge, man stieg wie heute die schmale Gasse am Konvikt empor. Da oben hat Uhland vom sechsten bis vierzehnten Jahre seine Unterweisung empfangen.

Das heimische Schulwesen gereichte dem Schwaben zu nicht geringerem Stolz als die alte Verfassung. Leider allmählich ebenso ungerechtfertigterweise. Eine starke Verkünderung, ein fauler Konservatismus war auch hier eingetreten. Es fehlte vor allem an tüchtigen Fachlehrern. Der eigentliche Unterricht lag ausschließlich in den Händen von Theologen, der wahre Zweck der Lateinschulen war, die künftigen Geistlichen aufs Landexamen vorzubereiten. Freilich saßen auf den Bänken dieser überall schematisch betriebenen „Trivialschulen“ auch künftige Angehörige anderer Berufe, selbst Handwerker- und Kaufmannsöhne, die nicht höher hinaustrachteten als ihre Eltern. Aber der Unterricht war durchaus auf die Theologen zugeschnitten und bestand in einem öden Drill, in der Anhäufung streng vorgeschriebenen Gedächtnisframs. Der Name Lateinschule bestand zu Recht. Denn der Schwerpunkt des Unterrichts lag in dieser Sprache, lateinisch lesen, schreiben, sprechen und sogar etwas dichten können war das Hauptziel. Ein wenig Griechisch und Hebräisch mochten nebenher gehen, alle anderen Disziplinen aber lagen völlig danieder.

In dieser Hinsicht trat 1793, also im ersten Schuljahr Uhlands, eine Besserung ein. Durch eine neue Lehrordnung wurden die Realien mehr in den Vordergrund gerückt, für Arithmetik, Geschichte, Geographie, Geometrie eigene Lehrstunden eingeführt; etwa übrigbleibende Viertelstunden sollten der Naturlehre gewidmet sein. Leider bildeten diese neumodischen Disziplinen die Haupt-



schwäche des Mannes, der als Lehrer auf Uhland vom größten Einflusse sein sollte.

Der Magister Friedrich Ludwig *R a u f f m a n n* war seit 1798 Nachfolger des alten Hutten; eine kräftige Persönlichkeit und ein geborenes Lehrtalent, dem allgemeine Faßlichkeit des Unterrichts ebensowohl Gebot war wie möglichste Vertiefung des herkömmlichen flachen Sprachbetriebs. Er führte seine begabteren Schüler bis zu Sallust und Horaz, für die damalige Trivialschule ein beträchtliches Pensum. Eine außerordentliche Arbeitslast ruhte auf dem erst sechsundzwanzigjährigen Rektor, der nur noch drei Präzeptoren neben sich hatte und von den vier Schulklassen zwei zu ständigem Unterricht übernehmen mußte. Dabei gab es im Frühjahr und Herbst nur zwei schmale Ferienwochen. Ein Wochentag, der Donnerstag, war freilich nach alter Sitte schulfrei. Am Tage vorher pflegte Rauffmann mit einem dickleibigen Aufgabenbuche zu erscheinen und das Hebdomadarium, die Wochenaufgabe, zu diktieren. Über den Sonntag gab es eine schriftliche Ausarbeitung, die älteren Schüler hatten daneben die Predigt nachzuschreiben. Doch bezeugen alle Schüler Rauffmanns, daß er sie mit Hausarbeiten nicht überbürdet habe.

Der Rektor war überhaupt ein vernünftiger Pädagoge, der die jungen Menschen möglichst wenig trockenen Schulstaub schlucken lassen wollte. Wie er während des Unterrichts trotz guter Zucht gelegentlich einmal die Zügel etwas locker lassen konnte, so sorgte er auch außerhalb der regelmäßigen Stunden geistig und körperlich für seine Schüler; durch die gemeinsamen „rhetorischen“ und die Leibesübungen. Jene wurden Samstags nachmittags von ein bis zwei Uhr abgehalten, sie hatten Schulung im freien Vortrag und im eigenen Dichten, am liebsten auf Lateinisch, zum Zwecke. Daß die Resultate dieses wohl-

gemeinten Deklamatoriums im allgemeinen kümmerlich genug waren, glauben wir den Zeugen gern. Von Ludwig Uhland aber wird berichtet, daß ihm in rühmlicher Ausnahme die lateinischen Verse wie Wasser zuströmten. Über einen Sonntag fertigte er mit leichter Mühe ein Hundert.

Wichtiger wurden, vielleicht sogar für ihn, die körperlichen Übungen, die Kauffmann für ein wesentliches Element der Jugenderziehung ansah, als die Mode der Zeit noch längst nicht auf sie verfallen war. Mit Vorliebe führte er seine Schüler auf weiten Spaziergängen durch die Umgebung Tübingens, auf die Alb oder in den nördlich gelegenen großen Wald. Von einer Wanderung auf den Steinenberg (nach anderen den Roßberg), jenen prächtigen Aussichtspunkt, der die Weiten des Neckartals und die Höhen der Alb vom Hohenstaufen bis zum Hohenzollern umfaßt, ist eine kleine Anekdote aufbewahrt: das prächtige Schauspiel des Sonnenaufgangs, das die frühauftretende kleine Schar dort genoß, wirkte auf den jungen Ludwig Uhland so überwältigend, daß er mit ausgebreiteten Armen lange gen Himmel blickte und endlich den Ausruf tat: „Sonne, du kommst —!“ Die Hoffnung von Lehrer und Mitschülern auf einen poetischen Dithyrambus hat der künftige Dichter der Alb damals freilich noch enttäuscht.

Doch auch eine andere Art turnerischer Schulung trachtet Kauffmann seinen Knaben zu erteilen. In jenen kriegerischen Zeitläuften lag es nahe, ihnen einen militärischen Anstrich zu geben. Unter Leitung eines ausgedienten Unteroffiziers wurde auf der Wöhrd, der damals noch unbepflanzten Insel zwischen den beiden Neckararmen, eifrig exerciert, nach Beendigung der Übungen zog die jugendliche Kompagnie geschlossen unter Kauffmanns Führung durch das Neckartal in die Stadt zurück. Manchmal wurden auf dem Spitzberg Schanzen auf-

geworfen und richtige Kriegsspiele aufgeführt. Ludwig Uhland, darin also auch einmal der echte Enkel des Türkensämpfers, soll hierbei besonders wacker seinen Mann gestanden haben.

Mit vierzehn Jahren war Uhland so weit vorgerückt, daß ihm Kauffmanns Lehrerweisheit nichts Ferneres zu bieten vermochte. Die Theologen pflegten in diesem Alter in die Klosterschule einzutreten. Wer sich einem anderen gelehrten Berufe zuwandte, dem blieb nichts übrig, als bereits die Universität zu beziehen. Vierzehnjährige Studenten waren keine Seltenheit. So wurde Uhland unmittelbar nach der Konfirmation, die der Großvater im Herbst 1801 vollzog, akademischer Bürger.

In die Ferienzeit zwischen Trivialschule und Hochschule fällt eine kleine Reise, die der junge Mulus diesmal allein und größtenteils zu Fuß unternahm. Verwandtenbesuche waren ihr Hauptzweck, und wir besitzen noch den köstlichen Brief der Mutter, in dem sie dem Sohne hundertlei Klugheitsregeln für seine erste Weltfahrt erteilt. Uhland besuchte Hofers in Heilbronn, Harpprechts in Stuttgart und vor allem den Onkel Ernst in Brackenheim, den zweitältesten Bruder des Vaters, der in dem altertümlichen Städtchen des Zabergaues als Dekan wirkte. Mit dem jungen Wetter, gleichfalls einem Ernst Uhland, einem fröhlichen gleichaltrigen Gesellen, mag er damals die Freundschaft geschlossen haben, die er dem allbeliebten „Zigeuner“ während der Tübinger Studentenjahre und dem späteren wackeren Arzte das ganze Leben hindurch bewährt hat.

Eine wichtige Lebensfrage sollte in Brackenheim plötzlich zur Entscheidung kommen: Überraschend trafen die Eltern dort ein, und mit einem Male sah sich der Vierzehnjährige vor die Entscheidung wegen seines künftigen Berufes gestellt. Bisher war der Wunsch der Eltern der seine gewesen: das Beispiel des allgeachteten Hausgenossen, des

Onkels Doktor, schien das Studium der Medizin besonders nahezuiegen. Nun hatte sich ergeben, daß der künftige Student Anwartschaft auf eines der Universitätsstipendien erheben konnte, das ihm später einmal eine Studienreise ermöglichte, aber nur einem Juristen vorbehalten war. Grund genug für den Vater, das ihm ohnehin vertrauteste Studium der Rechtswissenschaft zu empfehlen, und für den noch ganz urteilslosen Sohn, dem väterlichen Winke zu gehorchen. So wurde er Anfang Oktober als Jurist an der heimischen Universität inskribiert.

Indes hatte es glücklicherweise mit dem Beginne der eigentlich fachlichen Ausbildung noch gute Wege. Studenten dieses jugendlichen Alters, denen noch nicht einmal der Eid abgenommen werden konnte, mußten zunächst in mehrjährigem Besuche der Artistenfakultät ihre Gymnasialbildung vervollständigen. Privatunterricht suchte die etwa vorhandene Kluft zwischen Mittel- und Hochschulbildung außerdem zu überbrücken. Repetent Seubert übernahm diesen bei Uhland. Indes mutet uns auch Lehrstoff und Lehrbetrieb auf der Universität noch reichlich schulmäßig an. Es bedeutete also für Uhland keine gar zu große äußere und innere Umwälzung, daß er Student wurde. Sein Weg führte ihn nicht mehr links auf den Schulberg, sondern rechts zur Stiftskirche hinauf, hinter der der mächtige vielstöckige Bau der alten Aula sich heute wie damals an den steilen Bergrücken anlehnt.

Tübingen war im ausgesprochensten Maße Landesuniversität; ihr Zweck wiederum vor allem Ausbildung künftiger Geistlicher, weshalb die Stiftler, die klösterlich eingekleideten und angesiedelten Theologiestudenten, bei weitem überwogen. Juristen zählte die Universität in den Jahren 1800—1805 durchschnittlich 69 im Semester, die Zahl der als Philosophen eingeschriebenen betrug im Herbst 1801 nur 10.

Von einem freien studentischen Leben hatten sich im verflossenen Jahrhundert erst die Anfänge gezeigt. Die Revolutionsideen aber konnten selbst auf die Stiftler nicht ohne Einfluß bleiben, und so rüttelte man an den von allen Seiten einengenden Schranken. Eigentlich war strenges Gebot, daß die Studenten winters um 10 Uhr, sommers um 11 Uhr zu Hause sein sollten. Aber in jenen unruhigen Zeiten gab es häufig nächtlichen Lärm und kam es zu erbitterten Fehden zwischen Studenten und Bürgersöhnen, mehr noch zwischen Stiftlern und „Stadtburschen“. Der Philosoph Hegel soll einer der erbittertsten Kämpen gewesen sein. Uhland dürfte sich, namentlich in den Anfangsjahren, still beiseite gehalten haben. Auch die allmählich reicher ausgebildete studentische Geselligkeit war zunächst für ihn ungeeignet. Eher wird er sich interessiert haben für gewisse künstlerische Bestrebungen der Kommilitonen; eine zu Weihnachten 1801 vorbereitete Aufführung von *Kabale und Liebe* mußte zwar auf höheren Befehl unterbleiben, aber Wallensteins Lager konnte bald darauf in Szene gehen.

Die Tübinger Artistenfakultät befand sich damals in jeder Hinsicht im Hintertreffen. Ihre Professoren nahm man nicht ganz für voll, auch an der ohnehin dürftigen und schlecht aufgestellten Universitätsbibliothek fanden ihre Disziplinen, z. B. neben der juristischen, viel zu wenig Beachtung. Nach der Richtung von Uhlands Interessen mußten der treffliche Astronom und Mathematiker Bohnenberger und der weitberühmte Orientalist Schnurrer ohne Einfluß auf ihn bleiben. Die reine Philosophie lag während jener Blütezeit in Tübingen ganz danieder, eine Gelegenheit, Schelling zu gewinnen, hatte man sich entgehen lassen. Bei der geringen Bedeutung von Lehrkräften wie Fleck, Böck, Schott und Abel hat es Uhland an gründlicher philosophischer Ausbildung fehlen müssen; das bedeutet

für Zeit seines Lebens einen Mangel, den er freilich selbst am wenigsten gefühlt zu haben scheint.

Im Fach der Geschichte war Großvater Uhland schon seit einer Reihe von Jahren ersetzt durch Christian Friedrich Rösler, einen witzigen Kopf und lebendigen Lehrer, der nur die Nachteile übertrieben aufklärerischer Geschichtsbetrachtung allzu stark hervortreten ließ. Er verlor sich ganz ins Anekdotische, sah seine Hauptaufgabe darin, die kleinen menschlichen Schwächen bedeutender Männer satirisch zu beleuchten, während die großen, zumal kulturhistorischen Entwicklungslinien völlig verloren gingen. „Er dachte sich wahrscheinlich dem jugendlichen Geist anzupassen“, berichtet einer seiner Zuhörer, „indem er die größten Männer des Altertums in den wichtigsten Verhandlungen redend einführte; aber es geschah mit der rohesten Breite des schwäbischen Akzents in einer wahren Hanswurstsprache und mit eigentlichen Lazzis“. Wissenschaftlich nicht untüchtig, hatte er namentlich die heimische Landesgeschichte durch kritischen Geist gefördert. Seinen Schülern bot er am meisten nicht vom Katheder herab, sondern durch freundlich erteilte private Anregungen. Wir wissen, daß auch Uhland in dieser Hinsicht zu den von Rösler Bevorzugten gehört hat.

Dennoch wird auch er gleich jenem eben angezogenen Gewährsmann zugestanden haben, daß von all seinen akademischen Lehrern nur einer für ihn von wirklicher Bedeutung geworden ist: David Christoph Seybold, der Altphilologe. Er war ein modern gerichteter Gelehrter und Pädagoge und hat selbst mit gutem Blicke für die verrotteten Zustände den typischen Lehrgang des schwäbischen Theologen in einem Halbroman Hartmann (1778) geschildert. Für diesen Studenten Hartmann ist es ein großer Moment, als er die antiken Schriftsteller nicht nur als grammatische Exempelsammlung, sondern auch ihrem

Stoff und ihrer Kunstform nach schätzen lernt. Ein gleiches Erlebnis wollte Seybold auch seinen Schülern zuteil werden lassen, die er vor allem durch seine Homererklärung fesselte. Doch lag es in der völlig formlosen Art des herkömmlichen Tübinger Kathedervortrages, daß auch seine Vorträge mit der Zeit die Gestalt langweiliger Schulunterweisungen annahmen, und er wie Köslers durch zwanglose häusliche Unterweisung mehr Segen zu stiften mußte. Seine wohl- ausgerüstete Bibliothek, in der auch die deutsche Literatur nicht zu neumodischen Schlages vertreten war, ist wie für viele seiner Schüler so für Uhland zur reichen Fundgrube geworden. Der Schüler Seybolds bildete sich zum gründlichen Kenner des klassischen Altertums. Darüber hinaus wurden ihm hier Stoffgebiete erschlossen, die der artistischen Allgemein- und juristischen Spezialbildung weniger zugute kamen, als daß sie die Anschauungs- und Formenwelt des künftigen Dichters bereichern sollten.

Wir entbehren der Zeugnisse über Uhlands Leben und Treiben während der ersten akademischen Jahre. Zwei Freunde standen ihm zur Seite: Friedrich Harpprecht, der Sohn jener Stuttgarter Familie, eine feurige Natur und ein gewandter, wenngleich unselbständiger Dichter, und Hermann Gmelin, der begabte, aber so traurigem Ende aufgesparte spätere Kriminalist. Im schön gelegenen väterlichen Garten dieses vertrauten Studiengenossen fanden sich die beiden jungen Leute zu gemeinsamer Lektüre des Homer. Rückschauend hat Uhland voll herzlicher Erinnerungsfreude dieses schöne, keime- und ahnungsreiche Zusammenleben geschildert: „Du warst etwas früher als ich in die Welt getreten (ich möchte sagen die große Welt, denn uns war sie es) und teiltest dann mit mir, der ich noch in stiller Eingezogenheit lebte, was du Angenehmes oder Unangenehmes erfahren, und erwecktest so in mir ein wunderbares Bild des Lebens, das dir selbst auch wunder-

bar erschienen war. Auf unsern häufigen Spaziergängen nach Waldhausen, wo wir unter den blühenden Bäumen sitzend die Sonne untergehen sahen und dann im Schimmer des Mondes und der Sterne nach Hause wandelten, eröffneten wir uns unsere Gefühle und Hoffnungen, und wie das weite Tal in der dämmernden Mondbeleuchtung unter uns lag, so lag auch die Welt vor uns in magischem Dufte, harrend des erhellenden Tageslichts. Wahrlich eine herrliche Zeit, wo der Mensch noch eine so weite schöne Zukunft vor sich hat. Es kann noch Alles mit ihm werden, er hat noch kein edles Wirken, keinen schönen hohen Genuß verjäumt.“

Aus dem lebhaften kampflustigen Knaben ist ein zurückgezogener, sehnsüchtig in die Ferne schweifender und in dämmernden Erwartungen schwelgender Jüngling geworden. Deutlich spricht sich hier in der ahnungsvoll träumerischen Betrachtung der stillen Mondlandschaft, in seinen hochgeschwellten Hoffnungen schon aus, was für eine schöne Zukunft, was für ein herrlicher künftiger Beruf es ist, den er vor sich sieht: der Dichter ist in ihm wach geworden.







## 2. Kapitel

### Jugenddichtung und Jugendfreunde

Das Uhlandsche Haus war ein Sitz ruhig konservativer Bürgerlichkeit. Den allgemeinen Lebensgewohnheiten entsprachen sicherlich Geschmack und Kunstanschauung. Die gesamten geistig interessierten Kreise Schwabens schwuren damals noch auf die Götter des 18. Jahrhunderts, und so mußte auch die Familie Uhland vom Großvater bis zum Enkel ihrem literarischen Empfinden nach durchaus in der guten alten Zeit wurzeln.

Drei poetische Moden finden im damaligen Württemberg ihre Pflege, die sich in der Literaturgeschichte zeitlich abgelöst haben, oft nach lebhaften Fehden, die sich hier aber gut miteinander vertrugen: Die aufklärerische, die geniemäßige und die klassizistische Richtung treffen wir in ruhigem Verein. Die Zeit war vorbei, in der man in den schwäbischen Landen ein ödes geistverlassenes Sibirien hatte sehen müssen. Des jungen Schiller stammesbewußtes Wort: „Auch manchen Mann, auch manchen Held gebar das Schwabenland“ galt jetzt auch auf poetischem Gebiete. Drei ihrer größten Erscheinungen verdankt die Literaturgeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts den Schwaben: Wieland, Schiller und Hölderlin. Aber diese drei waren in der Heimat keineswegs unbedingt tonangebend, konnten es schon deshalb nicht sein, weil sie ihr räumlich zu fern waren. Der Landsmannschaft eines Wieland mochte man sich zudem in mancher guten alt-

schwäbischen Familie, und so wohl auch in der Uhlandschen, nicht gerne rühmen. Schillers durch großartige individuelle Selbsterziehung ermöglichten Aufstieg zur Höhe mitzumachen konnte nur wenigen gegeben sein. Am nächsten ist ihm einige Jahre lang Hölderlin gekommen, dessen künstlerische Tendenzen der Heimat durch äußerliche Nachahmung am vertrautesten wurden. Er ist der Hauptvertreter des schwäbischen Klassizismus, zu dem sich, wenn gleich weniger ausschließlich, seine Freunde Magenau, Neuffer, Conz bekannt haben. Schiller wirkte fast nur durch seine ungebärdigen Jugendgedichte, also als Stürmer und Dränger, und als solcher sah er sich durch eine stärkere lyrische Individualität in den Hintergrund gedrängt: durch Schubart, jenen vielkönigen und genialischen schwäbischen Sänger, bei dem Klopstocksche Erhabenheit und Bürgerische Derbheit einen seltsamen Bund eingehen.

Bestrebungen, die heimische Lyrik zu organisieren, hatten in den 70er Jahren schon begonnen. Ein schwäbischer Musenalmanach sollte den „ausländischen“ Unternehmungen gleichen Titels die Spitze bieten. Er erschien im vorletzten Jahrzehnt des Jahrhunderts öfter hintereinander und hat auch Schillers Konkurrenz siegreich überdauert. Der Poet Stäudlin, der als Herausgeber zeichnete, schlägt, wie wir wissen, in unseres Dichters Verwandtschaft. Das Exemplar des Schwäbischen Musenalmanachs auf 1783 im Besitz der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin zeigt den handschriftlichen Eintrag: „Geschenk des Herrn Dr. Uhland.“ Wenn der Professor, der hier sicher gemeint ist, diese lyrische Sammlung als Angebinde zu erwenden liebte, so besteht ein doppelter Grund zu der Annahme, daß der Enkel mit dieser poetischen Kost aufgewachsen ist.

Hier wie in den anderen Jahrgängen konnte er die bunteste dichterische Mustertarte zusammengestellt finden.

Blättern wir in diesen fast überzierlichen Duodezbandchen, so bleibt uns wenigstens der Eindruck der Monotonie erspart; der der Unoriginalität weniger. Da wechseln stumpfe Epigramme Kästnerscher Manier von Haug und Weißer mit klopstockisierenden Oden, die mit einer Flut von Konditionalsätzen beginnen. Da kommt dem Dichter Thill beim Anblick des Stauffen die Erinnerung an die Zeit der alten deutschen Redlichkeit, während Conz nach dem Muster der Schubartschen Fürstengruft aus diesen Trümmern die Vergänglichkeit der Tyrannenmacht schadenfroh nachweist. Ländelnde, das Körperliche dreist ausmalende Erotik in Gleimschem Geschmack wechselt mit klopstockisierendem Anschwärmen der künftigen Geliebten, und Stäudlin läßt ein betrogenes Mädchen gleich der Schillerschen Kindermörderin schwülstig monologisieren. Ein philosophischer Autor, der noch bis zu Haller zurückstrebt, sucht in einer gereimten Ode die Frage der Fortexistenz nach dem Tode zu ergründen; ein sanfter Poet singt freundlich resigniert einen Akazienbaum an, eine anonyme Winterphantasie verbohrt sich in grundlose Melancholie. In frischere Luft führt ein bürgerlich derbes Dreschlied und eine mundartliche Winzeridylle.

Einige spezifisch schwäbische Züge drängen sich bei aller Unselbständigkeit doch hervor. Trotz aller Einwirkungen des Klassizismus herrschte damals bei den Schwaben eine unvertilgbare Reimsfreude, ein Erbe der vorklopstockischen Zeit; antike Metra, wie sie der Landsmann Hölderlin bevorzugte, sind selten. Die starke didaktische Neigung der schwäbischen Reimschmiede findet auch in der reinen Lyrik ihren Niederschlag und erzeugt eine Hinneigung zur moralisierenden Personifikationsdichtung: alle möglichen allegorischen Wesen werden angesungen, die Schönheit, die Begeisterung, die Freundschaft, die Genesung; der Wollust wird als der größten Feindin pathetisch abgesagt. Stäudlin

führt als der erste Schwabe in das Heiligtum einer Göttin, das nach ihm so leicht kein Lyriker unbetreten läßt: der Schwermut. Die Vorliebe für diese sanft schmachtende Stimmung ist ursprünglich von dem Göttinger Hölty und seinen englischen Vorbildern erborgt. Sie entspringt bei den Schwaben aber nicht nur reiner Reflexion über menschliche Hinfälligkeit und ungesundem Gräberkulte, sondern wird auch durch die Betrachtung der heimischen Landschaft genährt. Die Ruinenpoesie ist in Schwaben zu Hause, wehmütig sieht man die Trümmer der Vorzeitherrlichkeit auf einsamem Hügel ragen; dazu ein sanfter Abendhimmel, ein leise durchs Buschwerk rieselndes Wasserlein, und die landschaftliche Staffage vieler Lieder ist fertig.

Solch weichlich wehmütige Naturbetrachtung wurde um die Wende des Jahrhunderts noch ganz besonders gefördert durch die Poesien Matthijons. Er ist zwar kein Schwabe, hat sich aber nachbildend und nachgebildet gleich seinem Schweizer Freunde Salis dieser Gruppe eingereiht. Wie das milde Abendlicht, so bevorzugt er den Mondschein, der fast in keinem seiner Gedichte fehlt. Sie alle durchzieht eine süßliche Weichheit, die aber selbst Schillers strenge Kritik einzulullen verstand. Zur Nachhilfe der Stimmung läßt Matthijon gerne die Harmonika erklingen, und sein dünner künstlicher Liedstil mahnt selbst an den Klang dieses Instrumentes. — Innerlicher und erlebter wirkt die Schwermut in den Gedichten des Schwaben Lohbauer. Wie Matthijon besucht er das schlichte Hüttchen des Landbewohners, geht gerne am traurig wimmernden Murbach entlang, läßt sich vom Tannenhain umtrauschen, sieht im Abenddämmer bemoste Burgtrümmer auftauchen. Am blassen Novemberabend lauscht er im Eichwalde den bang flüsternden Blättern und gibt sich wehmütigen Erinnerungen hin, auch an die entschwundene Geliebte.

Das waren also die Iyrischen Töne, die an des wer-

denden Poeten Umland Ohr schlugen. Die Anfänge seines Dichtens können nichts anders sein als Versuche, diesen Landsleuten nachzustammeln, und auch die großen ausländischen Dichter wird er zunächst durch ihre Brille sehen. Er lernte hier vor allem eines: die Lyrik als eine ganz subjektive Kunst zu pflegen. Das Gedicht ist zum Träger der eigenen Stimmung, der eigenen Reflexion bestimmt. Persönlicher Natur ist daher fast alles, was wir aus Uhlands ersten Dichterjahren besitzen.

Ein wenig Poesie fürs Haus durfte in keiner schwäbischen Familie fehlen, wenn also der Zwölfjährige Ende 1799 der Mutter ein paar Verse überreichte, so wird darin noch niemand die Gewähr für eine künftige Dichterlaufbahn erblickt haben. Anders steht es schon mit einem hexametrischen Gedicht aus dem nächsten Jahre: die übliche Bitte der Schüler um die Herbstvakanz wird da nicht ohne Geschraubtheit, aber doch in ganz anmutigem Idyllenstile vorgebracht, bei dem der Homerdolmetsch Boß Pate gestanden hat. Damit ist der Dichtung Bahn gebrochen. Das Jahr 1801 bringt über ein Duzend Gedichte, deren Themata wechseln. Ein paar Grundstimmungen stehen fest.

Der Poet zeigt sich von einer echt knabenhaften Tugendbegeisterung erfüllt, die sich keinen brav philiströsen, sondern einen heroischen Anstrich zu geben sucht. Er hat damals aus dem Lateinischen des Silius Italicus eine Szene übersezt, die den Feldherrn Scipio zwischen Tugend und Laster wählend zeigt. Das wird zu einer Art Leitmotiv seiner ferneren Dichtung. Man zweifelt nicht, auf welche Seite sich der junge Sittlichkeitsapostel selbst schlagen wird, der so verächtlich auf „schnödes Menschenlob“ und „äußerliche Ehre“ herabzusehen vermag, dem Verworfenen, der nach der Erde schnödem Gute trachtet, seine volle Verachtung ausdrückt und angesichts der „Menschenfrechheit“ von Jehova Zebaoth einen kurzen Aufschub des wohlver-

dienten Berichtes erfleht. Seine moralisierende Poesie findet aber auch die sanften Töne Hölty's; dem schon von Stäudlin besuchten wackeren ländlichen Greis legt er salbungsvolle Reden in den Mund. Andere Göttinger weisen ihm den Weg, wenn er sich über die Greuel des Bürgerkriegs erregt und, vielleicht im Anschluß an Zeitereignisse, Vaterlandsliebe und Opfermut hochpreist. Besser steht es dem Konfirmanden zu Gesicht, in Klopstock'schen Hexametern die Begegnung Simeons mit dem Knaben oder in komplizierter Strophenform Jesu Kreuzestod und Auferstehung zu besingen.

Fände man diese Poesien ohne Autornamen, niemand würde auf Uhlands Verfasserschaft raten. Er ist eben Effektiker, und bleibt es in vielem noch Jahre hindurch. Jungschillerisches Tugendgeprahle nötigt er sich 1802 in seinem *W a h r e n G u t* ab, im Jahre darauf schmiedet er einen ihm innerlich offenbar sehr fernliegenden *D i t h y r a m b u s* nach dem Schillerschen Muster. Schubart'sche Töne und Themata zeigen ihre nachwirkende Kraft noch lange: 1805 variiert er dessen Gedicht an den Tod, 1806 das Lied des Gefangenen.

Solche Unselbständigkeit würde man ihm aber am ehesten zugute halten. Störender wirkt die Anfängerhaftigkeit seiner Diktion, die sich zwischen zwei Extremen hin und her bewegt, der Trivialität und dem Bombast. Doch ist dieser fast noch eine größere Gefahr für ihn als jene, weil sich deutlich fühlbar macht, daß eine im Grunde nüchterne Natur sich diese hochtönenden Phrasen abringen muß, und daß ihm geziertes und geschraubtes Gestammel die geordnete dichterische Sprache einstweilen noch ersetzt. Seine Bildersprache ist ebenso unfertig wie seine Vers-technik, deren Reimfreudigkeit auch vor dem Hexameter nicht haltmacht und in echt schwäbischer Genügsamkeit mit Bindungen wie *Sterblich er auf er vorlieb nimmt*. Die

Wortwahl hat eine entschiedene Hinneigung zum Krassen (schrauben, wüten, brüllen usw.), man trifft schwülstige Komposita (Tigermordbegierde, die schwarzbesleckte Seele), höchst gewagte Vergleiche (Gott preßt „als aus Schwamm“ aus Wolken Güsse; der Adler trinkt aus der Sonne usw.), zahlreiche Göttingische Ha!, die den Eindruck des Krampfhaften auf die Spitze treiben.

Allmählich aber wird die wahllose Unoriginalität eingedämmt, zunächst indem eine bestimmte Gattung von Mustern die anderen zurückzudrängen beginnt. Freilich eine sehr gesunde Richtung ist es nicht, in die Uhland dabei gerät. Anfang 1802 sehen wir ihn zuerst den düsteren Tannenhain betreten, und es kann nicht ausbleiben, daß er sich zu längerem Aufenthalt in Stäudlins Heiligtum der Schwermut flüchtet. Wie Lohbauer beginnt er die Spätherbstzeit zu bevorzugen und hängt traurigen Novembergedanken nach. Ein Programmgedicht von 1803 lehrt uns seine neue Geliebte, eine Stäudlinsche Personifikation, kennen:

Einer Freundin weihst' ich meine Liebe . . .  
 Ihre Lofung: Fühle weich und weine!  
 Freund! Die Wehmut ist es, die ich meine.

Diese Wehmut bei sich und anderen hervorzurufen, dazu dient auch ihm vor allem die Naturbetrachtung. Seine Lieblingszeit wird der späte Abend oder die hereinbrechende Nacht, die er mit Matthiänscher Regelmäßigkeit von einem blassen trübseligen Mondstrahl erleuchtet sein läßt. Mag er tatsächlich mit solchen Augen die Tübinger Flur eine Zeitlang betrachtet haben, die Staffage dieser Landschaft ist offenbar Literatur. Er führt uns an den Lohbauerschen wimmernden Murrelloch und in das Matthiänsche Hüttchen.

Aus dieser Unerlebtheit heben sich im Herbst 1803 die

Elegidien durch eine stärkere persönliche Note heraus. Der wirklichkeitsfremde Dichter wird sich seiner selbst bewußt; nicht mehr aus Vorbildern schöpft er das Bekenntnis, daß er lieber in sich hineinsteigt, in die eigene Seele sich versenkt, als daß er in die Natur blickt. Man wird also gar nicht erwarten können, daß die Natur Stimmungen in ihm weckt, sondern er wird die seinen dem Naturbild aufzwingen. Mehr und mehr nimmt er das Recht in Anspruch, von sich selber zu reden. An Stelle der früheren abstrakten Anreden tritt die häufige Wendung an einen Freund, Harpprecht, den Zeugen und Mitfühler seiner Stimmungen. Hier zuerst begegnet auch ein Frauenname, Lina. Das Bäschen Wilhelmine hatte eine Freundin, Karoline Schott, die öfter zum Besuch von Stuttgart herüberkam. Freilich 1803 war sie noch sehr jung, und auch Lohbauers Lyrik huldigt einem Mädchen dieses Namens. So mag also Lina doch noch den Büchern und nicht dem Leben entstammen. Wie hier so ist auch sonst in dieser Jünglingspoesie das Verhältnis von Erlebnis und Dichtung schwer zu bestimmen. Wir glauben dem jungen Reimschmiede gerne seine melancholischen Stimmungen, seine Neigung, das Leben von der schweren Seite zu nehmen. Aber nur in diesem Lichte wird er es in Wahrheit schwerlich erblickt, am wenigsten es so völlig verneint, dem Tode nachgesetzt haben, wie dann und wann scheinen möchte. Es fehlte ihm sicherlich nicht an hellen Eindrücken, nur an hellen Farben und Tönen.

Echt empfunden ist seine ernst nachdenkliche Betrachtung der Landschaft jedenfalls dort, wo auch er, wie so viele Schwaben, zu den alten Burgtrümmern aufblickt: „Horchend dem Stöhnen des Windes in mondbegoffenen Ruinen, oft beschwor ich mir da Geister verdämmerter Zeit —“ so sagten die Elegidien, und anderwärts heißt es:



Sinnend irrten wir in öden Trümmern,  
 Eine Beste stand hier, stolz und frei.  
 In den Sträuchern tönt' der Lüfte Wimmern,  
 Und ein Bächlein schauerte vorbei.  
 Hier auch haben sie gespielt, gesungen;  
 Izt ist Lied und Harfenton verflungen.

Also Uhland trauerte dem nach, was hier versunken und verschüttet lag. Diese Trauer wuchs sich aus zur Sehnsucht nach dem Zauber der Vorzeit; aus den Ruinen blühte ihm der Wunsch, dann die Vision ihrer Wiederbelebung empor. Da zweigt nun der Weg ab, der zuerst zu dem echteren Uhland hinführen soll. Von hier aus entwickelt sich der übersubjektive Lyriker zum epischen Erneuerer der deutschen Vergangenheit.

Wir haben bisher ein noch sehr einseitiges Bild der Belesenheit des jungen Poeten gewonnen. Schon der Knabe las viel und gerne, naturgemäß sind es aber mehr die literarischen Niederungen, in denen er seine Weide suchte. Unmittelbar aus dem kindlichen Spiele wuchs seine Lieblingslektüre hervor: wenn der bepanzerte junge Ritter auf den Schloßbastionen sich müde gespielt hatte, dann begab er sich an die Lektüre von Ritterbüchern, die er so gierig verschlang, daß die Eltern oft um Geschmack und Nerven des Knaben bangten.

Goethes Götz hat eine doppelte Reihe unerfreulicher Nachkommen gezeitigt: das Ritterdrama und den Ritterroman. Raffelte jenes in den 90er Jahren, unbekümmert um allen Geschmackswandel, noch immer über die Bühne, so bildeten die Ritterromane der Spieß, Cramer, Vulpius in jener Zeit die Lieblingslektüre breitester Bevölkerungsschichten, nicht bloß der Jugend. Für den jungen Uhland kommt vor allem ein vielgewandter Schriftsteller dieser Richtung in Betracht, dessen er noch nach Jahren nicht un-

freundlich gedenkt: das ist *W e i t W e b e r* oder *Leonhard W ä c h t e r*, der Verfasser der sieben Bände *Sagen der Vorzeit*. Die *Taten biderber Ritter* werden von ihm in der Form des dialogischen Halbromans dem Leser lebhaft vor Augen geführt, manches vorzeitliche Kernwort erweckt den Schein unmittelbarer Altersechtheit dieser Gemälde. Es ist ein stark aufklärerisch zugestuftes Mittelalter, das hier gezeigt wird, fanatischer Pfaffenhaß spricht aus jeder Zeile, aber ein schwärmerisches Gemüt kommt doch auf seine Rechnung. Auch durch die Eindrücke dieser Lektüre also, wie durch die Betrachtung der Ruinen, sah sich *Uhland* in die deutsche Vorzeit verwiesen, seine Begierde, sie näher kennen zu lernen, steigerte sich. Dem Streben, diese reizvolle versunkene Welt nun auch seinerseits zu poetischer Darstellung zu bringen, verdanken wir die ersten Schritte, die der erzählende Dichter getan hat, in *Versepik*, *Roman* und *Ballade*.

In *Wächters* Stoff- und Formenwelt führt ein Erzählungsansatz von 1802, dessen Kern in einer weinerlichen Halballade, dem *L i e d v o m a r m e n V a t e r* enthalten ist. „Ein Harfnerlied aus einem unvollendeten Gedicht,“ so nennt *Uhland* selbst die trübselige Reimerei, die am Volksliede geschult erscheint. Dieses „Gedicht“ sollte ein Ritterroman werden, aus dem sich auch ein prosaisches Stückchen erhalten hat. Der arme Vater ist der Vorläufer des späteren blinden Königs, auch seine Tochter schmachtet in Räubers Ketten, und mannliche Ritter rüsten sich zur Befreiungstat. Diese auszugestalten, hat des jungen Dichters schnell erlahmende Schaffensfreude freilich nicht mehr gestattet. Der Inhalt eines weiteren, offenbar höchst schauerreich gedachten Ritterromans wird aus einem ebenfalls sehr kurzen Bruchstücke nicht recht klar.

Die Erzählung *Wächterschen* Stiles konnte für *Uhland* nur ganz kurze Zeit hindurch schriftstellerisches Ideal sein.

Der werdende Künstler in ihm ließ alsbald schon diese rohen Gebilde nur mehr als stoffliche Fundgruben gelten. Formale Vorbilder, die auch fernere inhaltliche Zufuhr vermittelten, verdankte er dem lebendigen Einflusse seiner Lehrer.

Der halbakademische Unterricht war freilich nur dazu angetan, ihm die Welt der griechischen und römischen Klassiker zu erschließen, der er sich eine kurze Zeit hindurch willig hingab. Wie er gewandte, wenngleich reminiscenzenreiche lateinische Verse zu machen liebte, so hat er sich auch stofflich von der Antike beeinflussen lassen, hat aus des Sophokles Ödipus übersezt, ein Achillesdrama lange erwogen, ein großes Epos entworfen, das die Schicksale des Telamon in hexametrischer Form besingen sollte. Aber das alles wog gering gegen die rein gelegentlichen Hinweise seiner Lehrer auf Dichter und Gestalten der germanischen Vorzeit.

Seybold war, wie wir wissen, selbst Dichter; mit seiner aufklärerisch rückständigen eigenen Poesie vermochte er dem Schüler nicht die Wege zu weisen. Zweifellos aber hat er die Bekanntschaft Uhlands mit dem deutschen Volksliede vermittelt. Er war in seiner früheren Pfälzer Lehrzeit auf die Suche nach lebendigem volkstümlichem Sangesgut gegangen und hatte einiges veröffentlicht. Stil und Diktion von Uhlands epischen Jugendgedichten lassen die Vermutung zur Gewißheit werden, daß der junge Student sich schon zeitig mit Herders und anderer Volkslieder-sammlungen bekannt gemacht, und an ihnen seine Vorstellung vom erzählenden Gedichte gebildet hat; jedenfalls schon Jahre vor dem Erscheinen des Wunderhorns. Sodann verdankte er Seybold den Hinweis auf Ekkehard's Waltharius, der mächtig „in ihn einschlug“. Da war mehr als Virgil, „frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach“.

Das *Versepos* antiker Prägung war durch dies Vorbild als weitere Form deutscher Vorzeitmären gegeben.

Echte Quellen der deutschen Vergangenheit erschlossen sich dem Stoffhungrigen auch in den lateinischen Chronisten germanischer Herkunft, die ihm Kösler zugänglich machte. Der Däne Saxo Grammaticus sollte ihm den Stoff zu einem dreiteiligen Epos *Helgo und Starkather* liefern; aus ihm hat sich der für den blutigen Anfänger kennzeichnende Eingang erhalten:

K e n n t i h r d a s L a n d , w o s i c h m i t t r ü b e m L i c h t  
D i e S o n n e ü b e r N e b e l b e r g e g e u ß t ?

Paulus Diaconus, der Langobarde, reizte im Juli 1803 zu einem *Albin*. Die kühne Fahrt dieses Heldenprinzen an den Hof seines Todfeindes, des Gepiden Turisind, und die Erwerbung der Prinzessin Rosamunde sollte den Gegenstand der Handlung abgeben. Das Wächtersche Vorbild war mächtig genug, um auch diesen Gegenstand zunächst Romanform annehmen zu lassen. Später war ein dreiteiliges *Versepos* im Stile des Waltharius geplant.

Damit sind aber die anspruchsvollen Entwürfe für erzählende Dichtungen schon abgetan. Frühzeitig scheint Uhland der Grenzen seiner Kräfte inne geworden zu sein. Aus denselben Gewährsmännern schöpfte er nun den Stoff zu Balladen. Natürlich stand er dabei zunächst stark im Bann einer eben erst geschaffenen dichterischen Tradition.

Die deutsche Ballade war noch eine sehr junge Gattung. Vor kaum drei Jahrzehnten hatte Bürger sie ins Leben gerufen und die bisher allein übliche echt aufklärerisch parodische Romanze zu reinem künstlerischem Ernst emporgeläutert. Seine Hauptwerke müssen Uhland bekannt gewesen sein, eine gewisse Neigung zum Bombast, eine grelle Bilder- und Farbenfreudigkeit, die der Anfänger erst los werden muß, mögen auf dies Vorbild zurückgehen.

Anderere Vertreter der Gattung scheinen ihm aber ein drucksvoller geworden zu sein, so namentlich die Brüder Stolberg, die in biederer umständlicher Altväterisckheit Geschichten aus der schwäbischen Zeit, d. h. dem Mittelalter, vorzutragen liebten.

Der erste beachtenswerte Vertreter der ernstesten Ballade in Schwaben war Uhland seit kurzem persönlich nahe getreten.

Seybold war 1804 gestorben, und sein Nachfolger wurde der Dichter und Philologe Karl Philipp Conz, ein gediegener Alttertumskenner und eifriger Förderer altdeutscher Studien. Außerlich machte die Person des neuen Lehrers auf die Studenten einen mehr erheiternden als respektgebietenden Eindruck. Schwab erinnerte sich seines Anblicks noch im Alter mit humoristischem Behagen: „Ein mit Fett gepolsterter Kopf, dem die Wangen zu Mund und Augen kaum Platz ließen. Der ganze dicke Leib rührte sich nur schwerfällig, und die Lippen brachten in Gesellschaft und auf dem Katheder Töne hervor, die sich mit Mühe zum Artikulieren steigerten.“ Freilich konnte er auch in Feuer geraten und als Interpret fremder Dichtungen Temperament und Geschmack entwickeln. Er faßte seinen Lehrauftrag in nicht minder weitem Sinn als sein Vorgänger, hielt Vorlesungen über die schönen Wissenschaften, über Poetik, über Geschichte der deutschen Literatur, und veranstaltete Stilübungen, deren Uhland noch als akademischer Lehrer dankbar gedenkt.

Der Dichter Conz zehrte lange von seinen Jugenderinnerungen an Schiller, mit dem er als Knabe in Lorch gespielt hatte. Sein Lehrberuf verwies ihn am naturgemähesten in die Gruppe der Klassizisten, deren Tendenzen er in vielen reimlosen Gesängen und gräzifizierenden Oden gehuldigt hat. Aber lange vor der Romantik, der er sich später mit uneingerosteter Anbildungsfähigkeit nähern

folgte, hat er den Weg zur deutschen Vorzeit und damit auch zur Ballade gefunden. Manches wörtlicher Anklang zeigt Uhlands Vertrautheit mit diesem Muster. Später sollte er von Goethe auch lernen, seine Balladengebäude statt auf vagem Vorzeitboden auf heimischem Grunde zu errichten. Orts- und Gründungsfragen des Schwabenlandes hat dieser schon 20—30 Jahre vor Uhland und Kerner in Liedform gegossen, ohne daraus aber ein Programm zu machen. Der fruchtbare Dichter wußte überall seine Ernte zu halten, in allem was er bringt, ist er maß- und geschmackvoll; aber er war auf dem Pegasus offenbar noch schwerer in Feuer zu bringen als auf dem Katheder, und so geht seine Produktion mehr in die Breite als in die Tiefe.

Die zwei ersten fertigen Gedichte epischen Schlages, die wir von Uhland besitzen, stammen aus dem Frühjahr 1803. Eine Romanze weist in den Stoffkreis des Alboineros. Heldin ist hier eine langobardische Königin, Gundeburga, deren Schicksal Uhland verweicht und bombastisch aufgedonnert hat. Wächtersche eingekerkerte Jungfrauen, teuflische Bösewichter, hitzige Ritter erfahren ihre balladenmäßige Auffrischung. Bei aller Kindlichkeit und zugleich Verblasenheit liegt hier doch ein hoffnungsreicher Reim, aus dem sich später Uhlands beste in der Geschichte wurzelnde Balladenkunst entwickeln sollte. Schlimmer steht es mit dem endlosen Gedichte Hermann und Utha, das sich als eine wahre Musterkarte aller möglichen Vorbilder dartut. Hauptvorlage ist Christian Stolbergs Ballade Elise von Mansfeld, eine Romanze von Matthison gibt den Stimmungston der Hauptzene an, Wächtersche Lichtchen sind da und dort aufgesetzt. Und schon die Namen der Titelhelden verweisen auf ein ferneres Muster, das Uhland nun lange Zeit hindurch begleiten soll: ein Hermann und eine Utha begegnen nebeneinander schon bei Ossian.

Auch hier mag ein Lehrer den ersten Anstoß gegeben haben, wenigstens berichtet Frau Uhländ etwas unsicher von einer Parallele zwischen dem gälischen Sänger und der Odyssee, die Seybold im Unterricht anzustellen liebte. Doch bedurfte es dieses speziellen Hinweises nicht erst. Lag doch der Ossiankult immer noch in der Luft, zumal in dem poetisch so rückständigen Schwaben. Von der schwermütigen Betrachtung der nebeltrüben Novemberlandschaft durch die Wehmutsfänger war der Weg in die düstere nordische Welt nicht so gar weit, schon Stäudlin hatte ihn gefunden, und wenn er in einem Gedichte beschreibt, wie er als Tübinger Student mit seinem Ossian in der Tasche die Täler durchwandert habe, so ist dies wörtlich daselbe, was uns aus jener Zeit von Uhländ erzählt wird; das Käsebachtal ist von ihm in „Ossiantal“ umgetauft worden.

Er war künstlerisch noch nicht reif genug, um sich an den vollwertigen altdeutschen Denkmälern zu schulen, die er theoretisch bewunderte. Weder das jüngere Hildebrandslied noch das Nibelungenlied hatten in jenen Jahren direkten Einfluß auf ihn, so eindrucksvoll sie ihm auch entgegengetreten waren. Es gefiel dem weichen Wehmutsfänger, den melancholischen Schimmer seiner Lyrik auch über seine mehr erzählenden Vorzeitgedichte auszubreiten. Sie wurden dadurch nicht nur marklos und eintönig, sondern sie gaben auch die kaum erst errungenen epischen Qualitäten fast völlig auf, um sich in verschwommene Subjektivität zu verlieren. Wirkliche Balladen haben die nächsten Jahre nicht hervorgebracht, soviel Gedichte Uhländ auch in der Vorzeit ansiedelte.

Die Armut dieser Bilderreihe ist erstaunlich. Typisches Lokal, typisches Personal, typische Handlung, typische Stimmung. Wir sehen greise königliche Väter in wallenden roten Mänteln, sehen schöne Jungfrauen von der Zinne der Burg spähen oder, von rohen Entführern eingesperrt,





deutsche Mittelalterromantik aus Wächter, Sago, Ossian geschaffen und für sie geschwärmt, ehe ihm die verwandten Bestrebungen anderer bekannt geworden sind.

Nicht auf einmal findet er den Weg aus diesem vermeinten Zaubergarten, der in Wahrheit ein Irrgarten ist. Noch 1808, ja in manchen Dingen bis 1812 zeigt er sich im Banne dieses erborgten Pseudomittelalters. Der eigentliche dichterische Genesungsprozeß, der aus der verschwärmten Unnatur der Frühzeit herausführt, beginnt aber schon weit früher. Er kommt freilich zunächst dem reinen Lyriker, nicht dem Halbballadendichter zugute. Und nun ist es gerade kennzeichnend, daß die bisherige Sklaverei gegenüber den Vorbildern sich in eine ebenso staunenswerte Freiheit verwandelt. In dem Augenblicke, wo wir echten Umland verspüren, da ist dieser auch ganz auf sich selbst gestellt. Leider sind wir nicht in der Lage, aus irgendeinem tiefgehenden Erlebnis oder äußeren Einflusse diese Läuterung zu begründen. Wir stehen vielmehr vor einem der oft unerklärlichen Phänomene im Künstlerleben: 1805 wird der bisher stammelnde, tastende und vag schwärmende Umland zum selbständigen Dichter, der festen Schrittes seinen Weg geht und aus dem eigenen Innern heraus kräftige und echte Töne findet.

Freilich noch nicht allenthalben. Das Nebeneinander von künstlerisch Reifem und Unreifem wirkt oft verlegend. Trauer und Klage sind namentlich aus den Vorzeitbildern noch längst nicht geschwunden. Die weichliche Melancholie in dem vielleicht eben dadurch populären Schloß am Meer mag als Beispiel dienen. Der aparte landschaftliche Reiz der Wurlinger Kapelle verhilft nur dem überbekannten, schlichten Gedichte mit dem trivialen Todesgedanken als Pointe zur Entstehung. Aber Umland beweist daneben in Des Knaben Verglied, daß er mit hellem offenem Auge die Stimmung der heimatischen

Albberge und ihren herrlichen Ausblick in die Welt genießen und Mannesinn daraus schöpfen kann. Wie kraftvoll feierlich tönt der Gesang der Jünglinge mit seinem vierfachen Heilig! Wie unsentimental wird die Liebe jetzt behandelt! Lebendig tritt uns Gretchens Freude beim Anblick des ritterlichen Geliebten entgegen, liebenswürdig malt der Dichter sein Staunen über das Wunder des Heranblühens eines Kindes zur Jungfrau aus.

Vielleicht ist es doch möglich, für diesen überraschenden Aufschwung ein poetisches Vorbild wenigstens mitverantwortlich zu machen. In der Reihe der zeitgenössischen Dichter, die bei Uhlands Jugendversuchen Gevatter gestanden haben, mag man den Namen des größten vermißt haben: Goethes. Wirklich deutet in den ersten Jahren keine Spur auf eine besonders nahe Vertrautheit mit diesem Muster, das ja auch den übrigen Schwaben fern blieb. Aber 1804 wurde der Lyriker Goethe für sie aktuell: Cotta verlegte ein von ihm und Wieland herausgegebenes Taschenbuch, das in einem Duzend „der Geselligkeit gewidmeten Liedern“ Goethes einen überreichen Strom von Poesie ausgoß. Wie schnell dieser in die Schwabenherzen eindrang, das zeigt Kerners Liebesgeschichte: Als der Tübinger Student sein Rüdike zum ersten Male sah, da begrüßte er sie mit den Anfangsworten des Gedichts: „Wie kommt's, daß du so traurig bist?“ und sie wußte ihm sofort mit der zweiten Strophe zu antworten. Auf unseren werdenden Dichter müssen nun diese Lieder gleichfalls von tiefstem Eindrucke gewesen sein, für Jahre haben sie das Bild bestimmt, daß er von Goethe in sich trug. Was Uhland ihm in einem Briefe von 1808 nachrühmt, höchste Vertrautheit mit deutscher Mythologie, mit Volkspoesie, das paßt auf den strengen Klassizisten, den Dichter der Achilleis und der Pandora, denkbar schlecht. Wer Goethe



Jugendbild, Ölgemälde von Chr. Gt. Dörr, im Schillermuseum zu Marbach



zuerst aus jener Sammlung hatte kennen lernen, der mußte geneigt sein, in ihm vor allem den Verfasser des Hochzeitsliedes, des Rattenfängers, des Bergschlosses zu bewundern. Auch die Rollenlieder des Jahres 1805, in denen Uhland Mönche, Nonnen, Schäfer und ähnliche Geschöpfe seiner Phantasie das Wort führen läßt, entsprechen neugeübtem goetheschem Brauche. Man hat denn in der That Gedichte unseres Jahres in ganz bestimmte Beziehung zu goetheschen Vorbildern gesetzt; zweifellos z. B. wird die dreimal auftauchende sentimentale Schäfergestalt aus „Schäfers Klagelied“ entnommen sein. Im übrigen sollte man die Suche nach Einzelentlehnungen aber nicht zu weit treiben. Hätte Uhland sein poetisches Material weiter so wie früher zusammengeborgt, so wäre der Fortschritt jenes Jahres nicht groß. Er hat nicht Goethe nachgeahmt, sondern er hat von ihm gelernt, was unendlich viel mehr ist, wie es schwieriger war. Das Schlagwort der „einfachen Erhabenheit“, das er selbst später für die Poesie des Meisters geprägt hat, kennzeichnet auch seine besten Schöpfungen aus diesem Jahr. Und daneben lernt er hier Schlichtheit, Heiterkeit, kräftig gerades Empfinden; nicht nur seine Dichtung, seine Natur scheint an Goethe gesundet.

Was wir auch jetzt noch in Uhlands Poesie vermissen, das ist die Beziehung zur Wirklichkeit. Wir erfahren, wohin seine Phantasie schweifte, aber nicht, wohin er seine Schritte lenkte, womit er sich den Tag durch beschäftigte, mit was für Menschen er zusammentraf. Uhland war in jenen Jahren ein junger Student. Er hat doch nicht nur gedichtet, er hat in erster Linie gelebt, und für sein tatsächliches Erleben gibt die Lyrik so gut wie keinen Anhaltspunkt. Briefe fehlen aus jener Zeit, ein Tagebuch hat er nicht geführt; es steht also schlecht mit der Kenntnis des tatsächlichen Erdenwallens unseres Dichters in der „heiligen“ Jugendzeit.

Wirklich als Student dürfte sich der brave und aus dem Familienschoße nicht herausstrebende Haussohn erst gefühlt haben, als er 1805 die Artistenfakultät absolviert hatte und tatsächlich Jurist wurde. Von diesem Studium wissen wir noch viel weniger als von dem philologisch-historischen. An anregenden Persönlichkeiten scheint es damals auf den Tübinger juristischen Lehrstühlen nicht ganz gefehlt zu haben, wenngleich sein hauptsächlichster Lehrer, der Pandektist Malblanc, noch nach Jahren zur Zielscheibe seines Spottes wird und Anekdoten von ihm eine Hauptbelustigung des Freundestreiches bilden. Im Munde Kapfs aber, einer praktisch angelegten Juristen-natur, und Lafingers, der den Stoff philosophisch zu vertiefen suchte, nahm die Rechtsgelehrsamkeit wohl anmutendere Gestalt an. Uhland hat seine Kolleghefte, die zum Teil noch erhalten sind, musterhaft geführt. Von einem wärmeren Verhältnis, einem mehr als pflichtmäßigen Interesse für das Brotfach ist nie die Rede.

Zu den geselligen Veranstaltungen Tübingens zog ihn wohl auch jetzt keine starke Sehnsucht. Doch darf man sich den jungen Uhland nicht als unfrischen Gesellen und einsamen Grübler denken, wozu seine Gedichte ja verleiten könnten. Daß er als junger Mensch auf den Bällen des Kasinos die Beine im Tanze schwang, versichert die Gattin. Und als es nach Jahren Abschied zu nehmen gilt von der Burschenzeit, da denkt er doch mit Wehmut zurück an die „schallenden Kommerche und Tanzsäle“, aus denen er jetzt verbannt ist, und beklagt, daß ihm ein schöner Teil der Poesie des Lebens entrissen sei, „der Teil, so die Burschlieder enthält“.

In fröhlichem Studententreiben, in einem Kreise strebender und heiter in die Welt blickender Altersgenossen hat er seine ungesellige Anlage allmählich überwinden gelernt. Freunde traten ihm zur Seite, die ihm die Schön-

heit des Lebens, seine Talente, den Reiz einer lebendig geübten Kunst nahe brachten. Freundschaften sind die hauptsächlichsten Erlebnisse von Uhlands Studentenzeit.

Im Oktober 1803 wurde Karl Hartmann Mayer, damals 17½jährig, als Jurist in Tübingen instruiert. Er stammte aus einer altwürttembergischen Beamtenfamilie und war in Stuttgart aufgewachsen. Hermann Gmelin, den er schon kannte, wußte ihn bald auf die Bekanntschaft mit einem vortrefflichen jungen Dichter begierig zu machen. Zwischen diesem, Ludwig Uhland, und Mayer bildete sich eine Freundschaft fürs Leben heraus.

Den vertrauten Einblick in eine starke Persönlichkeit, neue fruchtbare Anregungen, kräftige poetische Impulse hat Uhland durch diesen Bund nicht erlangt. Es trat ihm ein harmlos reines Gemüt zur Seite, ein vortrefflicher und liebenswürdiger Mensch, anspruchslos und gefällig, zum Zuhörer ebenso geschaffen wie zum verständnisvollen Berater; vielseitig genug talentiert, um überall als Mitstrebender aufzutreten, aber doch der Grenzen seiner Begabung hinreichend eingedenk, um nie aus seiner Rolle als werdender, lernender, Belehrungsbedürftiger zu fallen. Noch als Greis hat ihn das Bewußtsein, mit Uhland und Kerner zur selben literarischen Gruppe gezählt zu werden, mit Stolz erfüllt und ihn über Bitterkeit und Hohn der Schwabengegner hinweggeholfen. Er war als Dichter wie als Mensch dazu geschaffen, sich an andere anzulehnen, daher ein wirklicher Virtuos in der hingebend uneigennütigen, enthusiastischen Freundschaft. Aber nicht nur schwache Schmiegsamkeit des Charakters macht ihn zu einem so trefflichen Freunde: die Feinheit hat Lenau mit Recht als das Hauptkennzeichen seines Geistes und Gemütes gepriesen. Er war in der That eine feine, d. h. taktvoll zarte, allen Mitmenschen und Lebenslagen mit rechtem Wort und rechter That begegnende Natur.

Aber äußerlich zart und sensibel braucht man sich ihn nicht vorzustellen, er war ein rechter kerniger Schwabe, der mitten im Leben stand und es heiter bejahte. In der Jugend, so auch in den Universitätsjahren, erscheint er häufig von Krankheit geplagt, ein Brustleiden machte ihm manche böse Stunden, ja Wochen. Aber wieviel weniger als der im Grunde doch recht gesunde Kerner hat er seinen Zustand zu bejammern geliebt! Der erst so schwächliche Körper mußte herankommen, er mochte wollen oder nicht. Das viele Sitzen tat dem fleißigen Juristen nicht gut, und so bildete er sich zum rüstigen unermüdbaren Fußgänger aus. Auch Uhland hat ja darin seinen Mann gestanden und ist öfter die sechs Stunden von Tübingen nach Stuttgart gewandert. Aber Mayer war ein Zugvogel, mit dem es keiner aufnehmen konnte. Noch als Siebziger hat er an einem Tage zweimal den Hohenneufen bestiegen. Sein Heimatland hat er kreuz und quer durchzogen und ist so dessen genauester Kenner geworden.

Auf diesen Wanderungen bildete sich auch der Dichter Mayer aus, und der innige Zusammenhang mit der Natur ist ihm nie verloren gegangen. Mayer ist kein großer Poet gewesen, weder Wucht noch Tiefe, weder Reichthum der Gedanken noch Fülle der Formen stehen ihm zu Gebote. Er weiß das selbst und spottet über sich mit gutmütiger Ironie. Außerlich hatte er gar nichts vom Dichter, und nur wer ihn nahe kannte, den mochte manches sinnige und liebenswürdige Wort darüber belehren, daß der anspruchslose Mann mit Poetenaugen die Welt ansah. Die Feinheit aber, das Hauptkennzeichen seines Wesens, blieb ihm auch hier treu. Ein außerordentlich starkes Reagieren auf die kleinsten Reize der bunten Wirklichkeitswelt zeichnet den Lyriker aus, er sieht, wo andere nichts sehen, und bildet dies Sehenkönnen zur Virtuosität aus, die oft spielerisch und auf die Dauer einseitig und ermüdend wirkt.



Hinter dem Reichtum an kleinen Beobachtungen, die er ausschüttet, verbirgt sich Armut. „Sucht bei mir, und richtet um so milder Bildchen, die ihr schnell beblickt, nicht Bilder“ — diese seine Verse könnte man zum Motto seiner ganzen Dichterei nehmen.

Mit unendlicher Gutmütigkeit hat er sich von den Freunden das Konzept korrigieren lassen: Uhland, Mörike, Fischer durften ihn mit Bemerkungen und Verbesserungsvorschlägen überschütten. Er benötigte der fortwährenden Anregung durch seine Umgebung. Die dichterische Blütezeit des Tübinger Kreises hat auch ihm eine reiche Ernte gebracht. Auf sich selbst gestellt verstummte er zunächst. Erst 1833 hat er einen Band Lieder ans Licht gebracht. Wir durften mit gutem Grunde hier, wo er uns zuerst entgegentreit, seine ganze Poesie überschauen; denn geändert hat sich an ihrer Form und ihrem Wesen in 60—70 Jahren nichts.

Unter demselben Tag (22. Oktober) wie Mayer weist die Tübinger Matrikel drei weitere Namen auf, die für Uhland von Wichtigkeit wurden. Während aber die Beziehungen zu Nooschütz, dem Vater Ottilie Wildermuths, und zu Chr. Fr. Jäger, dem späteren Schweizer Reisegefährten, farblos bleiben, tritt uns wiederum ein lebenslänglicher Freund entgegen in Karl Heinrich Köstlin, der später jahrzehntelang als angesehenener Mediziner in Stuttgart wirken sollte.

Köstlin ist nächst Kerner die interessanteste und begabteste Persönlichkeit des Freundeskreises. Ricarda Huch hat in ihrem eindringenden Buch über die Romantik den romantischen Ärzten ein eigenes Kapitel gewidmet. Auch unserem Köstlin hätte sie da eine Stelle gönnen können; denn er war Arzt und Romantiker. Aber romantischer Arzt war er insofern doch nicht, als er die unorganische Verquickung der romantischen Naturphilosophie mit seinem

praktischen Handwerk, den Mißbrauch vermeinter magnetischer oder gar magischer Heilmittel in seinem Berufe nicht gekannt zu haben scheint. Als Arzt zeigt er die rastlose Strebbarkeit und typische Selbstungenügsamkeit des tüchtigen Menschen, der praktische Heilkünstler aber bleibt von dem Philosophen und Poeten, der in ihm steckt, reinlich getrennt. Er selbst hielt sich für keinen Dichter trotz der bezwingend stimmungsreichen Sehnsuchtslieder des „Dichteralds“, der scharf geschliffenen Epigramme des Almanachs, der verstreuten höchst gelungenen stilparodischen Versuche. Produktionslust und -kraft gingen ihm ab, was ja für so viele treffliche Köpfe oder richtiger Gemüter der romantischen Zeit kennzeichnend ist. Noch mehr als der Kunst gehörte sein Herz der Philosophie, die er aber nur mit den Kräften des Gefühls, nicht mit dem logischen Verstande, dem „Hilfsmittel der Flachköpfe“, betreiben möchte. Plato und Spinoza sind ihm tief vertraut, mit Schelling war er befreundet. Was der Ethiker über sittliche Schönheit, der Naturphilosoph über die Erscheinungen des Magnetismus, die Offenbarungen der Seherin vorzubringen weiß, das erweckt starkes Bedauern, daß uns nur so farge Proben dieser originellen und tiefgründigen Reflexion überkommen sind.

Während sich Köstlin durch das Drängen der Freunde doch ab und zu einen Vers abnötigen ließ, wie auch sein später hinzugetretener Bruder August, genannt das Zwerglein Ewald, in Tübingen manchen braven Reim geschmiedet hat, bleiben die kleineren Geister des Kreises meist künstlerisch unfruchtbar. Doch entdecken wir auch unter ihnen manche originelle Erscheinung. Da ist H ä r l i n, gleich Köstlin in hohem Alter und hohen Ehren als Medizinalrat in Stuttgart verstorben, dessen romantisch-ausgelassene und oft ungezogene Briefe aus seinem Landarztexil den Ton der Tübinger Burschenjahre fröhlich wider-



klingen lassen; dann Georg J ä g e r , auch er bis in die sechziger Jahre ein angesehenener Stuttgarter Arzt und Naturwissenschaftler, zu Hause bescheidener Kasualpoet; bis ins Alter der wärmste Anhänger von Uhlands Person und Dichtung. Die Juristenfakultät war außer durch Mayer und Uhland selbst vertreten durch Karl R o s e r , Uhlands späteren Schwager. Aus den knappen Aufzeichnungen in Uhlands Stuttgarter Periode ersteht das Bild eines wohlwollend treuen Menschen von unerschöpflicher Hilfsbereitschaft. Im Amte war er hochgeschätzt und hatte sogar kurze Zeit ein Ministerportefeuille inne. Mannigfach interessiert, genoß er als Entomologe keinen geringeren Ruf denn als Jurist.

Zu diesen 1803/04 immatrikulierten Studenten gesellte sich ein junger Privatdozent, der dem Freundeskreise zwar nie förmlich angehört hat, für Uhland aber dennoch eine wichtige Rolle spielte. Das war Friedrich K ö l l e , dessen Studienzeit 1802 abgelaufen war und der nach einer Göttinger Zwischenzeit nunmehr als Hofgerichtsadvokat in Tübingen wirkte. Später hat er sich in der Legationslaufbahn nicht unrühmlich bewährt und ist auch als Schriftsteller hervorgetreten. Damals glaubte er noch ein Dichter zu sein, doch ist das Wenige, was er in Zeitschriften verstreute, nur ein Beleg für starkes Anempfindungsbedürfnis und mangelnde formale Reife. Persönlich erscheint er nicht immer im günstigsten Lichte. Vater Uhland tadelt seine etwas planlose Geschwätzigkeit, und die jungen Studenten mögen durch die Präntionen des Älteren zu gleicher Zeit belustigt und gereizt worden sein, der gnädig von oben herab ihrem Treiben zusah.

Ein Jahr nach Mayer und Köstlin bezog ein junger Mediziner die Universität, der Uhland menschlich nicht minder nahe treten sollte als diese beiden, ihm aber eine

ungleich reichere Fülle von künstlerischem Erleben und künstlerischer Erkenntnis zugeleitet hat.

Wenn der Leser von heute den Namen Justinus Kerner hört, so denkt er an Rudolfs Ritt zum Grabe, an den reichsten Fürsten, es mag ihm wohl auch im Ohre klingen: Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein! — aber gleichzeitig wird die Gestalt der Seherin von Brevorst vor ihm auftauchen und ein unbehagliches Gefühl erwecken. In der Jugend ein Dichter, erscheint ihm der Magus von Weinsberg, der mit Gespenstern und Hexen auf Du und Du stand, im Alter als Vertreter finsternen Aberglaubens, als ungesunder Schwärmer, wenn nicht gar als Scharlatan.

Aber nichts von alledem ist Justinus Kerner gewesen, der alte Besitzer des Geisterturms und Herbergsvater der Somnambulen ist kein anderer als der junge Tübinger Poet. Er ist keine pathologische Natur, wenngleich reichlich sensibel veranlagt und nervös angekränkt. Er kennt keinen finster beschränkten Aberglauben, sondern nur einen unerschütterlich echten Kinder glauben, und ist kein Scharlatan, sondern ein Gemüt, in dem sich Humor und Ernst in der seltensten Weise mischen, und das logischen Argumenten unzugänglich erscheint. Er ist der typische Vertreter einer ganzen Generation darin, daß seine Gefühlskräfte die Verstandeskräfte bei weitem überbieten, so daß er diese verachtet und sich jenen ganz anvertraut. Das Gemüt ist bei ihm alles, wunderbar feiner Schwingungen fähig, wenn er es als Dichter in seiner Hand hat, ungebärdig und ihm selbst wie anderen peinvoll, wenn er es zum Herrn über sich werden läßt. Völlig Beute seiner Stimmungen, erscheint er himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, und dieser Wechsel vollzieht sich oft innerhalb weniger Stunden und will beim Zusammenleben mit ihm wohl beachtet sein.

Er war eine etwas wehleidige Natur, der das Mitleid über alles ging; er übte es in reichem Maße, verlangte aber auch ein gerütteltes Maß für sich selber. Liest man seine Klagen über eigenes und fremdes Leid, so hat man den Eindruck, daß ein solch tiefes Empfinden einen Menschen schnell aufreiben müsse. Kerner ist aber in rüstiger Gesundheit recht alt geworden. Er besaß eben außer dieser Überempfindsamkeit noch ein anderes Vermögen in sich, das heilsame Gegenmittel des Humors. Als Student schon war er der ausgelassenste Eulenspiegel; eine fröhliche Unbekümmertheit ließ ihn die Folgen seiner humoristischen Exzesse stets gering achten, er konnte formlos, ja taktlos und verlegend sein. Böse war ihm auf die Dauer doch niemand. Diese sarkastisch humoristische Ader, die ihn durchzog, sorgte in ihm für frisches Blut und gab ihm die Fähigkeit, die Welt lachend zu überwinden. Und so machte die typische romantische Doppelheit der Veranlagung keinen jener damaligen typischen „Zerrissenen“ aus ihm. Es zeigt sich bei ihm auch nichts von dem in jener Generation so häufigen quälenden Mißverhältnisse zwischen Wollen und Können, Planen und Vollbringen. Er ist ein ganzer, prächtiger Mensch gewesen.

„Bedarf es,“ so sagt sein guter Bekannter David Friedrich Strauß, „in der Nähe manches Dichters der beständigen Erinnerung an seine Dichtungen, wenn man nicht vergessen will, daß man einen Dichter vor sich hat: so vergaß man bei Kerner umgekehrt seine Werke ganz, eben weil man einen Dichter lebendig in Fleisch und Blut vor sich hatte.“ Also im Menschen sah man zu jeder Zeit den Dichter, umgekehrt sieht man in der Dichtung immerfort den Menschen. Kerner war ein Kind, harmlos und mit sinniger Liebe zum Kleinen ausgerüstet. So wendet er sich diesem auch in der Poesie mit Vorliebe zu, nicht mit der Eintönigkeit Mayers, aber doch mit einer Andacht, die

spielerisch wirken würde, wenn man nicht wüßte, daß all diese kleinen Dinge, seine Pflanzen, seine Tiere, seine Maultrommel ihm unendlich viel bedeutet haben. Aber er geht in ihnen nicht auf. Die Lyrik ist bei ihm genauer Ausdruck seiner gesamten Gemütskräfte, und die bergen große Reichtümer. Starke Töne kräftiger Leidenschaft sind ihm nicht gegeben, wohl aber der Ausdruck eines innig brünstigen Sehnsens, sei es, daß dieses sich auf ein festes Ziel in Vergangenheit oder Zukunft richtet, sei es, daß es sich zur Unendlichkeit erhebt. Er verliert dennoch niemals den Boden unter den Füßen und läßt auch nicht vage Spekulation über die lebenswahre und in ihren Bann zwingende Empfindung siegen.

Um besten lernt man Kerner vielleicht kennen, wenn man ihn neben Uhland stellt. Scheinbar ein höchst ungleiches Freundespaar, das sich da zusammengefunden hatte! Zunächst drängt sich die Frage auf: Wie kommt es, daß wir Kerner, speziell den jungen, so unendlich besser kennen als Uhland? Der Grund liegt nicht nur darin, daß jener in seinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ eine so liebenswürdige lebendige Schilderung seiner Jugend gegeben hat, wie wir sie von Uhland leider nicht besitzen. Sondern aus jeder Zeile der Kernerschen Dichtung, der Kernerschen Korrespondenz spricht die Persönlichkeit mit einer Offenheit, die von der wortknappen, das Eigene zurückdrängenden Verschlossenheit Uhlands denkbar weit absticht. Der Unterschied erstreckt sich auch nach innen: dem oft übertriebenen Gefühlsüberschwang Kerners steht bei Uhland eine auffallende Kargheit entgegen. Wohl ist auch er Stimmungen ausgesetzt, kennt den damals modischen Weltschmerz aus eigener Erfahrung. Aber es gibt eine charakteristische an Kerner gerichtete Brieffstelle, in der er vor der wohlgefällig trägen Hingabe an den eigenen Schmerz warnt. Uhland übt strenge Selbstzucht, während

Kerner zu laßem Sichgehenlassen neigt. Uhland ist Pflichtmensch, der sich mit Energie auch zu einer verhassten Tätigkeit zu zwingen vermag; Kerner Stimmungsmensch, der auch den liebgewordenen Beruf schmählt, wenn ihm gerade danach zu Sinn ist.

Der Dichter Uhland freilich beklagt, von der Stimmung des Augenblickes viel stärker abhängig zu sein als Kerner. Und er leitet das aus dem triftig erkannten Hauptvorteil der Poetennatur des Freundes ab: Kerners Dichten erscheint ihm gekennzeichnet „durch das rege und glänzende Spiel der Phantasie“, das Uhlands Treiben in der Poesie am meisten abgeht. Uhland ist darin enger und gebundener, daß er von einem Gegebenen ausgehen und sich hineinempfinden muß, während Kerner, wie wiederum Strauß gesagt hat, versteht, sich darüber hinaus zu empfinden. Uhland wird oft die Erdschwere nicht los, Kerner ist jederzeit in der Lage, sich in eine lustige Traumwelt zu erheben, ja er lebt mit Vorliebe in ihr.

Uhland hat seine Kunst streng auf seine Werke eingeschränkt — Kerner ist Künstler immer und überall. Und das hat so viele Vorzüge wie Schattenseiten. So bildet sich Kerner auch ein, er könne immer noch Künstler sein, als er es seiner Produktionsfähigkeit nach nicht mehr sein durfte. Sein Dichtervermögen erwies sich nicht lange nach dem Uhlandschen als aufgebraucht. Aber er dichtete fort, schließlich ganz mechanisch und leiernd, er besaß nicht die Energie Uhlands, einen kräftigen Strich unter seine Poesie zu machen.

Uhland ist trotz des häufigen Nachsingens volkstümlicher Töne ein sehr gebildeter und formenstrenger Dichter; Kerner ein unbekümmerter, alles auf einen Wurf setzender Improvisator. Uhland feilt wie an seiner Person so an seinen Versen. Kerner ist, der er ist, im Leben wie im Dichten. Uhland ist ein wandlungs- und bearbeitungs-

fähiges Talent, Kerner ein unbändiges und unbekümmertes Genie; Uhland ist ein Charakter, Kerner eine Natur.

Der Gegensatz der Persönlichkeiten schreibt sich schon von den Familien her; hier ein brav solides Bürgerhaus, das seit vielen Jahrzehnten eine Folge tüchtiger und durchaus normaler Menschen hervorgebracht hat; dort eine Sippe, in der nach Justinus' eigener Äußerung „Wahnsinn, Somnambulismus, Dichtkunst“ zu Hause sind.

Kerner hat in seiner Jugend ein gut Stück württembergische Geschichte miterlebt, in seiner Familie fanden sich wunderliche politische Gegensätze vereinigt, den künftigen Revolutionär und den künftigen konservativen Minister barg sie in ihrem Schoß, und mit erlauchten Herren umzugehen erscheint Justinus, dem Spielgefährten eines künftigen Königs, als eine gar leichte Kunst. In späteren Jahren hat man sich über seine Freude an dem Umgang mit den Großen der Erde, über das häufige „Prinzeln“ im Hause Kerner gern lustig gemacht, man sollte aber nicht übersehen, daß auf diese Weise bei ihm der Grund gelegt wurde zu einer harmlos unbeeinflussten und nach Möglichkeit unparteiischen Betrachtung politischer Dinge. Er war nicht in den engherzigen altväterischen Anschauungen groß geworden, die im Hause seines Freundes herrschten und die Uhlands politische Stellungnahme von Jugend auf beeinflusst haben.

In all diesen Entwicklungsjahren war Uhland niemals mit den öffentlichen Ereignissen in direkte Fühlung gekommen. Ein lebendiges Stück politischer Welt erschloß sich ihm seit dem Abzuge der Oesterreicher und Franzosen aus Tübingen erst wieder gegen Ende der hier zu behandelnden Lebensperiode, auf einer Reise, die er in den Herbstferien des Jahres 1805 nach Stuttgart unternahm. Da erstand ein gegen früher gänzlich verändertes Bild, in





jenen Tagen vollzog sich die größte Umwälzung, die die württembergische Geschichte kennt.

Im Jahre 1803 hatte das Herzogtum durch die Regensburger Verhandlung zur Entschädigung für linksrheinische Verluste bedeutenden, benachbart gelegenen Gebietszuwachs erhalten, seinem Herrscher war die Kurwürde verliehen worden. Die Machtbefugnis, eine selbständige Politik zu treiben, war ihm aber damit nicht erwachsen. Trotz der Zunahme um 120 000 Seelen blieb das Kurfürstentum ein Kleinstaat, dessen Bestimmung es war, sich anzulehnen, und Weitblickende sahen es bereits kommen, daß dieser Anschluß künftighin nach Westen und nicht mehr nach Osten gesucht werden müsse.

Da brach im Herbst 1805 der Krieg zwischen Napoleon und Oesterreich aus. Die württembergische Regierung ist dadurch, wie es scheint, überrumpelt und gleich vor die vollendete Thatfache gestellt worden, daß die Nachbarstaaten, Bayern und Baden, mit den Franzosen gemeinsame Sache machen wollten. Das mußte auch Schwaben in die Arme Frankreichs treiben. Die unnationale Entscheidung, die die künftigen Rheinbundfürsten damals über das Geschick ihrer Länder trafen, hat ihnen vielstimmige Vorwürfe eingetragen, und speziell Friedrich von Württemberg hat sich neben mancher direkten Schmähung die haßerfüllte Darstellung als Verräter Aristan in Kleists Hermannschlacht gefallen lassen müssen. Nüchtern gerechte Historiker haben aber auch zu jener Zeit erkannt, daß er unter dem Zwange der Not nicht gut hat anders handeln können. „Die Wahrheit ist,“ so äußert ein Zeitgenosse, „daß er sich in dem Falle eines wehrlosen Wanderers befindet; von dem der Räuber, ihm die Pistole auf die Brust setzend, seine Börse fordert. Ein solcher ist nicht in dem Falle, seine Partei zu nehmen; sie wird ihm gegeben.“ Daß der Kurfürst aus Nationalgefühl und um des Rechts-

gedankens willen seine und seines Landes selbständige Existenz aufs Spiel setzte, ist eine Forderung, die von viel zu modernem Geiste diktiert erscheint. Die Schattenexistenz des Deutschen Reiches war kein Moment, mit dem der damalige Realpolitiker rechnen durfte. Es gab für ihn nur ein mißtrauisches und unzuverlässiges Österreich neben einem bedrohlich nahen und rücksichtslosen Frankreich, das aber auch lockende Vorteile zu bieten vermochte. Friedrich tat den entscheidenden Schritt offenbar ohne große Selbstüberwindung und nationale Bedenken, und er verstand den persönlichen Vorteil, den ihm die Wendung seiner Politik brachte, bis zum Äußersten auszunutzen. Er war eine kraftvolle Natur, zum Organisator geboren, vom Gedanken an das Wohl seines Landes geleitet, aber ein eigenmächtiger, ja gewaltthätiger Selbstherrscher, der keinerlei Bevormundung vertragen konnte. Württemberg bekam damals mitens die guten wie die schlimmen Seiten seiner Persönlichkeit zu spüren.

Die guten insofern, als Friedrich trotz seiner Unterwerfung verstand, sich bei den Franzosen in Achtung zu setzen. Sein festes Auftreten imponierte dem Gegner; seine energischen Schutzmaßnahmen für das Land legten ihm Zügel an. Entscheidend für sein Verhältnis zu den neuen Alliierten war eine Unterredung, die er am 3. Oktober mit Napoleon hatte. Die beiden Fürsten nahmen einen bedeutenden Eindruck voneinander mit, der Württemberger, der unter Friedrich dem Großen gedient hatte, sah hier zum erstenmal seit dessen Tagen sein Herrscherideal wieder verkörpert und war von nun an ein unbedingter Anhänger des Kaisers, vom Glauben an dessen Unbesiegbarkeit durchdrungen.

In jenen denkwürdigen Tagen weilte Uhlant in Stuttgart und „sah den Kaiser, Murat usw. und Soldaten ohne Zahl“.

Die Folge der Unterredung war der Anschluß Württembergs an den Rheinbund, weitere Vergrößerung des Landes, dessen Einwohnerzahl auf eine Million anwuchs, und schließlich Verleihung der Königswürde an den Kurfürsten. Am 12. Dezember 1805 verkündeten hundert Kanonenschüsse der Residenz, daß Württemberg Königreich geworden sei, und manches gute Schwabenherz hier und in Tübingen mag bei der Kunde höher geschlagen haben.

Manches, aber nicht jedes; denn die schlimmen Seiten des neuen Königs zeigten sich, wie gesagt, fast gleichzeitig. Friedrich hatte Napoleon gegenüber auf seine ständige offene Wunde hingewiesen: auf die anmaßliche Rolle, die die Landstände in Württemberg spielten, seine Fürstenrechte beschneidend. Der Kaiser soll ihm den Rat gegeben haben: „Chassez les bougres —, jagen Sie die Kerle fort!“ Gleichviel nun, ob dieses vielberufene Wort wirklich ausgesprochen worden ist oder nicht, Friedrich handelte danach und erklärte den Landtag Ende 1805 für aufgelöst. Wie ein Leichenzug mutete nach dem Bericht eines Augenzeugen die Schar der Abgeordneten an, als sie nach Verkündung dieses Beschlusses das Schloß verließ.

Ohne Zweifel war dies ein Gewaltakt. Wer aber nicht mit solcher Inbrunst wie die eingesteihten Altwürttemberger an dem guten alten Rechte hing, der mußte einsehen, daß die Verschmelzung des alten und neuen Gebietes eine technische Unmöglichkeit darstellte, solange die einseitige alte Verfassung herrschte, und daß diese sich überhaupt völlig überlebt hatte. Aber welcher Märtyrerglanz umgab damals die Persönlichkeiten, die sich für das gute alte Recht ins Zeug legten, wie den Landschaftskonsulenten Georgii, den „letzten Württemberger“! Es begann gefährlich zu werden, wenn man diese Dinge öffentlich diskutierte; denn wie in allen Rheinbundstaaten, so begann auch

in Schwaben ein peinvolles System der Überwachung und Beobachtung sich durchzusetzen. Daß die württembergische Jugend sich aber im Glanze des neuen Vaterlandes zu sonnen und für Napoleon ehrliche Begeisterung aufzubringen vermochte, das zeigt unter anderem das Beispiel von Uhlands Freunde Harpprecht.

Uhland selbst erscheint von diesen Umwälzungen einstweilen ziemlich unberührt. Er liebt noch in anderen Sphären zu weilen, und während die Welt um ihn in Flammen steht, hält ihn das Reich der Dichtkunst in Banden, in die Unendlichkeit des eigenen, poesieerfüllten Innern wünscht er sich zu versenken, nicht die Gegenwart ergreift ihn, sondern die deutsche Vergangenheit hat sich ihm aufgetan, ihre Rätsel und Wunder verlangen Lösung und Hingabe. Mit dem Herbst des Jahres 1805 beginnt die Romantik Uhland in ihren Zauberbann zu ziehen.

---



### 3. Kapitel

## Tübinger Romantik

Als man in Württemberg noch Hagedorn, Ramler und Jacobi als große Dichter verehrte und wohlgefällig die Formen des 18. Jahrhunderts nachbildete, brach in der Geisteswelt eine Revolution aus, die es an Hefigkeit und Wirksamkeit mit den großen politischen Umwälzungen jener Zeit recht wohl aufnehmen konnte. Wenn auch vor allem an literarische Äußerungsformen gebunden, suchte diese Bewegung doch nicht nur Poesie und Kunst, sondern das Leben überhaupt umgestaltend zu durchdringen. 1801 bereits, zur Zeit von Uhlands ersten schüchternen Dichtversuchen, war der Höhepunkt der Romantik erreicht. Neue Philosophie, neue Ethik, neue Religion, neue Kunst und Kunstbetrachtung standen auf ihrem Programm. Aus der platten Wirklichkeit des Alltags, aus der öden Verstandeswelt des damaligen Rationalismus drängte es diese Männer und Frauen hinweg; aber ihr Weg führte sie nicht wie die Klassiker ins Altertum zurück, dessen Größe sie anerkannten, dessen hohe Formschönheit und Objektivität sie aber fremd anmutete. Ihren minder abgeklärten und in sich vollendeten Gemütern wohnte ein ins Unfaßbare strebendes Sehnsuchtsgefühl inne, die Kräfte des Gefühls galten ihnen als unerschöpflich und undurchdringlich und führten sie in ahnend dämmerhafter Betrachtung von Dasein und Welt tiefer, als je der Verstand es vermocht hätte. Das Unendliche war ihr Zauberwort; in ihm über-

wanden sie die rohe kurzfristige Wirklichkeit und sicherten dem eigenen Gemüt, das Unendlichkeitssehnsucht schwellte, seinen Anteil am Weltganzen.

In proteischer Vielgestaltigkeit stellte sich das neue romantische Lebens- und Kunstelement dar, und des jungen Literaturbessenen mochte sich wohl Zagen und Ratlosigkeit bemächtigen. Rätselhaft angezogen durch den mystischen Reiz und die bestrickend kindliche Form der neuen Poesie und unbefriedigt durch die tiefsinnige, aber orakelmäßig vorgetragene neue Theorie mußte er selbst zum Grübler werden, wollte er nicht in lallender Halbbewußtheit nur die Zaubertöne nachstammeln.

Das war denn auch Uhlands Fall. Nicht als Nachahmer der romantischen Dichter beginnt er, sondern ihn fesselt zunächst die sporadisch zu ihm dringende Kunde von der aufwühlenden romantischen Theorie und weckt ihn zu eigenem Nachdenken. Es ist ganz zu Unrecht behauptet worden, er habe die meisten romantischen Werke, speziell die Dichtungen Tiecks, unmittelbar nach ihrem Erscheinen begierig in sich aufgenommen. In Wahrheit dauert es oft Jahre, bis diese neueste Literatur ihren Weg ins Schwabenland und gar in die Hände des jungen Studenten fand. Seine Kenntnisse waren ganz vom Zufall abhängig. Ein Beispiel dafür: 1805 und 1806 wußte er sich einen Jahrgang der Leipziger Literaturzeitung zugänglich zu machen; die Werke romantischen Schlages nun, die er darin, meist in sehr ungünstigem Sinne, besprochen fand, wurden seine wichtigsten Leitfäden. Jean Pauls Ästhetik und Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit hat er durch dieses Medium kennen gelernt.

Das dürftige Material, das sie ihm bieten, soll ihn zur Lösung der großen Rätsel ausrüsten, die die Zeitgenossen in Atem halten; denn soviel hat er begriffen: es ist an der Zeit, daß die herkömmlichen Begriffe der aufklärerischen

und selbst klassizistischen Ästhetik und Poetik über den Haufen geworfen werden. Die erste umfangliche Probe der neugebildeten Uhländischen Kunsttheorie liegt uns vor in einer ausführlichen brieflichen Rezension von Schoders Gedichten.

Gustav Schoder gehörte dem Tübinger Studentenkreise an. Er war zwei Jahre älter als Uhland und hielt sich für einen großen Dichter. Im Leben war er ein geborener Pechvogel, geriet 1808 in den Verdacht des Verschwörertums, überwarf sich als Vikar mit seinem Pfarrer, Uhlands Oheim, und fand schließlich beim Baden in der Ostsee ein frühes Grab. Seine prätentiose, aber im Grunde harmlos-gutmütige Persönlichkeit weist eine merkwürdige Mischung von Poetenzügen mehrerer Generationen auf. Er ist Kraftgenie in der Maßlosigkeit seiner bombastischen Weltstürmerei und Romantiker in der Verschmelzung von Poesie, Natur- und Transzendentalphilosophie. Seine sogenannten philosophischen Gedichte bieten schellingsche Gedanken in schillerscher, zum Teil jungschillerscher Form. Er trieb einen maßlosen Kult des größten schwäbischen Dichters und putzte seine eigenen, eben wegen ihrer beständigen Überhitztheit dürrer und trockenen Poemata mit dessen erborgten Flittern aus. Es ist in der That, wie Uhland schreibt, eine herkulische Arbeit, die Gedichtsammlung Schoders aus dem Jahre 1805 durchzulesen.

Uhlands Rezension geht nun vor allem diesem schwülstigen Überschwange zuleibe. Und die alte, wohl noch von der Großmutter her in der Familie fortgepflanzte Schillerfeindschaft kommt zu Wort, wenn Uhland mit fast denselben Worten wie einst Stäudlin Schiller für das unheilvolle Treiben der schwäbischen Originalgenies verantwortlich macht. Dieser Art von Erhabenheit, wie Schiller und vor ihm Klopstock sie gepflegt haben, sagt Uhland ab, er preist dafür die einfach erhabene Kunst Goethes, der

an Phantasie Schiller bei weitem überlegen ist. Auch dem reifen Dichter, dem poetischen Verkünder der Kantschen Lehre, steht er fremd und kalt gegenüber, offenbar weil ihm seine Gedichte zuviel der Philosophie bieten. „Die erhabenen Resultate der Philosophie sind ihr (der Poesie) nicht fremd. Aber sie ist fern von philosophischem Mystizismus. Die Poesie ist ein Gemeingut der Menschheit, sie soll aufgehen über alle wie die allbeleuchtende, allerwärmende Sonne . . . So ist die neueste Zeit nicht mehr gewillt, sich subjektiven philosophischen Tieffinn als Dichtung vorsetzen zu lassen . . . Die objektivste, die allereinfachste Poesie wird von neuem hervorgezogen, Goethe, Tieck, in dessen eigenen Werken und den Bearbeitungen altdeutscher Gedichte, Herders Eid, des Knaben Wunderhorn usw. mögen zeugen.“

Daß der Schreiber dieser Zeilen mit Geist und Charakter der romantischen Poesie vertraut sei, wird niemand behaupten wollen. Wohl aber findet sich hier wenigstens ein echt romantisches Schlagwort: objektive Poesie. Freilich Uhland gebraucht es, ohne sich über seinen Sinn und die Tragweite der hier ausgesprochenen Forderung klar zu sein; noch anderthalb Jahre später fragt er seinen poetischen Beirat, was denn eigentlich unter der vielgerühmten Objektivität zu verstehen sei. Allmählich stellt sich ihm dann heraus, daß gerade er am wenigsten Ursache hat, die objektive Richtung der Poesie am höchsten zu bewerten. In den Februar 1806 fällt eine schriftliche Aufzeichnung, in der er seine Begriffe auf diesem Gebiet zu klären sucht.

Uhland stellt hier die Grundfrage nach dem Wesen der Poesie und handelt über den Unterschied des objektiven und subjektiven Dichters. Wir wissen, daß er kurz vorher Schillers grundlegende Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung gelesen hatte, und diese vermittelte



ihm wohl zuerst die Erkenntnis der zwei verschiedenen Stil- und Anschauungswelten, die eine solche Scheidung zur Notwendigkeit machen. Jean Pauls Vorschule der Ästhetik hatte Schillers Ausdruck „naive Poesie“ durch „objektive“ ersetzt und ausschließlicher als der Gewährsmann die Objektivität für die antike, die „sentimentalische“ Subjektivität für die moderne Poesie in Anspruch genommen. Dem schließt sich Uhland hier an, unter teilweise wörtlicher Bezugnahme auf Jean Paul, so namentlich dort, wo er eingehend von der blühenden Heiterkeit der antiken Poesie, des Jugendalters der Menschheit, spricht.

Antik-objektive und modern-subjektive Poesie scheidet ja auch das erste große theoretische Manifest Friedrich Schlegels: Über das Studium der griechischen Poesie. Aber nichts deutet bei Uhland auf dessen unmittelbare Einwirkung, der Terminus „romantische Poesie“ wird noch nicht gebraucht. Dagegen darf ein anderer Ausdruck nicht fehlen, der von allen romantischen Begriffen am tiefsten bei Uhland Wurzel schlagen mußte; er hat offenbar verwandte Saiten in ihm berührt und wird auch von ihm gerne zur Erklärung des Unerklärbaren verwendet. Der subjektive Dichter ist für Uhland dadurch ausgezeichnet, daß er der kalten Wirklichkeit fremd gegenübersteht: „Ist ihm die Erde verwelkt, so schaut er zum Himmel auf, ob dieser noch blühe. Dieser Himmel ist das Unendliche in ihm, das er ahndet, nach dem er sich immer schmerzlicher, immer freudiger sehnt, je weniger ihm die Außenwelt geben kann. Er erforscht sich, er lernt seine erhabene, aber geheime Bestimmung fühlen.“ Also in die romantische Unendlichkeitschwärmerei stimmt Uhland hier ein; freilich gebraucht er den Begriff gleich in einer kennzeichnenden Färbung. Das Unendliche besteht nicht außer uns, uns einhüllend und unser Sehnen in die weitesten Fernen tragend, sondern es liegt in uns; in unser eigenes Innere

müssen wir hinabsteigen, damit sich uns das Unendliche erschließt. Dieser Gedanke wird von Schleiermacher und Novalis ausgesprochen, und zweifellos hat dieser durch ein tief sinniges Fragment seiner Sammlung „Blütenstaub“ Uhland angeregt: „Ist denn das Weltall nicht in uns?“ fragt er da. „Die Tiefen unseres Geistes kennen wir nicht. Nach innen geht der geheimnisvolle Weg. In uns oder nirgends ist die Ewigkeit mit ihren Welten . . . Die Außenwelt ist nur Schein.“

Der junge Dichter möchte aber nicht nur theoretische Begriffe festlegen, sondern sich auch mit dem Wesen der eigenen Poesie vertraut machen. Er fühlt, daß er ein durch und durch subjektiver Dichter ist und will das rechtfertigen. Das äußere Leben bietet ihm nicht genug, als daß er es mit antiker Wirklichkeitsfreude objektiv ansehen könnte. Daher flüchtet er sich ins eigene Innere. Es sind das Gedankengänge, die ihn bisweilen auch in direkten Widerspruch zu romantischen Sätzen verwickeln können. Erscheint doch scharfsichtige Weltbeobachtung und realistische Wiedergabe des Interessanten, Charakteristischen bei Friedrich Schlegel gerade als Kennzeichen des romantischen Dichters. Wenn Uhland damals in den Schriften des geistreichsten, aber schwerst zugänglichen aller Romantiker ernstlich belesen gewesen wäre, so hätte er wohl kaum beklagen können, daß man sich noch nicht hinlänglich mit der Frage nach Wesen und Wert der Poesie beschäftigt habe. .

Auch fernerhin bleiben seine Ausführungen dadurch gekennzeichnet, daß er mit romantischen Schlagworten arbeitet, ohne ihren vollen Sinn erfaßt zu haben. Ende 1806 klagt er brieflich, der moderne Dichter empfinde einen gar zu starken Mangel an Mythologie. Schelling und Friedrich Schlegel haben den Sehnsuchtsruf nach dieser erhoben; aber wie anders, in wieviel tieferem Sinn als

Uhland fassen sie den Begriff! Die Mythologie, die der Gegenwart fehlt, sollte ihr die antike ersetzen, sie sollte die ganze poetische Anschauungswelt neu bestimmen und begründen. Es ist interessant, festzustellen, daß der reife Uhland, der Mythenforscher, den Begriff in ähnlichem Sinne faßt wie Schlegel: Mythen sind Grundformen der poetischen Weltanschauung, mythische Wesen personifizierte Natur- und Geisteskräfte. Was der junge Uhland vermißt und herbeisehnt, das ist etwas rein Stoffliches: alte deutsche Sagen oder „Mythen“, wie die Vorzeit sie besungen hatte, wünscht er als Grundlage moderner Dichtung wieder zugänglich gemacht.

Das unbestimmte Sehnen Uhlands hatte sein Ziel schon seit längerem in der deutschen und nordischen Vergangenheit gefunden, nun gewährte ihm die romantische Strömung die erwünschte Bestätigung und Bereicherung seiner schwärmenden Vorliebe. Kein Wunder, daß er sich im Januar 1807 endgültig zur romantischen Poesie bekennt und ihr ausdrücklich vor der antiken den Vorzug gibt. Aber in all diesen Fällen ist ihm „Romantik“ nicht etwa eine neue Lebensanschauung, eine ethisch-religiöse oder philosophische Revolution, sondern er sieht sie von seinem engen Gesichtswinkel aus lediglich als eine fruchtbare, jugendliche literarische Bewegung an. Und trotz seines Bekenntnisses zu ihr verstummt die Frage in seinen Briefen nicht: „Sagen Sie mir, was Sie unter Romantik verstehen.“

Um sich darüber selbst Rechenschaft zu geben und auch andere an seinen Gedankengängen teilnehmen zu lassen, hat er im Frühjahr 1807 die kleine Skizze „Über das Romantische“ niedergeschrieben. Ihre Originalität und Bedeutsamkeit darf ja nicht überschätzt werden. Auch tut man gut, aus ihr keine zu nahe Vertrautheit mit Friedrich Schlegel, Schelling und anderen Hauptvertretern der

Romantik abzuleiten. An Uhlands ganz oberflächlichem Verhältnis zu ihnen hat sich nichts geändert.

Die ersten Abschnitte des kleinen Aufsatzes lesen sich gut, fast nimmt er stellenweise den Charakter des Hymnus an, in solch dämmernd ahnungsreichem Stile, mit solch kühnen und stimmungsvoll erschauten Bildern wird das Wesen der Romantik charakterisiert. Aber aus diesen erhabenen Betrachtungen reißt uns mit eins der trockene Übergangssatz: „Es möchte nicht unerheblich sein, zu ermitteln, wie sich das Wort Romantisch von seiner nationalen Beziehung zum Kunstbegriff erweiterte“ — der zur historischen Betrachtung des Begriffes hinüberführt; erst gegen Schluß wird die frühere schwungvolle Diktion wieder erreicht. Auch diese in der Stilisierung des Gegenstandes würdigeren Partien dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß die kleine Abhandlung im ganzen ein Konglomerat aus verschiedenen Vorlagen, eine Sammlung von Lesefrüchten zum Teil gar nicht romantischer Herkunft darstellt.

Echt romantisch ist wiederum nur der eine Gedanke: der romantische Dichter steigt in die Tiefe, in die Unendlichkeit des eigenen Innern hinab. Das scheidet ihn von dem antiken Dichter, dessen Heiterkeit und Lebensfreude die dämmernde Sehnsucht nach dem Unendlichen noch nicht kannte und nährte. Auf den Gegensatz dieser beiden Dichternaturen und Dichtarten ist wieder die erste Hälfte des Aufsatzes aufgebaut, und auch hier ist der Wegweiser Jean Paul. Es sind seine Anschauungen, zum Teil seine Ausdrücke, es ist seine bildliche Manier, die sich widerspiegelt. Jean Paul liebt es, die Beispiele für Poesie und Lebensweise der modernen Völker, die zur Antike in Kontrast treten sollen, aus dem hohen Norden zu nehmen. Seinem Schüler ist, wie wir wissen, überhaupt aus dem Norden zuerst eine romantische Welt erwachsen, und so

scheint ihm jetzt auch die Romantik nicht dem farbenreichen deutschen Mittelalter der Kreuzzüge und der Ritterzeit entsprossen, sondern ihre Heimat ist für ihn der düstere Norden, die Nebellandschaft Ossians, die allerdings den stärksten Gegensatz zu der heiter sonnigen griechischen Welt darstellt. Die ursprünglichen mythischen Wesen der germanischen und damit der romantischen Poesie stellen sich ihm dar als „schaurige Nachtgeister, ungeheure Wolken- gestalten, Ossianische Nebelgebilde“. Der Unterschied zwischen romantischer und antiker Poesie wird hier mit einer Einseitigkeit, die weder Jean Paul noch irgendein Romantiker teilt, aus der Gegensätzlichkeit des Klimas, der Natur, der Mythologie abgeleitet. Dieser Gedanke ist herderisch. Und es ist kein Zweifel, daß Uhland auch von einem Aufsatz Herders die stark kontrastierenden Farben geliebt hat: Die Horen, die er damals durchlas, hatten in den Ausführungen des kurz vorher verstorbenen Meisters über „Homer und Ossian“ dem Gegensatze zwischen hellenischer Licht- und nordischer Nebelwelt beredten Ausdruck verliehen.

Aus dieser neuen, eben der nordischen Grundlage, auf der sich Uhlands romantisches Weltbild aufbaut, ergibt sich ein Gegensatz zu Jean Paul: Das Christentum ist nicht die Mutter der Romantik, sondern nur, nach Uhlands Wort, „deren viel umfassender Gegenstand“. Fast möchte es scheinen, als ob er sich im folgenden wiederum mit zwei halbverstandenen Grundbegriffen der Romantik auseinanderzusetzen suchte: Wenn wir heute von romantischer Liebe und romantischer Religion reden, so meinen wir damit die gewaltige Umwälzung des Ehe- und Gottesbegriffes, die vor allem durch Schleiermacher hervorgerufen worden ist. Uhland faßt auch diese Begriffe in seinem beschränkten, rein historischen Sinne: Das Verhältnis der Geschlechter und die Auffassung des Christen-

tums, wie sie im Mittelalter herrschten, erscheinen ihm als spezifische Kennzeichen der romantischen Periode. Eine Dreieckigkeit: Religiosität, Minne und Tapferkeit spricht er als Kennzeichen der Ritterwelt an; wiederum kein neuer, nicht einmal ein echt romantischer Gedanke, sondern eine weitere herderische Prägung. Die einzelnen Farben, die das vorzeitliche Gemälde Uhlands näher ausgestalten sollen, sind erstaunlich vielen Vorbildern entlehnt. Die allmähliche Verinnerlichung des Verhältnisses zwischen Mann und Frau, die zum förmlichen Frauentum hinführt, ist dargestellt im Anschluß an Adam Müllers Vorlesungen, die erst im Winter vorher in Dresden gehalten worden waren. Die Gesamtstimmung des Mittelalters, speziell der Kreuzzugszeit ist erfaßt nach dem Muster der beiden popularisierenden mittelalterlichen Literaturgeschichten, die das Jahr 1803 gebracht hatte, Tiecks Einleitung zu den Minnesingern und A. W. Schlegels Berliner Vorlesungen über romantische Poesie.

Am selbständigsten stellt sich ein kurzer Schlußteil dar: Nun die Romantik in ihrem Wesen festgelegt ist, muß noch, wie in Schlegels Gespräch über Poesie, ihre künstlerische Eigenbedeutung auch für die Gegenwart unterstrichen werden. Sie ist „nicht bloß ein phantastischer Wahn des Mittelalters, sie ist hohe, ewige Poesie“. Wieder helfen Bilder aus der nordischen Mythologie zu origineller Belebung: „Sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf, nach der Edda, sie zu den Sterblichen herab und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen.“ Zuletzt ein Ausfall gegen den rationalistischen Unglauben der Zeit und eine Wiederholung von Jean Pauls Preis des Aberglaubens, dieser „Frucht und Nahrung des romantischen Geists“. Uhland wirft der platt ungläubigen Mitwelt mit mutiger Verachtung den Fehdehandschuh hin: „Nun, so laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das

große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt.“

Wenn auch mehr ein Mosaik als eine selbständige Schöpfung, ist dieser Aufsatz doch ein Glaubensbekenntnis, dem Uhland einstweilen treu bleibt und nach dessen Sätzen er seine Poesie zu gestalten sucht. Sicher fühlt er sich freilich der eigenen Kunst auch jetzt noch nicht, nachdem er sie theoretisch fundiert hat. Er äußert Zweifel, ob seine Dichtungen den Charakter des Romantischen tragen. Und so läßt er sich dazu verleiten, ihnen künstlich nachzuhelfen, das äußere Gepräge aufzudrücken, das er an den romantischen Werken gewahrt.

Die ersten romantischen Publikationen, die auf Uhlands Dichtung einwirken, sind kennzeichnenderweise keine Originaldichtungen, sondern Erneuerungen. Tiecks Einleitung in die Minnesinger wurde für seine Theorie von Wichtigkeit, der Text für seine Praxis. Seit Ende 1804 tauchen in seiner Lyrik häufiger als früher die Worte Minne, minniglich, Zusammensetzungen wie wunderkühn, wundertreu und andere ausgesprochen archaische Vokabeln auf. Aber wie wenig bedeutet die erste ihm bekannte altdeutsche Kunstpoesie gegen den reichen Segen an volkstümlicher Lyrik, den Ende 1805 Des Knaben Wunderhorn über ihn ausschüttete! Schöner und wärmer als er in seinen Liedern der Vorzeit hat denn auch niemand, selbst nicht Goethe und Görres in ihren Rezensionen, den Herausgebern der Sammlung den Dank der ganzen Generation ausgesprochen. Daß es nicht erst des Wunderhorns bedurfte, um Uhlands Geschmaç am Volkslied zu wecken, darf er hier betonen; es begreift sich aber auch, daß der mit einem Male so voll und kräftig an sein Ohr schlagende Ton neuen, besonders kräftigen Widerhall wecken mußte. In der That werden Kerner und Uhland jetzt für einige Zeit die eifrigsten Jünger des Wunderhorns; nicht nur

durch Nachahmungen wollen sie die volksliedhafte Literatur bereichern, sondern auch durch eigene Nachforschung auf der Spur, die Arnim und Brentano gewiesen.

Uhland wurde dazu im Herbst 1806 Gelegenheit geboten. Er durfte damals seine erste größere Reise machen und durchstreifte mit zwei Freunden zu Fuße die Schweiz. Leider ohne jeden Ertrag für seine eigene Dichtung. Wir würden uns den jungen Poeten gerne aufnahmefähig, begeisterungsfreudig denken. Aber wie so oft in seinen späteren Lebensjahren, so müssen wir auch hier vorliebnehmen mit einem verstimmend ledernen Berichte, der nichts weniger als eine lebhafte Widerspiegelung erhebender Eindrücke von Natur und neuen Menschen darstellt. Wir besitzen einen Brief aus Andermatt vom 3. Oktober. Chur, die Via mala, das Rheintal liegen hinter ihm; „merkwürdig“ und „interessant“ sind die Beiworte, die er diesen Naturherrlichkeiten abwechselnd verleiht. Von einer Besteigung des Gotthard will er absehen, „weil er nicht viel Interessantes hat“. Da merkt man nichts vom Romantiker, und auch zwei im Nachlasse vorgefundene Prosahymnen auf den Rheinfall und die Tellskapelle verlieren ihre Bedeutung, wenn man erfährt, daß er sie schon in die Schweiz mitgebracht hat! Dennoch haften die Eindrücke; noch im Alter erzählte er besonders gerne von dieser Jünglingsfahrt, und das Gedicht, das er dem Reisegefährten Jäger bei dessen Scheiden von der Universität ins Stammbuch geschrieben hat, läßt in kurzer Skizze die bleibenden Erinnerungsbilder vom Rigi Gipfel und vom Bodensee erstehen.

Der Volksliedfreund kam besser auf seine Rechnung als der Poet. In Meiringen traf Uhland einen Schuster, der ihm Einblick in einen alten handschriftlichen Sammelband von Volksliedern gestattete. Zwei davon schrieb er heraus, den „Grafen Friedrich“ und das Lied von der wieder



gefundenen Königstochter. Der Schuster erhielt später Schillers Tell als Gegengabe. Bald fand sich ein Anlaß, den Schatz öffentlich zu verwerten.

Rölle, selbst Volksliedsammler und bei seiner Betriebsamkeit mit allen möglichen literarischen Kreisen in Fühlung, vermittelte ihm eine in vieler Hinsicht segensreiche und förderliche Bekanntschaft. Uhland hat Leo von Sekendorff, der erst 1805 aus württembergischen Staatsdiensten geschieden war, freilich nie persönlich kennen gelernt. Dennoch lebte er zwei Jahre hindurch mit ihm in innigstem Kontakt, und wenn einer, so hat der fränkische Freiherr Anspruch darauf, als Uhlands Lehrer auf romanischem und altdeutschem Gebiete zu gelten.

Zwölf Jahre älter als Uhland, hatte er ein wechselreiches Leben hinter sich, hatte manchem bedeutenden Dichter, selbst Goethe und Schiller, nahetreten dürfen, auch selbst schriftstellerisch mannigfach herumexperimentiert, dann die Bitternisse der damaligen Beamtenlaufbahn durchgekostet, bis er sich endlich 1805 in Regensburg, später in Wien ganz der Literatur in die Arme warf. Er suchte damit dem tiefen Zwiespalt zwischen Vernunft und Neigung, „Konvenienz und Ideal“ ein Ende zu machen und dem Berufe zu leben, für den er sich geboren glaubte. Ein Dichter war er freilich nicht, und seine Briefe an Uhland zeigen noch den frischen Schmerz, den ihm das Losringen von den Poetenträumen seiner Jugend verursacht hat. Um so mehr darf er sich Kunstverstand und kritischen Sinn zusprechen und seine neidlose Freude an dem Emporblühen jüngerer Dichtertalente bezeugen.

Uhland ist ihm unter denen, die er in die Welt einführt, „der Herrlichste“. Aber statt ihn zu vergöttern, sucht er ihn anzuleiten und seinen Gaben zu möglichst allseitiger Ausbildung zu verhelfen. Von ihm wurde dem jungen Dichter das Schlagwort entgegengehalten, das er so lange

übergrübelt hat: er ist ihm noch nicht objektiv genug, er soll nicht nur seine individuelle Empfindung dem Gedicht anvertrauen, sondern er soll die Gegenstände um sich zu fassen trachten, soll einen Stoff ergreifen und durchdringen, sein Ich von ihm trennen, nicht nach Klopstockischem und Schillerischem Muster die eigene Reflexion, die eigene Persönlichkeit ständig in den Vordergrund treten lassen. Diese Ermahnungen blieben auf Uhlands Pragis nicht ohne Einfluß. Die weich zerflossene ausschließliche Hingabe an die eigene Stimmung ist er zu überwinden im Begriff. Aber es fehlt noch an dem neuen Objekt zu der neuen Art der Dichtung. Er zeigt sich in jenen Jahren erfüllt von dem typischen Stoffhunger des jungen Dichters, der, durch Reflexion aus seiner triebhaften Entwicklung herausgeführt, nach neuen Darstellungsgebieten und Formen sucht. Seckendorff kommt ihm dabei zu Hilfe. Die Lyrik ist für solche Dichternaturen ein gefährliches Feld, und so möchte er Uhlands Ehrgeiz zu größeren Taten anspornen und den Dramatiker in ihm wecken.

Des jungen Freundes Neigung eilte ihm dabei entgegen. Schon vorher hatte Uhland allerhand Schauspielpläne, antike und nordische, gefaßt. Seckendorff wägt ernsthaft das Für und Wider des Achillesstoffs ab, den Uhland ihm vorlegt, verweist den Anfänger schließlich aber doch mit mehr Wärme auf zwei andere Stoffe, mit denen er selbst sich früher getragen hat und die er jetzt dem Jüngeren ohne Neid überläßt: Durch eine neues Lutherdrama soll Zacharias Werners Weihe der Kraft verdrängt werden; oder, noch besser, Uhland soll eine Episode aus Schlegels Danteübersezung in dramatische Form gießen, die rührende Geschichte von Francesca da Rimini. Dieser zweite Hinweis schlug ein. Im Mai 1807 ist Uhland ans Werk gegangen und hat von da an jahrelang mit dem Plane zu dem Francescadrama gespielt. Er scheiterte, um

es kurz zu sagen, weil er aus dem rein psychologisch zu fassenden Vorwurf mit aller Gewalt ein farbenvoll bewegtes romantisches Drama machen wollte.

Der neue Freund war ein guter Kenner der deutschen Vorzeit und gleich Uhland vor allem vor dem Bestreben erfüllt, die verschütteten Schätze wieder allgemein zugänglich zu machen. Er wünschte Massenübersetzungen mittelhochdeutscher Literaturwerke; Iwein, Tristan, Parzival sollten wieder deutsche Nationalepen werden. Und er ist entzückt, daß auch hier der Schüler seinen Werberufen mit Taten vorgearbeitet hat: Bereits im Laufe des Jahres 1806 war Uhland, Tiecks Beispiele folgend, als Übersetzer aus dem Mittelhochdeutschen aufgetreten. Freilich nicht Minnesinger, gleich diesem, wählte er sich aus, sondern seinem Herzen stand die vaterländische Heldendichtung am nächsten. 1805 hatte er sich aus Herders Nachlaß das gedruckte deutsche Heldenbuch erworben und sich mit wahrer Andacht und innigem Genuß in die Lektüre der treuherzigen kernhaften alten Gedichte vom Rosengarten, von Ortnit und Wolfdietrich versenkt; ja gerade der sprachlich unbeholfenste, künstlerisch umgestaltete Teil, der prosaische Anhang, macht ihm wegen seiner schlichten Erzählung von Dietrichs Treue zu seinen Helden den tiefsten Eindruck. Zwei Episoden aus dem großen Wolfdietrich hat er dann im Versmaße des Originals und mit peinlichem Streben nach Stillechtheit übertragen. Schon nannte ihn die Fama als den zu erwartenden poetischen Erneuerer auch der Nibelungen.

Es blieb bei dieser einen Probe aus dem Heldenbuch, aber der dichterische Ertrag des nun einsetzenden Studiums mittelhochdeutscher Volksepik ist damit nicht erschöpft. Auch das Heldenbuch hat auf Uhlands Eigenpoesie gewirkt und seinen Einfluß dem des Wunderhorns vermählt. Wiederum, wie drei und vier Jahre früher, ist zu bemerken,

daß der subjektive Stimmungspoet unter dem Einfluß starkwirkender epischer Vorbilder zum erzählenden Dichter wird. Uhland ist in ein neues Balladenjahr eingetreten. Aber er ist noch nicht hinreichend gereift, um so vielerlei neue Eindrücke völlig zu verarbeiten. Es entsteht zunächst ein unorganisches Gemisch, der Einfluß von Wunderhorn und Heldenbuch äußert sich überwiegend unerfreulich.

Keine Ballade der Jahre 1806 auf 1807 kann die mächtigen neuen Vorbilder verleugnen. Die Einwirkung findet in erster Linie auf sprachlich-metrischem Gebiete statt. Strophenformen des Wunderhorns werden übernommen, typische Ausdrücke, „das Fräulein, der Knabe“ dringen ein, Umschreibungen des Zeitworts mit *tät'* und Verkleinerungsformen sind häufig. Leider wird dadurch öfter ein kindlich-spielerischer Charakter erzielt als der erwünschte schlicht volksmäßige Ton. Was den Uhlandschen Balladen nach wie vor am meisten nottut, Saft und Mark, das wird ihnen auch durch diese neuen Anregungen nicht zuteil. Im Gegenteil, die herkömmliche Tragik der Volksballade bringt den Dichter von neuem in ein trübseliges Fahrwasser, wieder endet ein Gedicht nach dem anderen mit traurigen Todesfällen und ein verhaltenes Schluchzen ist der Grundton aller dieser unkräftigen Stücke. Auch das Heldenbuch vermag keine kräftigere Note hereinzubringen. Wenn das Gedicht *Der Rosengarten* Titel und Hauptmotiv aus dessen Sphäre entlehnt, so ist Ton und Haltung auch dieser Halbballade so jämmerlich, die Diktion so geschmacklos, daß man wirklich an der gesunden Weiterentwicklung des Dichters verzagen möchte.

Wo find' ich der Lilgen Wächter,  
 Die mir nicht getötet werd'n?  
 Bei Tag die liebe Sonne,  
 Bei Nacht der Mon' und die Stern' —

Bei solchen Reimen mochte es Uhland in seiner eigenen Wunderhorn- und Heldenbuchähnlichkeit hange werden; er dichtete in den nächsten Monaten nach diesem Gedichte fast keine Balladen mehr, auch im folgenden Jahre fließen sie ganz spärlich, bis endlich gesunde Selbstbesinnung all diese Unnatur hinter sich wirft.

Nicht nur Uhland wurde durch das Wunderhorn von neuem zur Balladendichtung angeregt, auch Kerner, der vorher fast nur der reinen Lyrik gehuldigt hatte, pflegte jetzt das volksmäßige Gedicht erzählenden Charakters. Er ist auf einen Schlag viel fertiger als der Freund. Dieser plagt sich jahrelang in affektiertem Nachstammeln und äußerlichem Streben nach den Effekten des Volksliedes, jener hat gleich 1805 in dem düsteren, von unheilvoller Stimmung durchtränkten Gedichte „Der schwere Traum“ den Volkston so virtuos getroffen, daß die Herausgeber des Wunderhorns die ihnen eingesandte Ballade in ihre Sammlung aufnahmen. Freilich hält sich Kerner nicht auf dieser Höhe. Den Eindruck der gewollten Pseudonauivität vermag auch er in den balladenhaften Stücken jener Zeit, in der Pilgerin, der Schäferin Raub, dem Grafen Asper, nicht immer zu vermeiden; denn er plündert gleich Uhland den Wortschatz und die Syntax deutscher Vorzeitdenkmäler allzu wahllos. Erst an der reifen Balladendunst Uhlands hat auch er sich zu vollwertigen Leistungen aufgeschwungen.

Diesen Experimenten der Volksliedjünger konnte nun Seckendorff ein Obdach gewähren, und so traten Uhland und Kerner unter seiner Agide vor die Öffentlichkeit. Auf die Jahre 1807 und 1808 hat Seckendorff *Musenalmanache* herausgegeben. Der erste ist der wichtigere. Er enthält von Uhland 27, von Kerner 7 Gedichte. Von bedeutenderen Poeten erscheint neben den beiden nur noch Hölderlin mit drei Nummern. Es mag auffallen, daß der *Almanach* viel mehr auf dessen klassizistischen als auf eigent-

lich romantischen Ton abgestimmt ist. Das entspricht Seckendorffs eigener poetischer Richtung; denn er gibt sich in erster Linie als Anhänger Herders und Goethes, als Herold einfacher objektiver Poesie zu erkennen. Verdienstlicher denn als Originaldichter erscheint er als Vermittler fremden Gutes. Schottische und spanische Balladen deutsch er ein und führt damit hinüber zu dem Programme seines zweiten Almanachs, der im wesentlichen Volksliederammlung ist. Wenigstens übertrifft die erste Abteilung, „Stimmen der Völker“ die zweite, Vermischte Gedichte, wie an Umfang so an Bedeutung. Unter den deutschen Volksgefangen haben also Uhlands beide Findlinge ihre Stelle gefunden; die Originalbeiträge der Freunde sind diesmal spärlich.

Ein anspruchsvollerer Plan löste den Almanach ab. Ende 1807 erließ Seckendorff einen Aufruf zur Gründung eines Organs Prometheus, das vor allem bedeutende Prosaaufsätze enthalten sollte. Er durfte diese Zeitschrift, zu der er auch die Schwaben einlud, eröffnen mit Goethes geheimnistiefer und formbunter Pandora; langes Gedeihen war ihr aber nicht beschieden. Eine andere Leidenschaft mußte die literarische Betätigungsfreude des Herausgebers verdrängen. Seckendorff war ein glühender Patriot, Leid und Schmach des Vaterlandes konnten ihn bis zur völligen Melancholie niederdrücken. Nach dem Niederbruch von 1805 hatte er zu seinen schriftstellerischen Arbeiten Kraft gefunden nur in der Hoffnung, dem wahren Deutschtum durch die Erweckung altvaterländischer Poesie Vorschub zu leisten. 1809, beim Ausbruche des neuen Krieges gegen Napoleon, eilte der österreichische Landwehrhauptmann ins Feld. Ein grausames Geschick ließ den wehrlosen Schwerverwundeten in einem brennenden Hause elend zugrunde gehen. Kerner und Uhland haben dem Niegesehenen warme Worte ins Grab nachgerufen.

Dem hohen Geiste, der ihn zu diesem Opfertode getrieben hatte, mußten sie aus verständnisvollem Herzen heraus huldigen. Denn wer konnte sich in jenen Jahren dem Drange der Zeit entziehen, wer konnte, selbst im napoleonisierten Württemberg, den Trost verschmähen, den die in die deutsche Vergangenheit zurückschauende Romantik darbot? Noch 1805 gibt sich bei Uhland eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Weltthändel kund, sein Neujahrsge-dicht auf 1806 zeigt ihn außerhalb des politischen Interessenkreises und spricht lediglich Genugthuung darüber aus, daß das thronezertrümmernde Schicksal an der Hütte des bescheidenen Bürgers vorüberziehe. Aber wie die Romantik im Drange der Not ihre Weltbürgerlichkeit schnell abstreifte, so lernte auch Uhland innerhalb eines Jahres um. „Dein Te u t s c h e r F r e u n d U.“ so lautet Herbst 1806 sein Eintrag in Rooschük' Stammbuch. Den in Paris weilenden Kölle beschwört er „bei dem heiligen Mutternamen Deutschland“, ihm von den dort schlummernden Vorzeitgedichten Kunde zu geben. Seine ganze Umgebung, der studentische Freundeskreis, zeigt sich von dieser patriotischen Stimmung ergriffen. Aber das war nur ein Symptom unter vielen für die neue Einstellung. Ein allgemein romantischer Hauch beginnt die Tübinger Schar zu durchwehen, in ihrer Lebensführung und, soweit sie dazu in der Lage sind, in ihrer Kunstübung wollen sie dem Geiste der deutschgesinnten genialischen Modernen gerecht werden.

In der Lebensführung: für diese bedeutet das romantische Element Erweckung, Bereicherung, Befreiung. Das einseitig rohe Burschentum und das öde Brotstudium, diese beiden Gegenpole der Tübinger Studententradition, wurden gleichmäßig überwunden. Ein Zufall hat uns in einer Aufzeichnung Uhlands die Anfänge der meist gesungenen Lieder des Kreises bewahrt. Neben manchem schon eingebürgerten Studentengefang und gefelligen Liedern von

Goethe und Schiller wurde auch des Novalis prächtiges Weingedicht: „Auf grünen Bergen wird geboren der Gott, der uns in Himmel bringt“ gern angestimmt. Mit diesem frohen und freien Wesen vertrug sich tief eindringendes Interesse am Fachstudium, speziell an Medizin und Naturwissenschaft. Köstlin kennzeichnet das anregende Wechselverhältnis zwischen den Freunden als ein „Empfangen von Ideen und Darreichen und Genießen des Schönen“.

Wir wissen leider nicht allzuviel Einzelheiten vom Treiben des Kreises, kennen es eigentlich nur aus einigen späteren Ausstrahlungen, so namentlich Kerners Reise-  
schatten und den sehnsüchtigen Rückblicken der aus der Universitätsstadt verbannten bemoosten Häupter. Man traf sich in der Kneipe, dem Gasthaus zum Ochsen, auf den Studentenbuden, auf Spaziergängen, auf flotten Fahrten und Ritten in die Nachbarschaft. Das Wunderhorn, d. h. das Gasthaus zum Waldhörnle auf der Straße nach Hechingen, war ein beliebtes Ziel. Die meisten entwickelten gesellige Talente: Kerner, im Freundeskreise mit dem Wunderhornnamen Kulikeia geziert, glänzte als Maul-  
trommelspieler und durch sein Nachahmungstalent, das sich auf die gesamte Tierwelt, auf alle Instrumente des Orchesters, auf Wahnsinnige und Geister erstreckte. Uhland, als Liebhaber des Nordens Olaf benannt, pflegte den poetischen Prologus zu spielen, Mayer tat sich als Karikaturen-  
zeichner hervor, Hermann Gmelin ließ seine hübsche Bassstimme ertönen. Die übrigen gaben als Publikum den heiteren Chorus ab.

Uhland verstand sicherlich in diesem Freundeskreise völlig aus sich herauszugehen. Höchst selten wird hier die sonst typische Klage über seine Schweigsamkeit und Unzugänglichkeit laut. Seine Poesie öffnete ihm den Mund und den Freunden das Herz. In seinen Liedern lebte man,



man begrüßte, trennte, neckte und begeisterte sich mit seinen Versen. „Tiefes Schweigen in den Hallen, große Wehmut über allen“ — diese Zeilen aus dem König Olo gingen als geflügelte Worte bei den Tübinger Studenten um.

In allen Darstellungen erscheint aber Kerner als der eigentlich Tonangebende im Kreise, dessen erfinderischem Gehirn eine Menge der tollsten Scherze entstieg. Sein Gelaß im neuen Bau, Ecke Münzgasse, der alten Aula gegenüber, hat man mit Recht als das Hauptquartier der schwäbischen Romantik bezeichnet. Da hauste er auf seiner originellen Bude in Gemeinschaft mit Hunden und Katzen, deren er angeblich zu wissenschaftlichen Zwecken benötigte. Das Hauptinventarstück seines Zimmers war ein großes Faß, in dem er seine Bücher aufzubewahren pflegte. Hätte ihn eine Untersuchungskommission von Professoren heimgesucht, wie er sie in den Reiseschatten so köstlich am Werke zeigt, so wären auch bei ihm aus der geheimnisvollen Tiefe dieses seltsamen Büchergelasses keine medizinischen Fachschriften ans Tageslicht gekommen, sondern „die Werke Hans Sachsens, das Lied der Nibelungen, das Heldenbuch mit seinen Figuren, Historia aller Heiligen, Des Knaben Wunderhorn, Auszüge aus den Werken Jakob Böhms, Novalis' und anderer wahnwitziger Skribler“. Denn auf die ältere und neue romantische Literatur hatte sich der Tübinger Kreis allmählich eingeschworen, der sich um Uhland und Kerner scharte.

Bald fand sich ein Anlaß, fortschrittlichem Geiste gegenüber dem verstaubten Aufklärertume zu literarischem Ausdrucke zu verhelfen. Die Freunde wollten eben der Romantik in Tübingen festen Grund und Boden verschaffen, da mußten sie erleben, daß die „Plattisterei“, wie sie zu sagen pflegten, der antiromantische Rationalismus des 18. Jahrhunderts, einen ungeahnten Aufschwung nahm durch die Gründung eines neuen Organs, das ebendort

erschien: Cotta rief mit dem 1. Januar des Jahres 1807 das Morgenblatt für gebildete Stände ins Leben. Diese Zeitung hat es jahrzehntelang trefflich verstanden, durch ihre popularisierende Universalität, durch ihr anmutiges Gemisch von Poesie und Prosa, von Unterhaltung und Belehrung das Bedürfnis weitester Kreise zu erfüllen. Sie war verhältnismäßig billig, und so kamen viele schwäbische Familien jetzt erst in die Lage, sich morgens beim Frühstück regelmäßig durch ein Blättchen begrüßen zu lassen. Den Einfluß, den das Organ schon nach wenigen Jahren zu erringen mußte, schildert ein späterer Brief Kerners: „Den Pfarrern, Amts- und Stadtschreibern, Oberamtleuten, Schreibern und Spezialen geht mit diesem Blatt erst ein Licht auf; sie saugen es mit Wollust ein und halten es gänzlich für ein Orakel. Feindlich gegen dieses Blatt zu sein, oder von ihm verdammt zu werden, kann einen . . . um das Brot bringen, es kann einem in der Bedienstung hinderlich sein.“ — Man würde aber fehlgehen, wollte man in dem Morgenblatte nur ein Organ der Plattisterei, der öd und blöde gewordenen Aufklärung sehen. Im Gegenteil, die Vielseitigkeit des literarischen Geschmacks, der da auf seine Rechnung kam, bildete gerade den nicht unberechtigten Stolz des Verlegers. Freilich die Männer, die erstlich als Herausgeber zeichneten, verschenkten den abgestandensten wässerigsten Rationalismus.

Da war zunächst Weißer, eine fast groteske Erscheinung der Literaturgeschichte, der bis Ende der zwanziger Jahre mit märchenhafter Rückständigkeit seines Amtes als Kunstkritiker waltete und aus der vollen Überzeugung eines ehrlichen Herzens, aber beschränkten Kopfes heraus den Vertretern aller neuen Richtungen mit unentwegter Derbheit zuleibe ging. Eine deutsche Literatur existierte seit 1770 für ihn nicht mehr, Goethe hatte sie verhunzt, Wie-

land war ihm der letzte Dichter, Mendelssohn der letzte Philosoph. Die vollste Schale seines Zornes gießt er aus über die Romantiker, „dieses Gefindel, diese tausendmal gebrandmarkte Bande“. Man könnte sich wundern, daß ein solch grimmiger Kämpfer der Altmodischkeit noch Leser fand und als Leiter eines großen Blattes möglich war. Aber Weißer wußte zu schreiben, er besaß Witz und verstand auch seine grundlosesten Bosheiten so wohl zu würzen, daß sie jedem außer dem Betroffenen munden mußten. Seine zahllosen Plaudereien, die der unentwegte laudator temporis acti im Morgenblatt veröffentlichte, wirken selbst heute noch amüßant, wenn man auch weit, weit ins 18. Jahrhundert, bis zu Viscow und Rabener, zurückgehen muß, um seine Vorbilder zu finden.

Darin ähnelt ihm sein Kollege bei der Redaktionsführung, Friedrich Haug. Er war ein Verwandter Uhlands und eine gewandte, umgängliche Persönlichkeit, dabei ein sehr fruchtbarer Dichter, dessen Lyrik schon in ihren zwei Auswahlbänden zu bedenklicher Breite anschwillt. Auch er findet sein Hauptfeld in der Satire, die im 18. Jahrhundert wurzelt. Er wählt für die meist gar nicht übeln Eingebungen seines Witzes die immer noch schlagkräftige Form des knappen Epigramms. In zwei Worte weiß er seine Kritik der Schoderschen Gedichte zu pressen: „Apollo sprach zu Schoder: Sch—oder!“ Auch für ihn ist also die neue Schule Gegenstand des Hohnes und Abscheus, und er apostrophiert seine guten alten Götter: „Nein, Hagedorn und Uz, nehmt mich, der Klassischen Jünger, in Euren heiligen Schutz vor jenem mystischen Dünger!“ Aber zur komischen Figur gleich seinem Freunde Weißer sinkt er trotz dieses Kampfesiebers nicht herab, er ist eine viel konziliantere Natur, und wie er sich als Dichter schließlich zu romantisierenden, wenngleich sehr platten Balladen verstanden hat, so öffnete er auch willig manchem

Jünger der Neuzeit die Spalten des Blattes. Sogar Uhland selbst fand eines Tages zu seinem nicht geringen Verdruß im Morgenblatt einige seiner Gedichte abgedruckt; Indiskretion und Mißverständnis hatten ihm diese Auszeichnung verschafft, gegen die er ärgerlich opponierte.

Ein Mitarbeiter war der Zeitung gewonnen worden, den die Romantiker sogar als einen der Ihren begrüßen mußten: Jean Paul. Er hat in seiner Weise die erste Nummer des Jahrganges 1807 mit einer wißsprühenden, wenngleich inhaltlich nichts sagenden „Abschiedsrede bei dem künftigen Schlusse des Morgenblattes“ eröffnet. Sein Name erscheint auch sonst häufig in den Spalten der Zeitung, deren Redakteur er nach Cottas Absicht eigentlich hätte werden sollen. Aber auch ohnedem konnten Uhland und seine Freunde dem Morgenblatte nicht nur viel Belehrungen über romantische Neuererscheinungen und Zeitschriften entnehmen, sondern auch manch freundliches Wort über die neue Poesie hören. Eine Zeitung, zu deren Mitarbeitern ein Friedrich Schlegel, ein Löben und Kleist zählten, kann nicht durchaus unromantisch genannt werden.

Die schlimmen Befürchtungen, die sich an die Gründung des Blattes knüpfen mochten, hatten sich also nicht erfüllt. Wenn dennoch Uhland und Kerner alsbald als Feinde der Plattistenzeitschrift auf den Plan getreten sind, so lag der Grund dafür in persönlicher Gereiztheit; denn eine der ersten Nummern brachte nach einer übertrieben lobhudelnden Rezension der doch schon so altersschwachen Jacobischen Iris eine Besprechung von Seckendorffs Musenalmanach, die dessen Mitarbeiter nicht eben in das günstigste Licht setzte. Die Freunde erlebten überhaupt wenig Freude an ihren Rezensenten. Uhlands Leibblatt, die Leipziger Literaturzeitung, tat es dem Morgenblatte womöglich an Schärfe noch zuvor, und nur die Halle'sche Literaturzeitung fand für Uhlands Gedichte etwas wär-

mere Worte. Im Morgenblatte nun stand zu lesen, daß „die Verfasser dieses Musenalmanachs — außer Uhland und Kerner mußte sich auch Kölle getroffen fühlen — sich durch die bekannten, den Helikon umflatternden Irrwische auf Abwege führen lassen, und daher auch richtig statt auf den Parnaß in Sümpfe geraten“ sind. Herausgerissene Proben aus Uhlands und Kerners Poesien mußten dies Urteil stützen. Dies genügte, um eine Gegenaktion hervorzurufen. Allzu ernst war sie nicht gemeint, sonst hätten die Verfasser wohl eifriger auf den Druck hingestrebte. So aber sollte ihr Tübinger romantisches Organ eine heitere Ausgeburt des Tages bleiben, nur Erwählten zugänglich.

Erschien das feindliche Journal laut Ankündigung alle Tage mit Ausnahme des Sonntags, so mußte die neue Zeitschrift ein **Sonntagsblatt** sein, und zwar für ungebildete Stände, da jenes in aufklärerischem Hochmut sich nur an gebildete Stände wandte. Im Februar 1807 trat es ins Leben und fristete ein paar Monate lang ein fröhliches Dasein. Jeden Sonntag früh lag es in Kerners Bude im neuen Bau auf, und bald drängten sich Interessenten in Fülle herzu, auch Professoren darunter; selbst der alte Köster erklärte solche Beiträge als nützliche Stilübungen.

Der Geist, der aus dem Blatte weht, ist echt romantisch, wie auch schon die Namen der beiden Herausgeber und Hauptmitarbeiter: Uhland und Kerner erscheinen im Anschluß an den so gerne gelesenen Oktavianroman als Florens und Clarus. Der Ärger gab Uhland die ersten satirischen Töne ein, wenn er in einer Vorrede den Stil Weißers trefflich parodierte. Auch später hat er sich ja immer besonders gerne „Spindelmann den Rezensenten“, eben Weißer, vorgenommen. Doch auch hier wie im Morgenblatte sollten scherzhafte Satire und Ernst sich ablösen, und so machten die beiden Herausgeber den reichen frisch auf-

gestapelten Schatz ihrer Gedichte im Wunderhornstile zugänglich, für den die Freunde am empfänglichsten waren. Auch der Aufsatz über das Romantische fand hier seine geeignetste Stelle. Uhland warb weiterhin für die deutsche Poesie der Vorzeit und lieferte die Übersetzung eines Bruchstücks aus dem Nibelungenlied, mit kurzer, stimmungsvoller Einleitung, die ihn von dem tragischen Grundgehalt des großen Epos durchschauert zeigt. Er wählte die Episode von Hagen und den Meerweibern, der er balladenhafte Abrundung zu verleihen sucht.

Die anderen wollten nicht zurückstehen. Kölle hatte sich auf Uhlands Wunsch dazu herabgelassen, aus Paris ein paar Gedichte einzusenden, Schoder ließ sich in Aufsätzen hören. Vor allem aber lobt Uhland bei diesem „Spiel jugendlicher Kräfte“ die Beiträge eines „ungenannten trefflichen Mitarbeiters“. Dieser ist kein anderer als Heinrich Köstlin, der in seinem „Gespräch am Sonntagmorgen“ das Tiefste und echteste Romantische geliefert hat, das aus diesem Kreise hervorgegangen ist. Wie schülerhaft nimmt sich Uhlands Studie neben dieser vollblütigen Offenbarung einer romantischen Natur aus! Es ist novalischer und schleiermacherscher Geist, den man hier verspürt. Über vagen Vorzeitkult und kindische Verstandesfeindschaft hinaus findet der junge Schwärmer den Weg zur ahnungsvollen Gewißheit einer hohen Zukunft, einer Herrscherzeit des reinen menschlichen Gemüts. Doch auch andere Seiten der Romantik kommen hier zu ihrem Rechte: befreiender Spott, überlegene Ironie; „auf den Fittichen des Lachens schwebt das Heilige ruhig über dem Elenden und Gemeinen hin“. In einem Literaturgespräch hat Köstlin den Erzfeind Weißer zu seinen angebeteten Aufklärungsdichtern Uz, Hagedorn usw. auf den Blockberg geführt und derb zerzaust. Leider ist uns von dieser heiteren Seite des Blattes vieles verloren gegangen. Dem



defekten Exemplar, das wir einzig noch besitzen, fehlt ein Hauptschmuck, nämlich die Karikaturen, die Mayer beigezeichnet hat. Welchen Sturm von Heiterkeit muß es erregt haben, als der gute Conz angesichts einer grotesk übertriebenen Karikatur des dem Zeichner fremden Weißer harmlos erklärte, das Bild sei dem Original gar nicht so unähnlich! — Nach acht sehr blätterreichen Nummern erreichte das handschriftliche Journal leider sein Ende.

Die gemeinsame Einstellung gegen das Morgenblatt gab für Uhland und Kerner den Anlaß, zuerst mit anerkannten literarischen Vertretern der Romantik in Verbindung zu treten. Arnim und Brentano, die Herausgeber des Wunderhorns, hatten nach dem Erscheinen des ersten Bandes 1805 nicht gerastet. Im Dezember dieses Jahres war der Ruf nach Mitarbeit ergangen, und wie andere hatte sich Kölle zur Verfügung gestellt, der wiederum Kerner herbeizog. Auch hier wurde das literarische Verhältnis zwischen den nahe verwandten Poeten und Poesiefreunden schriftlich geknüpft und weitergeführt. Arnim hielt sich seit Anfang 1808 in Heidelberg auf, zur Überwachung des weiteren Wunderhorndruckes, und von dort erließ er die launige Ankündigung eines neuen Journals, dessen Programmwörter den Schwaben so recht aus dem Herzen gesprochen sein mußten. Es war die Zeitung für Einsiedler. Freilich hat auch sie an der typischen Kurzlebigkeit derartiger romantischer Organe gelitten, aber in den paar Monaten ihres Daseins vermochte sie doch reichsten Samen auszustreuen, der zumal bei Uhland noch nach Jahren segensreiche Früchte trug. Der Poet von heute und der Gelehrte von morgen kamen gleicherweise auf ihre Rechnung in einem Blatte, das ernste und scherzhafte Dichtungen von Brentano, Arnim und den Schlegels brachte, Wilhelm Grimms dänische Heldenlieder, den mittelhochdeutschen König Rother in

Tiecks Überfetzung, die ersten halbwissenschaftlichen Offenbarungen J. Grimms, Görres' orakelhafte Gedanken über den gehörnten Siegfried und die Nibelungen.

Im Mai 1808 ließ deshalb Uhland „sein Fähnlein zu diesem Unternehmen stoßen“, gewonnen von der „darin herrschenden Liebe zur alten Zeit“, und bereits acht Tage später sah er zwei inhaltlich verwandte Balladen von sich und Kerner dort abgedruckt. Wußte Uhland in den *Drei Liedern* in den allgemeinen Ton der Zeitung einzustimmen, so hat er damals doch nicht von seinem Besten zu geben vermocht; er befand sich in einer Periode, in der erwachender Geschmack die Einwirkung von Wunderhorn- und Heldenbuchsprache zu überwinden begann, ein neuer Stil aber noch nicht gefunden war. Ende 1807 hatte er die gesamten aus diesen Vorlagen erlernten Form- und Stoffelemente nochmals vereinigt in den zwei Reihen vom *Jungen König und der Schärerin*. Sie schienen den Herausgebern der Zeitschrift willkommen, freilich muß sich Uhland Brentanos Urteil anmerken, daß diese Poesie noch zu altväterlich im Sinne des Morgenblattes sei, also lange nicht romantisch und altdeutsch genug. Zum Glück ließ er sich dadurch in seiner Weiterentwicklung nicht beeinflussen.

Mit dem Morgenblatt hatte die Einsiedlerzeitung gleich nach ihrem Entstehen einen scharfen Streit. Es handelte sich um die alten Gegensätze, die sich schließlich zuspitzten zum Kampf um eine bestimmte Gattung, das Sonett, diese „Unform alter Truvaduren“, wie sich der alte Boß als grimmigster Vorkämpfer der Reaktion im Morgenblatt ausgedrückt hatte. Uhland hat die Phasen dieses Kampfes nach Ausweis seiner eigenen Poesie sehr genau verfolgt. Offenbar ist er durch die Teilnahme an der viel diskutierten Frage zur praktischen Pflege des Sonettes und damit anderer spezifisch romantischer



Formen angeregt worden. Noch 1814 wußte er ja in einem Sonette spöttisch die Bekehrung des „reinsten Hermeles der alten Schule“, Weißers, zu besingen, der sich schließlich auch einmal zu einem „Klinggedichte“ verstiegen hatte.

Auf äußerliches Erborgten von Formen konnte sich der Einfluß der Romantiker auf den Dichter Uhland aber nicht beschränken. Freilich, ein plötzlicher Umschwung in der Kunstübung des Lyrikers ist seit der eingehenderen Beschäftigung mit romantischen Problemen und Vorbildern nicht zu bemerken. Sie haben gewissen Elementen Raum und Nachdruck verschafft, die seiner Poesie vielleicht ohne sie fern geblieben wären, haben bestimmte Themata seinem Bewußtsein nahe gebracht, ihn manches neu und anders empfinden und sehen lehren. Zu den spezifisch romantischen Lyrikern, zu den Schwelgern in Farbe und Ton oder zu den Mystikern der Empfindung hat sich Uhland nie geschlagen. Und ebensowenig Kerner, der in der unendlichkeitstrunkenen Sehnsuchts poesie der Romantik viel Verwandtes erkannte, ohne sich aber der eigenen Freiheit zu begeben.

Welt und Menschen erscheinen in etwas anderem Lichte, seit Uhland sie als Romantiker zu beschauen weiß. Das trübe Zwieliht hat endgültig dem heiteren Sonnenschein, das Wolkenmeer sanfter Himmelsbläue Platz gemacht. Dem früheren Vorbilde Matthison wird in einer gemeinsam mit Kerner verfaßten parodischen *Abendphantasie* abgesagt. Uhland wird vom Novemberdichter zum Frühlingsfänger. Diese Entwicklung mag noch in vorromantischer Zeit angebahnt sein. Aber daß seine Naturbetrachtung im einzelnen durch die Romantiker geschult, vertieft und bereichert worden ist, leidet keinen Zweifel. Uhland wird der Dichter der Blumen und der Sänger der Wanderlieder. Unter den romantischen Natur-

erscheinungen stehen ihm wie Jean Paul schon in jenem Aufsätze die Blumen an erster Stelle, der bunte Blumenzauber Tieck, die zarte Blumenmystik des Novalis scheinen auf ihn abzufärben. „Die Wunderblume aus dem Fabellande“ (in dem Gedicht *Ab sch i e d*) symbolisiert bei ihm wie bei Novalis die Poesie. Allerliebste Blumen- und Farbensymbolik treibt das Sonett *Der Blumenstrauß*: All sein Fühlen, Liebe, Treue, Ruhmbegierde, Neid überreicht der Dichter in dessen symbolisch auszuliegenden Farbenpracht der Geliebten. Und auch eine weitere symbolische Betrachtung der Blume liegt ihm nahe, die die Brücke von der Natur- zur Liebespoesie schlägt; mit Vorliebe erscheint das Mädchen in den Gedichten dieser Zeit unter dem Bilde der Blume.

Zu welcher Frische der Wehmutsfänger von ehemals erwacht ist, das zeigt der Zyklus der *Wanderlieder*, der für die spätere Romantik Müllers und Eichendorffs vorbildlich sein sollte, wie er sich selbst an der älteren geschult hat. Tieck hatte in seinem Reiseroman *Sternbald* zuerst *Wanderlieder* angestimmt, er versteht auch schon, durch wechselnde Rhythmen die verschiedene Gegend und Stimmung des Reisenden anzudeuten. Aber welche unvollkommene Versuche bietet er im Verhältnis zu der reifen Kunst, mit der Uhland, allerdings erst 1811 nach früheren Ansätzen, in einem Zyklus neun *Kabinettstückchen*, in der Farbengebung trefflich abgestimmt, aneinanderreicht! Das wehmütige Gefühl der Trennung von der Liebsten hat er schon 1806 in seinem *Ab sch i e d* ausgemalt, jetzt folgt er dem Wanderer durch alle Situationen und Gemütsregungen hindurch, selbst bis auf den Apfelbaum, der ihm in lebenswürdiger Vermenschlichung zum Wirte Wundermild wird. Was freilich erlebter, nach der Ferne als der eigentlichen Heimat des Romantikers sich sehrender stürmischer Reisedrang, in Gedichtform gebracht, für eine mit-

reißende Kraft zu entfalten vermag, das wußte damals Kerner noch über Uhland hinausgehend in seinem trefflichsten Wanderlied: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!“ zu zeigen.

Manche neuen Gebiete werden Uhlands Dichten durch die Romantik außerdem erschlossen. Auch der Lyriker fühlt das Bedürfnis, sich theoretisch mit dem Wesen der Poesie bekanntzumachen. Der subjektive Dichter findet hier dieselbe entschuldigende Auslegung seines Wesens und Strebens, wie in dem Aufsatzfragment von 1806:

Du klagst: bei dieser Trübsal kalten Winden,  
 Durch meines Kummers eifig starre Rinden,  
 Kann mir kein einzig Blümchen sich entzünden.  
 Geduld! Bei dieses Winters rauhem Walten  
 Muß sich in deiner Seele tiefsten Falten  
 Der große blumenreiche Lenz gestalten.

Der Dichter, den er hier anspricht, ist er selbst. Anderwärts erscheint der Künstler im Sinne Schellings als Schöpfer, der wie die Natur eine Welt für sich hervorzubringen trachtet, aber deshalb vor zu hochfliegenden Plänen gewarnt wird, da auch im kleinen Gedichte der schöpferische Geist des großen Naturganzen zutage treten kann. Den schon 1805 ausgesprochenen, ursprünglich herderischen Gedanken von der Allgemeingültigkeit der Poesie, die Wendung gegen den falschen Adelsstolz der Dichter, hat er noch sieben Jahre später in einem seiner populärsten Lieder dem allgemeinen Empfinden nahe gebracht:

Nicht an wenig stolze Namen  
 Ist die Liederkunst gebannt;  
 Ausgestreuet ist der Samen  
 Über alles deutsche Land.

Das romantische Mittelalterprogramm schließlich, das ihm Ewigkeitswert besitzt, sucht er den Freunden zum

Abſchied noch beſonders einzuprägen: „Was unten groß und ſchön geweſen, des Helden Schwert, der Liebe Kranz, ein frommer Sinn“ (alſo Tapferkeit, Liebe, Andacht!), das ſtrahlt dem andächtigen Beſchauer auch aus der Geſtirne ewigem Glanz entgegen.

Zum eigentlichen Reflexionspoeten fehlt aber auch dem Jünger der Romantik die Alder. Höchſtens die Romanze vom Pilger könnte man als eine Art philoſophiſchen Gedichtes anſprechen. Doch ſelbſt dieſer Pilger iſt wiederum der Dichter; denn es iſt die Stadt des himmliſchen Gefangs, die dem unermüdlichen Waller verheißen iſt, und der auch Uhlands dithyrambiſch ſehnsüchtiger Preis in einem Brief an Sackendorff gilt. Daß aber hier die Pilgermaſke gewählt iſt, bringt uns auf eine weitere Bereicherung der Uhlandsſchen Vorſtellungswelt durch die Romantik. Religiöſe, ja katholiſierende Einſchläge ſind in dieſen Jahren bei ihm nicht ganz ſelten.

Uhland iſt eine religiöſe Natur geweſen, gläubig andächtiger Ausblick zum Himmel fehlt ſeiner Poefie zu keiner Zeit, in ſeinem Gottesgefühl berühren ſich Himmlisches und Irdiſches nahe. In unſerer Periode aber hebt ſich eine Gruppe von Gedichten heraus, die nicht nach altgermaniſcher und ſonſt bei Uhland beliebter Weiſe in der Natur, ſondern im hochgewölbten Dombau die Wohnſtätte des Heiligen ſuchen und in denen die Gottesidee in weibliche Geſtalt eingekörpert erſcheint, in die der Jungfrau Maria. Die Wallfahrtskirche 1804 läßt ſchon eine Tempelviſion erſtehen, das Münſter 1806 trägt Züge der frommen Legende, das Wunderbild behandelt, freilich recht nüchtern, eine Mirakelgeſchichte. Die Mutter Gottes iſt ſchon in dem Romantikauſſage gleichniſsweiſe angeführt. Mit wärmſter Liebe huldigen ihrem freundlichen Bild ein paar undatierte Proſaauſzeichnungen, die den gefühlſchwärmeriſchen Marienkult und die öde pro-

testantische Formelreligion grell kontrastieren lassen. Die starke sinnliche Anziehungskraft des katholischen Gottesdienstes, die poetischen Reize frommer Wundergeschichten mögen ihm auch im Leben, nicht nur in der Dichtung, zu Bewußtsein gekommen sein, schon des Knaben Phantasie soll die Rottenburger Fronleichnamsprozession mächtig erregt haben. Daß aber das katholisierende Element in den Gedichten literarischem Anstoß entsprang, das zeigt vor allem dessen Ausgestaltung im Geschmacke des Novalis. Die Vertreter der christlichen Romantik, die schon der Aufsatz namhaft gemacht hatte, Mönche, Nonnen, Pilger, Kreuzritter, sind nunmehr häufige Gäste auch der Lyrik. In dem *Gesang der Nonnen* bereits steigert sich die religiöse Frömmigkeit zur Sehnsucht nach dem Aufgehen und Verschweben im Unendlichen, das Leben erscheint als Traum, aus dem der Tod seliges Erwachen bringen wird.

Dieser Art Romantik lag Religions- und Liebespoesie in nächster Nachbarschaft. Von mystischer Entzücktheit weit entfernt, wußte Uhland doch auch der romantischen Liebeslyrik manches abzulauschen. Halb scherzhaft hat er in dem Gedichte *Nähe* die Novalis'sche Analogie von Gott und Geliebter aufgegriffen (Ich fühle dich mir nahe, die Einsamkeit belebt, wie über seinen Welten der Unsichtbare schwebt). Wie Tieck fühlt er die Unmöglichkeit für den Liebenden, in Worten oder auch nur Gedanken dem Liebeserlebnis Ausdruck zu geben. „Süße Liebe denkt in Tönen, denn Gedanken stehen zu fern“ — so hatte der Altmeister der Romantik gesungen, und gleich ihm weiß auch Uhland die Stimmung eines Liebesgespräches nicht besser zu kennzeichnen als in dem Gedichte *Mein Gesang*:

Wir hatten uns so ganz empfunden,  
Wir suchten nicht das enge Wort;  
Uns floß der rasche Strom der Stunden  
In freien Melodien fort.

Uhlands erotische Poesie ist nunmehr viel frischer geworden. Immer Hand in Hand mit der Naturbetrachtung gehend, hat sie deren frühlingshafte Wärme, deren lichten Sonnenschein gegen die frühere Trübe eingetauscht. Um so merkwürdiger scheint ein gar nicht so sehr kleiner Teil der Gedichte aus den Jahren 1806—1810 aus dem Rahmen zu fallen. In ihnen ergibt sich Uhland nicht wie sonst harmlos fröhlichem Liebesspiele, sondern blickt schmerzvoll zurück auf eine vergangene, glückliche Liebeszeit: die Geliebte ist tot. Hat sich Uhland durch das Vorbild des Novalis in die Stimmung des verwaisten Bräutigams einzutauschen versucht, oder zittert in diesen Gedichten, die keineswegs zu den eindrucksflohesten gehören, erlebter tiefer Schmerz nach?

Wir sind über seine Mädchenbekanntschaften ziemlich gut unterrichtet. Nicht die Gespielinnen der acht Jahre jüngeren Schwester, sondern die Freundinnen der schwesterlich gesinnten Base Wilmele bildeten seinen weiblichen Umgang, soweit er solchen suchte. Den lebenswürdigen Cavalier hat er in diesem Mädchenzirkel ersichtlich nicht gespielt. Die Bezeichnung „der alte, trockene Better“ haftete an ihm. Dennoch, wie verödet kam dem Wilmele und den anderen Mädchen nach seiner Abreise von Tübingen das Haus vor!

Ein Glied des munteren Kreises ist tatsächlich in der Jugend dahingeschieden: Die 1788 geborene *Wilhelmine Gmelin*. Sie allein kann die Frühvollendete sein, die bei Lebzeiten Uhlands Herz gefangen nahm und nach ihrem Abscheiden noch so lange in Banden hielt. Uhland hat ihren Tod direkt besungen, allerdings als bestellter Kasualpoet und nicht aus der Fülle des schmerzgefättigten Herzens heraus. Ihr Hinscheiden fällt in den August des Jahres 1806, aber schon früher scheint sie ihm entglitten zu sein; denn er beklagt, daß die Jugendgespielin

einem anderen ihre Gunst geschenkt habe. In der That war das junge Mädchen Braut. An der Echtheit von Uhlands in so vielen Gedichten niedergelegter Empfindung ist nicht zu zweifeln: eine Neigung, die noch so lange über das Grab hinaus ihre Wärme behielt, muß stark und tief gewesen sein. Eine andere Frage ist, ob ein wirkliches Liebesverständnis vorhanden war; die Gunstbezeugungen von ihrer Seite entstammen wohl eher Uhlands Phantasie.

Trotzdem wir einen erlebten Untergrund dieser Trauerdichtung annehmen dürfen, werden wir doch nicht alle Äußerung Uhlandschen Unmutes und selbst Welt-schmerzes in jener Zeit auf diese Liebeserfahrung zurück-führen, wie er selbst wohl gelegentlich tut. Seine häufigen Klagen über Mißstimmung und mangelnde Anregung, seine Aufforderung an die Bekannten: „Werfen Sie Strahlen in mein düsteres Gemüt!“ beweisen uns, daß er nur erst in der Poesie, noch nicht im Leben Abklärung und Gewalt über trübe Stimmungen erlangt hatte. Aber welcher Fortschritt liegt darin, daß er sich einst in die Melan-cholie hineinphantasieren mußte, um ein Gedicht hervorzu-bringen, und jetzt als Dichter sich auf freien Schwingen über das lästige Erdenelend zu erheben vermag!

Günstiger als dem Freunde zeigte sich Kerner der Liebesgott. Als Uhland noch in frischem Schmerze der Entschlafenen nachseufzte, da führte das Geschick ihm die Lebensgefährtin in den Weg. Am 26. April 1807 traf er sie bei einem Ausflug auf die Achalm, Goethesche Verse vermittelten, wie schon berichtet, die Bekanntschaft. Es war eine jener scheinbar aussichtslosen Verlobungen, bei der die Philister die Hände über dem Kopfe zusamen-schlugen. Selbst Mutter Uhland hielt eine Ehe zwischen zwei so kranken Menschen für ein Unding. Aber es war nicht so schlimm mit den Leiden, über die Kerner so gerne

jammerte, und durch gesundheitliche und materielle Schwierigkeiten haben die beiden treulich ausgedauert. Rickle, so hieß die Braut, wohnte bei unholden Verwandten in Lustnau. Die eigene Tochter des Paares hat uns später in einem liebenswürdigen Büchlein geschildert, wie Justinus abends auf der Höhe des Berges harrete, bis das Licht unten erglänzte, und wie der ausgehobene Stein an einer Kapelle die Liebesbriefe barg und vermittelte. Zahlreiche schöne Lieder sind dieser echten Poetenliebe entsprungen; Kerners Lyrik war für die nächsten Jahre ein unererschöpflicher Gegenstand, seinem bisher romantisch vagen Sehnen ein festes Ziel verliehen.

Indes vernachlässigte er den Freund über der Braut nicht. Kerner hat in Tübingen am längsten neben Uhland ausgeharrt, auch als der sonstige Freundeskreis im Laufe der Jahre 1807 und 1808 zerflattert war und die meisten ins Philisterium zogen. Uhland wußte den Scheidenden manches Abschiedslied nachzusingen und manchen sinnigen Vers in die damals unvermeidlichsten Stammbücher einzutragen. Die Gemeinschaft mit Kerner wurde, je mehr sie beide vereinsamten, um so enger geknüpft.

Bei der Durchsichtung der Bude des Dichters Kulikeia in den „Reiseschatten“ entsteigen dem berühmten bücherhütenden Fasse nicht nur das Wunderhorn und die Schriften des Novalis, sondern auch eine schwere Menge besonders verdächtiger und moralwidriger Schriften, als deutsche Volksbücher bezeichnet. Damit ist das fruchtbarste, Uhland und Kerner gemeinsame Interessengebiet jener Jahre bezeichnet. Wie oft sind sie nach Reutlingen hinübergewallfahrtet, um dort dem ehrsamem Buchhändler und Nachdrucker Fleischhauer die löschpapierenen Büchelchen „gedruckt in diesem Jahre“, die Geschichten von Octavian und den Haimonskindern, von Genoveva und Magelone abzuborgen oder abzukaufen! Die alte Büchertammer



läßt sich nicht poesievoller schildern, als Uhland dies selbst getan hat. Inmitten der ungebrochenen Schönheit des altdeutschen Straßenbildes, gegenüber dem herrlichen gotischen Münster des alten Städtchens, erwuchs den jungen Romantikern aus der Lektüre dieser schlichten vielverachteten Büchelchen die lebendigste, farbenreichste Anschauung der deutschen Vorzeit. „Es war an einem Sonntag, und man läutete gerad' in die Kirche, als wir, nach Ersteigung der Wendeltreppe, in der alten Kammer anlangten. Durch die vom Alter buntgefärbten Scheiben brach ein seltsames Licht, wie Mondschein, herein . . . Als ich nun endlich unter dem fortwährenden Geläut aller Glocken die mächtigen Kirchtorflügel einiger dieser Folianten aufgeschlagen hatte, in welcher herrlichen Tempelhalle sah ich da! Ritter, Damen, Mönche, Heiligenbilder, Legendengemälde, Glasmalereien an allen Fenstern, ein Plat-Fond, der die Herrlichkeit des Himmels vorstellte, aber es war kein Gemälde, sondern eine Öffnung des wirklichen Himmels. Und als nun drüben im Münster das Orgelspiel und dann der Chor begann, da war mir, als stiegen diese Klänge aus meinen Büchern hervor, und ich zerfloß in Andacht und Entzücken.“

Gleich dem jungen Goethe hatte der junge Kerner schon früh Gefallen an dieser Art altdeutscher Literatur gefunden und auf den Freund übertragen; auch hier bedurften sie nicht erst der romantischen Vermittelung. Für Uhland war diese Zufuhr doppelt willkommen, versprach sie doch seinem heißen Stoffhunger Nahrung zu geben. Noch immer war der Lyriker mit seiner flüchtigen Stimmungsentwachsenen Produktion unzufrieden, sein Ehrgeiz verlangte höher. „Ein Drama, einen Roman, welches Entzücken muß es sein, so was vollendet vor sich zu sehen! Ein höheres Leben, ein gestaltetes Gemüt! Festgegründet und ins Unendliche denkend!“ Aus dieser reichen Quelle hatte

Tieck bereits in Dramen und Romanen ausgiebig geschöpft; nicht durchaus zu Uhlands und Kernalers Befriedigung. Dem Genovevadrarna trachtete Uhland ein gelungeneres Gegenstück an die Seite zu stellen. Seckendorffs Anregung zu einem Fortunat hat bei den Freunden gezündet, doch ging Uhland erst nach Jahren ans Werk. Dagegen haben beide, jeder für seine Art sehr charakteristisch, sich den Stoff eines Volksbuches zu dramatischer Behandlung vorgenommen; aus der krausphantastischen „Riesengeschichte“ hoben sie die Anfangskapitel heraus, die die romantischen Schicksale des Königs Eginhard von Böhmen und der Tochter Kaiser Ottos behandeln. Uhland schuf ein knappes, mit Heldenjagenelementen durchsetztes Dramolet, Kerner ein grotesk-humoristisches Schattenspiel, das die Freunde entzückte. Die Seite der Kernalerschen Natur, die dabei ihre Ausprägung fand, mußte sich bei so engem Zusammenleben auch in Uhland herausbilden.

In Tiecks Oktavianprolog erscheint die Romanze gefolgt von Tapferkeit, Liebe, Glaube und Scherz. Die drei ersten Begleiter und Kennzeichen der romantischen Poesie hat Uhlands Aufsatz und seine von Rittern, Fräulein und Gottesleuten erzählende Poesie immer berücksichtigt. Der Scherz blieb ihm zunächst fremd, die Ironie unter allen romantischen Stimmungen die unvertrauteste. Uhland konnte wohl lachen und heiter sein, Humor hat er von Hause aus nicht besessen, und es ist Kernalers Verdienst, diesen in ihm geweckt und ihm wenigstens für einige Jahre in seiner Poesie zum Ausdruck verholfsen zu haben.

Zunächst suchte er in des Freundes groteske Manier einzustimmen in einem Nachspiel zum König Eginhard, das sein Vorbild und die außerdem vorschwebenden Tieckschen Märchenkomödien an Tollheit sogar noch zu übertrumpfen sucht. Sodann hat er sich mit Kerner im Jahre 1809 zusammengetan zur Abfassung eines Lustspiels, D e r

Bär, das als Operntext gedacht war und in der That ein paar Jahre später von dem gemeinsamen Freunde Knapp komponiert worden ist. Es sollte in dieser Form sogar der Ehre einer Stuttgarter Aufführung theilhaft werden, aber Matthison erhob im Interesse der Bornehmheit des Hoftheaters dagegen Einspruch. Die Musik kennen wir nicht, der Text ist die Harmlosigkeit selbst, aber lustig und von Uhland mit manchem erfreulichen poetischen Blümchen geziert. Der einheitliche Stil des Ganzen beweist die innige Durchdringung der beiden Dichternaturen, aber darüber hinaus wüßte man natürlich gern, wie weit sich Uhland in Kerners Manier hat hineinziehen lassen. Bei einigen Scherzscenen und -reden hört man diesen schon von ferne. Aber alles Humoristische ihm und alles Lyrische Uhland zuzuschreiben geht nicht ohne weiteres an. Auch die Herkunft des Stoffes ist unsicher. Kölle soll ihn aus Karlsruhe mitgebracht haben. Es ist freilich schwer, sich die „wahre Begebenheit“ auszumalen, die der tollern, in der Charakteristik so kindlichen Posse angeblich zugrunde liegen soll.

Aber Uhlands Humor vermag sich auch freier zu bewegen, nicht nur dann, wenn ihm Kerner die Krücken geliehen hat. Das zeigt sich aufs glänzendste in den beiden *Nachtblättern*, die er den Freunden zugesandt hat.

Nach der allmählichen Auflösung des Tübinger Kreises war die Anregung laut geworden, zyklische Episteln zu versenden, die, an alle gerichtet, einem nach dem anderen zugehen sollten. Ein gut Teil der Poesie unseres Kreises steckt in diesen Briefen, wie ja auch Uhlands Oktoberbrief von 1807, das erste Sammelschreiben an die geschiedenen Freunde, von Kerner zur Aufnahme in seinen Almanach bestimmt worden ist. Die anmutigen Naturgemälde und geselligen Stimmungsbilder, die hier entworfen werden, können als eine Art typischer Uhlandscher Lyrik in prosaischer Form gelten. Das erste Nachtblatt aber ist ein

Capriccio, das unter Uhlands Werken einzig dasteht. Es ist das Romantischste, was er geschrieben hat, vor allem deshalb, weil es stellenweise so gewollt plattitisch ist. Sicherlich hat die trocken dozierende Art, in der namentlich Beispiele aus dem Altertum angeführt werden, in Weißers Aufsätzchen ihre Vorbilder, für das Ganze aber hat Jean Paul die Farben geliehen, dessen Dichtung den Freunden ebenso nahe vertraut gewesen sein muß wie seine Ästhetik. Was kann Jean Paulscher sein als die Idee, den Monolog eines Zahnschmerzgeplagten vorzuführen, bei dem sich allmählich durch heilkräftige Mittel Stillung des Leidens und Schlaf einstellen? Natürlich hätte Jean Paul das Motiv noch witziger ausgebeutet als Uhland, aber auch dieser liefert das für ihn denkbare an Gedankensprüngen, Paradoxien, weithergeholten Anspielungen. Ein buntes romantisches Repertoire wird durchgegangen, von Campettis Wünschelrute ist die Rede und von dem neuen Organ Phöbus, Tiecks Phantasmus tritt auf neben dem Fortunat mit dem Wunschhütlein und dem schlafenden Kaiser Friedrich. Schlafen, Träumen wird als menschenwürdigster aller Zustände gepriesen, der Nachtwächter als der Sterbliche, dem das schönste aller Lose gefallen ist. Uhland findet schon die echt romantische Antithese: „Mein Leben war ein Traum, jetzt sei ein Traum mein Leben!“

Herrscht hier der oft forcierte Witz, so spendet das zweite Nachtblatt wieder eine reine Fülle von Poesie. Es ist die humoristisch gehaltene Vorrede zu einem an sich ernst gemeinten Plane Kerners: Das Wunderhorn war zu Ende gediehen, die Sehnsucht der Freunde nach Sammlung des altvolkstümlichen Liederhorts aber noch nicht gesättigt. Kerner gedachte den eigenen Vorrat zu vermehren und herauszugeben. Uhland schreibt zu diesem noch ungeborenen Werke den Prolog in jenem gewollt altfränkisch anheimelnden Stile, dessen sich der Freund da-

mals in Gesprächen und Briefen zu bedienen liebte. Mannigfache Anspielungen in der Vorrede zu diesem „Rosengarten“ lassen uns Einblick in die Keutlinger und Tübinger Sammeltätigkeit der Vorzeitfreunde tun. Die vorhin angezogene Schilderung der Keutlinger Bücherkammer stammt daher.

Wollte man die Prosadichtungen Uhlands zusammenstellen, so ergäbe sich nur ein schmales Häuflein. Von den Romananfängen der Knabenzeit bis zum Ersten Nachtblatt (1808) hat allein der Verkünftler das Wort geführt. Da plötzlich, im Herbst dieses Jahres, kommt ihm „die Idee zu einer Art Roman“, und schnell werden die Anfangskapitel zu Papier gebracht. Der Titel sollte sein: *Hermann von Sachsenheim*, ein Büchlein von Lieb und Treu.

Da diente nun nicht mehr Wächter zum Vorbild. Der Stoffhunger des jungen Romantikers hatte inzwischen wie die Volksbücher so eine Reihe von Sammlungen verschlungen, in denen Material für Vorzeitgemälde aufgestaut war, so auch Reichardts Bibliothek der Romane, in deren siebenten Band er einen langweiligen Auszug aus der Möhrin fand, dem gedehnten Epos des schwäbischen Landsmannes Hermann von Sachsenheim. Hauptsächlich mag er sich angezogen gefühlt haben durch die deutsche Sagengestalt des treuen Eckart. Wie so oft, erscheint dieser Alte auch hier als Hüter und Warner am Eingange des Venusbergs und als Fürsprech des durch die Möhrin bei Frau Venus verklagten Ritters. Die Gerichtsszene am Hofe der Liebesgöttin sollte auch bei Uhland den Mittelpunkt bilden, aber ganz von dem Schema der Vorlage befreit hätte sich der Stoff im übrigen zu einer Art von Bildungsroman gestaltet. Hermann wird von seinem Vater in die Welt entlassen, um die Frauen kennen zu lernen. Es waren also mancherlei erotische Abenteuer vor-

gesehen, aber schon die ausgeführten fünf Kapitel lassen ahnen, daß der Held umsonst in die Ferne schweift, da das Gute ja so nahe liegt: Im Hause seines Vaters wächst ein Pflögetöchterchen mit dem braven unromantischen Namen Hannchen auf, und in ihren Armen sollte Hermann sicherlich von seinen abenteuerlichen Liebesfahrten genesen. Einen originellen Reisebegleiter hat ihm Uhland zur Seite gestellt; den Knappen Amur, das heißt niemanden anders als den Liebesgott selbst, der ihn zum Hofe der Venus hingleiten soll. Außer der Abschiedsszene in der Heimat und einer breiten Erzählung Amurs von der Liebe des Peleus und der Thetis ist nur noch ein ritterliches Abenteuer Hermanns ausgeführt, die Befreiung einer Jungfrau aus Räubers Hand. Das vertraute Lokal der Wurmlinger Kapelle ist als Schauplatz dieser ersten Tat deutlich abgesehen. Also Hermann zieht von Tübingen aus in die Welt.

Die fünf Kapitel erwecken Begierde nach mehr. Uhland versteht nicht übel zu erzählen; die etwas gewollte Simplität, das Streben nach altdeutscher Biederkeit, das ja auch der Titel hervortreten läßt, mag ein wenig stören. Der junge Romandichter eifert noch zu sehr den Volksbüchern nach. Schade aber, daß das Fragment Mayer nicht gefiel, dem es Uhland nach seiner Gewohnheit sogleich zur Billigung vorgelegt hat; denn er nahm daraufhin sofort von dem Plan Abschied. Hier tritt nun einer der Fälle ein, wo man Uhlands poetische Ökonomie bestaunen muß. Die Gedichte der nächsten Jahre sind voll von unverwertetem Material aus dem Sachsenheim. 1809 ging er mit gleich geringer Ausdauer daran, den Roman in Romanzenform umzugießen. Zwei weitere Romanzen, St. Georgs Ritter und Ritter Paris, sowie das Epigramm Thetis wirft Sachsenheims Hinterlassenschaft in den nächsten Jahren noch nebenbei ab.

Uhlands Beziehungen zur Romantik, die diese Periode kennzeichnen, waren bisher meist unpersönlicher Natur gewesen und allesamt höchstens auf schriftliche Bekanntschaft aufgebaut. Erst im Laufe des Jahres 1808 traten ihm zwei allerdings untergeordnete Vertreter romantischer Dichtung nahe.

Der erste war der dänische Dichter *Ohlenschläger*, der sich im September 1808 in Tübingen aufhielt. Durch die Lektüre seines behaglich phantastischen Zauberspiels „*Alladin*“ schon für ihn eingenommen, ließ sich Uhland auch durch die Persönlichkeit bestechen: „Es gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen, wie ich ihn vor Konz eine Reihe trefflicher Romanzen, die ein Ganzes bilden, deklamieren hörte.“ Das Gefallen war gegenseitig. Ohlenschläger durfte in Uhlands handschriftliche Gedichtsammlung Einblick nehmen und erfreute sich besonders an Des Knaben Berglied, das ihm der Verfasser denn auch als Stammbuchblatt mitgab.

Wichtiger war die Begegnung mit *Barnhagen*, dem ersten Abgesandten der norddeutschen Romantik, der den Weg nach Tübingen fand. Es war etwas Neues und Unerhörtes, daß ein Student aus dem hohen Norden die Tübinger Hochschule bezog. *Heinrich Breslau*, ebenfalls Mediziner und dem Freundeskreise im Winter 1807 bis 1808 beigefellt, war ja auch „Ausländer“ gewesen, stammte aber doch wenigstens aus dem nahegelegenen Ansbach und nicht aus Berlin! Selbst der treffliche Professor *Autenrieth*, um dessentwillen *Barnhagen* hauptsächlich gekommen war, wußte sich des Verwunders über den Gast kein Ende. Als Fachkollege *Kerners* wohnte *Barnhagen* im Neuen Bau. Dem verwöhnten Ankömmlinge flößten die primitiven Lebensverhältnisse des kleinen Schwabensstädtchens zuerst heftigen Abscheu ein, er fand Tübingen „gräßlich niederschlagend“ und es fehlte nicht viel,





los gehuldigt und seine Lyrik dem Höchsten, was er kannte, an die Seite gestellt. „Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handschriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in frische Dichtungsflut! Seine Lieder sind goethisch; das heißt aber nicht Goethen nachgeahmt, sondern in gleichem Werte mit dessen Liedern: ebenso wahr und rein, ebenso frisch und süß!“ Barnhagens Begeisterung trägt die Kunde von dieser im Schwabenlande neu entsprossenen Blüte der Romantik nach Norddeutschland. Durch ihn erfahren die Freunde Chamisso, Fouqué und viele andere zuerst von dem Dichter Uhland, der alsbald auch bei ihnen Wurzel faßt. „Der Mensch dichtet ja wie ein Altdeutscher, ich möchte sagen wie das Volk selbst!“ Damit drückte Fouqué das höchste für ihn und für Uhland denkbare Lob aus.

Während Barnhagen in Tübingen weilte, erreichte die Studienzeit der beiden Freunde ihr Ende. Im Frühjahr 1808 hatte Uhland die Abgangsprüfung von der Universität bestanden, jetzt, Anfang September, folgte das Advokatenexamen. Er erhielt die Akten einiger laufenden Rechtshändel zur häuslichen Bearbeitung, dann wurden ihm eine Reihe lateinischer Fragen gestellt, die ebenfalls schriftlich zu beantworten waren, und ein Kolloquium bildete den Abschluß. Er bestand, „so daß er zufrieden war, wenngleich nicht splendid“. Das mag subjektive Bewertung sein, die objektive lautete „vorzüglich gut“, Uhland „war vollkommen würdig, in die Zahl der königlichen Advokaten aufgenommen zu werden“. Sogleich brachte die neue Würde ihm einige kleine Arbeiten; zu seinem Verdrusse, denn er hätte sich die dichterische Muße gern gegönnt. Die Hauptbeschäftigung mußte nach wie vor juristisch bleiben: das Doktorexamen war noch abzulegen, und des Vaters Strenge gestattete vorher keinerlei Ausspannung. Die Themawahl bereitete Uhland manche Not,

die Ausarbeitung zog sich ein Jahr länger hin als ursprünglich angenommen worden war. Erst im April 1810 konnte er seine Schrift der Fakultät vorlegen, die sie ehrenvoll beurteilte. Es war eine rechtshistorische Arbeit aus romanistischem Gebiete, die in der zeitgenössischen Literatur lobend erwähnt wird. Von einem starken inneren Anteil Uhlands an den hier behandelten Problemen ist nichts zu spüren, wie ihn auch die Examenstage von 1808 und 1810 nicht in sonderliche Aufregung versetzt haben.

Anders bei Kerner. Ihm erscheint das Examen als „sein Todestag“, den er durch ein schon vorher verfaßtes pessimistisches Festspiel feierte. In dieser Posse erscheint, wohl der Wirklichkeit entsprechend, Freund Uhland als vernünftiger Besänftiger seiner wilden Examensaufregung. Die Prüfung nimmt hier einen sehr schlechten Verlauf, ihr Ausgang spiegelt sich in den Worten von Prüfendem und Prüfling: „Ja, Ihnen fehlt es noch sehr!“ — „Die Medizin ist auch schwer!“ Es kam in Wahrheit anders; Barmhagen betont eigens, wie ehrenvoll auch Kerner promoviert habe, und so gestaltete sich der Abschied von Tübingen harmonischer und auch wehmütiger als er in der Posse vorgebildet ist. Ein schönes Rückblicksgedicht hat die Empfindungen des Scheidenden festgehalten: „O Tübingen, du teure Stadt“ — es ist ja dort als Studentenlied noch lebendig. Am 28. März 1809 zog er aus, seine große Bildungsreise anzutreten, die ihn in den Norden, zunächst zu seinem Bruder nach Hamburg führen sollte. Uhland und Kölle gaben ihm bis Reutlingen das Geleit.

Es entspinnt sich nun trotz der beiderseitigen Schreibträgheit ein reger Briefwechsel, der zu den wichtigsten Dokumenten der süddeutschen Romantik gehört und für uns zwiefache Frucht abwirft: In Uhlands Schaffen, Stimmung, Lektüre gewähren uns diese Äußerungen an den Vertrautesten besseren Einblick, als wir ihn sonst je ge-

winnen. Sie sind auch persönlicher als die sachlich ja noch eingehenderen Notizen des Tagebuchs, die Neujahr 1810 einsetzen. Uhland berichtet von dem An- und Abschwellen seiner Arbeitsfreude, von den Anregungen, die auf seine Poesie ausgeübt werden, vor allem von dem, was er liest. Er analysiert feinsichtig die Unterschiede der Novellistik des Boccaccio und des Cervantes, er schreibt eine lange Abhandlung über das Wesen des Marionettentheaters, begeistert sich aufs neue an Shakespeare, blickt auch zum altenglischen Theater zurück, vertieft sich in schottische Balladendichtung. Also die romantisch vielseitige Aufnahmefähigkeit, der Universalismus poetischer Interessen, der seiner Generation das Gepräge gibt, beginnt sich jetzt bei ihm zu regen. Die alte Liebe ist aber dadurch nicht zum Schweigen gebracht: begeisterter als je klingt sein Lob des Heldenbuchs, der altdeutschen Tapferkeit und Mannentreue.

Bedeutsamer noch ist der poetische Ertrag, der aus diesen Briefen erwachsen sollte. Romantischer Witz führt in ihnen gleißende Spiele auf, der ernste, in sich gekehrte Uhland vergißt unter dem Einflusse des Freundes stellenweise wiederum seine Natur und versteht, die närrische Welt mit lachenden Augen anzusehen. Faßte er doch zum Beispiel damals mit Kerner zusammen den ergötzlichen Plan zu der Reisebeschreibung eines Kurzsichtigen. Auch darin, wie in den Briefen, wäre er neben dem scharfsichtigeren und scharfzüngigeren Freunde wohl etwas matt geblieben. Dennoch durfte er ihm durch seine Episteln Farben leihen zu dem großen Gemälde, dessen erste Skizze Kerner damals entwarf und das die Summe des romantischen Treibens und Fühlens der Tübinger zieht. Aus den Briefen, die Kerner auf seiner Reise an Uhland schrieb, und teilweise auch aus dessen Antworten, sind die herrlichen, Uhland gewidmeten *R e i s e s c h a t t e n* geworden.

Keine Dichtung der Periode hat in dem Maße wie

dies längst nicht nach Gebühr gewürdigte Meisterwerk die zwei Grundstimmungen des romantischen Menschen zu harmonischem Ausdrucke gebracht: das dämmernde Sehnen nach der ungreifbaren Ferne, das träumerische Versinken im Unendlichen auf der einen Seite und das ironische Überlegenheitsgefühl, die Verachtung des nüchternen, sinn- und gemütslosen Weltgetriebes auf der anderen. In welchen Stimmungszauber zwingt Kerner den Leser, wenn er mit ihm durch die nächtlichen Gassen des alten Reichsstädtchens wandert oder in mondscheinbestrahlter Frühlingnacht den Neckar befährt oder vom hochthronenden Kloster den Blick in weite Fernen lenkt! Und welche Überfülle des Humors gießt er aus, wenn es seine geliebten Gegner, die Plattisten, an den Pranger zu stellen gilt. Wie Tieck, Brentano, Hoffmann teilt auch er die Menschen ein in poetische Naturen, die dem unfaßbaren Reiz der Ahnung und Stimmung zugänglich sind, und in die „gläsernen“ Verstandeswesen und Philister. Und mit einer Unbefangenheit, die oft hart an Unverschämtheit grenzt, greift er in seine nächste Umgebung hinein und verzerrt sie ins Groteske. Sein Nachbar Cotta wird ihm zum unförmlichen Popanz, der gute feiste Conz zum dicken Poeten Haselhuhn, Weißer erhält als der „weiße Mann“ wieder die derbsten Schläge, und sogar den armen Hölderlin zieht er in den Reigen plattistischen Mißgeschickes herein. An Formlosigkeit läßt das Ganze nichts zu wünschen übrig, schon die Einkleidung läßt dazu ein, die alles in schnell vorüberfliegende einzelne Schattenbilder zerlegt. Dennoch wird die Willkür der Erfindung dadurch gebändigt, daß die sämtlichen funkelnden Perlen am Faden eigenen Erlebens aufgereiht sind. Was Kerner auf der Reise gesehen, gesonnen und geträumt hat, das spiegelt sich hier wider. Er wollte die Schatten weitergleiten lassen, doch Hamburg, Berlin, Prag, Wien, waren nicht der richtige Boden dafür.

Namentlich im Norden fühlte er sich so fremd und unheimlich wie Barmhagen im Süden, und seine Briefe jammern nach dem lieben Schwabenlande.

Währenddem zog es umgekehrt Uhland, gleich dem Wanderburschen in Kerners Gedicht, in die Ferne mächtig hinaus. Er sah die Freunde zum Teil schon mit reichem Gewinne von ihren Studienreisen zurückkehren; er selbst saß immer noch am alten Fleck und mochte sich wohl grollend des Unfleißes anklagen. Es war keine schöne Zeit für ihn, die vierzehn Monate, die er seit Kerners Abgang noch in Tübingen zu verbringen hatte, er fühlte sich „so einsam, so einsam“. Menschlich und künstlerisch litt er darunter. Er meint, dem Dichter müsse das Umhertreiben in der Fremde in seinen jungen Jahren vom größten Vortheile sein. „Menschen sind denn doch das Interessanteste.“ Der Dreiundzwanzigjährige mochte sich allmählich etwas zu gereift fühlen, um als guter Haussohn immer noch am elterlichen Gängelband geleitet zu werden. Pläne zu einer Reise wurden schon länger erwogen, das Stipendium hatte dem unwilligen Juristen all die Jahre hindurch in der Ferne gewinkt. Erst ging die Absicht auf ein Studiensemester in Göttingen; daß der Aufenthalt in der Fremde der Fachgelehrsamkeit zugute kommen sollte, ist ein Wunsch, den wir bei Vater Uhland begreiflich finden werden. Schließlich fielen die Würfel anders. Paris wurde zum Reiseziel erwählt. War doch zu erwarten, daß sich bei längerer Andauer der französischen Herrschaft die württembergische Rechtspflege nach dem Code Napoléon orientieren werde. Kerner, damals im Schatten des Stephanssturmes franzosenfeindlicher als je, war empört über diesen Plan. Uhland schweigt sich nach seiner Gewohnheit über seine Empfindungen aus; aber daß der Romantiker und Vorzeitschwärmer in der Hauptstadt des neuen Kaisertums nicht zu kurz kommen werde, das wußte er. Hatte er doch

schon drei Jahre vorher Kölle beschworen: „Gehen Sie in die Bibliotheken von Paris, suchen Sie hervor, was da vergraben liegt von Schätzen altteutscher Poesie . . . Allein sehen Sie nicht ausschließlich auf teutsche Altertümer, achten Sie auch auf die romantische Vorzeit Frankreichs. Ein Geist des Rittertums waltete über ganz Europa.“ Und er knüpft vorzeitstrunken die Mahnung an, die jetzt von ihm selbst erfüllt werden sollte: „Da schlummern sie, die bezauberten Jungfrauen, goldene Locken verhüllen ihr Gesicht — wohlauf, ihr mannlichen Ritter! Löset den Zauber! Sie werden heißatmend erwachen, zurückwerfen die goldenen Locken, aufschlagen die blauen, träumenden Augen!“

---



## 4. Kapitel

### Paris

Es war im Jahre 1810. Frankreich stand auf dem Gipfel seiner Macht. Die Vermählung Napoleons mit der Kaisertochter hatte den Triumph über Osterreich besiegelt. Paris war der Brennpunkt Europas geworden, aus allen deutschen Staaten strömten Ehrgeizige und Lernbegierige dort zusammen. Der Rhein bildete Deutschlands Westgrenze. An drei Stellen nur durfte er von den Reisenden zum Eintritt in das französische Kaiserreich überschritten werden: man hatte die Wahl zwischen Straßburg, Mainz und Koblenz. Von da aus gingen die drei großen Straßen nach Paris, die sich in Metz und Chalons vereinigten.

Der nächste Weg hätte Uhland über Straßburg geführt. In der richtigen Voraussicht, daß diese seine Reise für lange Jahre die einzige bleiben werde, entschloß er sich, ein möglichst großes Stück Deutschland kennen zu lernen und wählte den Weg über Koblenz. Eltern und Schwester gaben ihm bis Karlsruhe das Geleite, wo er mit den Verwandten Hofer, mit Hebel und Kölle ein paar hübsche Tage verbrachte. Der Abschied von den Seinen fiel ihm dann nicht leicht, galt es doch die erste längere Trennung. Noch nie war er so ganz auf sich selbst gestellt gewesen. Das Gefühl der Vereinsamung und der Reiseärger machten ihm die nächsten Tage manche bittere Stunden, auch an Heimwehtränen hat es nicht gefehlt.

Indessen hatte er doch von dem romantischen Reisenden Kerner genug gelernt, um überall die Augen offen zu halten, und so studiert er voll Ergötzen die Typen, mit denen ihn der Zufall im Reisewagen zusammenwürfelt, wie er auch den Stimmungszauber schöner Städte und Gegenden, durch die er kommt, willig auf sich wirken läßt. Echt romantisch sogar gestaltete sich die Rheinfahrt von Mainz nach Koblenz — man fuhr achtzehn Stunden — auf der namentlich die Strecke zwischen Bingen und Boppard verdientermaßen sein Entzücken erregte. Es stellte sich die wahre Rhein Stimmung ein, als man schließlich im Mondschein zwischen den ruinengekrönten Bergen dahinfuhr, und die fremde Steifheit der Reisegenossen löste sich in gemeinsamer, ansteckender Fröhlichkeit, in heiterem Musizieren, genau so wie es Uhlands schon ein Jahr vorher entstandenes Gedicht *Das Schifflein* vorahnend ausgemalt hatte.

Am nächsten Tage ging es um 4 Uhr früh, nach allerhand Mißgeschick auf Zollamt und Post, mit der Diligence von Koblenz weiter. Ein alter Herr im Wagen vertrieb sich die Zeit damit, den Mitreisenden die Nativität zu stellen. Da fiel jener berühmte Ausspruch, Uhland könne unmöglich ein Gelehrter oder Künstler, er müsse ein Handwerker sein, vielleicht ein Uhrmacher.

Am dritten Tage nach dem Aufbruche aus Meß verkündeten lange Aleen von hohen Ulmen, am vierten die mehr und mehr auftauchenden eleganten Landvillen zu beiden Seiten der Straße und schließlich der Übergang von den glatten Chausseen auf holpriges Pflaster die Nähe der großen Stadt. Von der Höhe von Pantin aus öffnete sich dann endlich der Blick auf die unten innerhalb des Häusermeers aufsteigenden stumpfen Türme von Notre-Dame. Paris war erreicht; es war am Donnerstag, den 31. Mai, mittags zwei Uhr.



Die erste Frage des Ankommenden mußte dem Quartiere gelten. Uhland wurde Hausgenosse zweier Freunde, die er hier antraf. Maßgebend für die Wahl des Hauses mußte auch die Nähe von Bibliothek und Museum sein. Uhland wohnte in der Rue de Richelieu, die hinten an das Palais royal stieß. Der Zufall wollte, daß es dieselbe Straße war, in der auch sein Vater einst Unterkunft gefunden hatte. Der Sohn hauste auf Nummer 22, fünf Treppen hoch, in einem sicherlich bescheidenen Quartier, was schon aus dem Preise von monatlich 24 Fr. hervorgeht. Das Haus, in dem er seinen gesamten Pariser Aufenthalt verbracht hat, wird als Hôtel de Piemont bezeichnet, war also eines jener Hôtels garnis, wie sie von minder vermöglichen Ausländern gerne besucht wurden. Sie entsprachen etwa unseren Pensionen, nur daß man sich dort nicht verköstigen konnte. Die Bedienung übernahm die Portiersfrau gegen ein wöchentliches Trinkgeld von etwa 3 Livres. Uhland gewann sich das Herz seiner Mère Michel, die ihn entsprechend mütterlich verpflegt zu haben scheint und noch nach Jahren ihren deutschen Gästen, so Gustav Schwab, von ihm vorzuschwärmen wußte.

Das Hôtel de Piemont war nämlich eine berühmte Deutschenherberge. Vor Uhland hatte Friedrich Schlegel hier gewohnt, und von seinen Wunderlichkeiten waren noch allerhand Gerüchte im Umlaufe. Die günstige Lage des Hotels wird auch ihn bestochen haben. Von hier aus also trat Uhland seine ersten Streifzüge an.

Eine Millionenstadt war das damalige Paris noch nicht, 580 000 Einwohner ergab die offizielle Zählung im Winter 1810, aber dennoch stellte es nach seinen öffentlichen Einrichtungen, nach seiner Anlage und seinem Betriebe den Gipfelpunkt großstädtischen Lebens im damaligen Europa dar. Den Eindruck einer durchaus schönen Stadt empfangen die deutschen Besucher allerdings nicht. Die

meisten verstimmt das Unorganische der Bauart; die alte Stadt war zu eng und winklig, in ihren Gassen herrschte ein ständiges Gedränge, das „gleichsam eine Galerie niederländischer Gemälde darstellte“, wie sich Fr. Schlegel ausdrückt. Das laute und tief bis in die Nacht andauernde Lärmen auf den Straßen und namentlich das ewige Wagenrollen mag manches kleinstädtisch und idyllisch gestimmte Gemüt wie das Jakob Grimms beleidigt haben. In der neueren Stadt hatte die Höhe der sechs- bis achtstöckigen Häuser etwas Bedrückendes, zumal auf dem Gebiete der Privatarchitektur nur höchst selten Geschmaç entwickelt worden zu sein scheint. Man hört auch klagen über Mangel an freien Plätzen und Anlagen; wo sich aber etwas Grün fand, da pflegte es inmitten des Staubes und der Steinwände schnell zu verkümmern, so daß Uhland meinte, man könne angesichts der Bäume am Palais royal an der Jahreszeit ganz irre werden, da sie im Mai und Juni schon entblättert seien.

Allgemein fiel den deutschen Besuchern auf, wie wenig man in Paris unter dem Publikum von politischen Dingen reden hörte. Auch Uhland betont das mehrmals, und sein Vater, der den Sohn in Paris am Born aller politischen Weisheit wähnte, wurde oft enttäuscht, wußte man doch dort zum Beispiel von Napoleons Plänen gegen England kaum mehr als in Tübingen. Der Grund für diese Verschlossenheit der Pariser war einmal Überdruß. „Nous en avons assez,“ pflegten sie zu sagen, wenn auf politische Dinge die Rede kam. Dann aber auch wohl Angstlichkeit: Napoleons Herrschaft war wohl äußerlich befestigt, aber es gab in Paris und der Provinz genug Königstreue und Republikaner, denen scharf aufgepaßt wurde. Nicht nur der Fremde sah sich einer ständigen politischen Kontrolle ausgesetzt, von deren Ausfalle die Verlängerung seines permis de séjour abhing; durch die ständige

Überwachung auch der harmlosen Bürger, durch die Verpönung jedes freien Wortes mochte hauptsächlich der Eindruck des Gedrückten, Unfrohen entstehen, den der Besucher von Paris empfing.

Uhlands Reiseberichte an Eltern und Freunde sowie die für ihn selbst gemachten Tagebuchaufzeichnungen erheben sich selten zur Lebendigkeit und bleiben meist im trockenen Detail stecken. Er zeigt sich zu Anfang keineswegs überwältigt von den Eindrücken der Stadt, eher unangenehm berührt, bis sich allmählich ein gewisses Gefühl der Heimlichkeit einstellt, das schließlich zur Abstumpfung gegenüber dem anfänglich Neuen und Aufregenden führt.

Das Bedürfnis und die Fähigkeit, sich zum modischen Weltstädter zu entwickeln, seine Lebensführung auf seinen Pariser Ton abzustimmen, scheint Uhland völlig gefehlt zu haben. Auch für seine Garderobe tat er nur das Notwendige. Gewissenhaft rechnet er den Eltern vor, was er alles gebraucht hat: einen Hut für 11 Fr., einen Schirm zu 18 Fr., ein paar Hosen mit Gamaschen von Sommerzeug, weil er mit weißen auf den schmutzigen Straßen nicht auskommen kann. Er knüpft die Frage daran, wieviel er bei solchen Ausgaben monatlich noch für Theater und andere Sehenswürdigkeiten verwenden dürfe; die Eltern konnten beruhigt sein, er blieb auch in der Ferne der rührend brave Sohn, im Angesicht selbst aller Genüsse und Verlockungen der Weltstadt. Die gute Mutter dachte oft nicht ohne Schauer an das Sündenbabel Paris. Doch glaubt sie dem Sohne so gute Grundsätze zutrauen zu dürfen, daß seine Moralität durch keinen bösen Einfluß leiden werde.

Uhland hat in Paris heiterere und lebenslustigere Gesellen angetroffen als er selbst war, hat mit ihnen mancherlei Gesellschaften und Veranstaltungen besucht, die seiner Neigung und seinem Temperamente sonst ferner

lagen, aber „Erinnerungen, die ihn schamrot machen konnten“, wie die Mutter sagt, knüpfen sich für ihn nicht an diesen Aufenthalt. Diese innere Reinheit und Unberührbarkeit fiel auch den Pariser Freunden auf, erregte aber bei den Besseren unter ihnen Anerkennung statt Spott. Uhland lebe, so sagten sie, in einer anderen Sphäre. Einer von ihnen hat ihn uns geschildert, wie er, „wenn wir abends im Palais royal spazierten, einherging, die Augen zu, den Mund auf, ohne die ringsum wogende Flut der Versuchungen auch nur zu ahnen“. Seine „helle Einfalt und Lauterkeit“ machte auch auf die Mère Michel tiefsten Eindruck, sie pries die Eltern selig, denen solch ein Kind geworden.

Verfolgen wir nun einmal, so gut es gehen will, den Tageslauf Uhlands in seiner ersten Pariser Zeit. Nach dem Frühstück rief ihn zunächst die Pflicht, die selbstgewählte in die Bibliothek, die vom Vater vorgeschriebene in das Palais de Justice. Auf jenem Gange wollen wir ihn später einmal begleiten, nehmen wir an, daß diesen Tag ein interessanter juristischer Fall zur Verhandlung steht. Es ist uns bezeugt, aber kennzeichnenderweise nicht etwa durch Uhland, sondern durch Barmhagen, daß die Gerichtsberedsamkeit im damaligen Paris in hoher Blüte stand, und daß manch spannender Prozeß unter Teilnahme eines großen Publikums und selbst des Kaiserpaares in jenen Monaten zum Austrage gekommen ist. Aber Uhland war wohl recht selten unter den Zuhörern zu finden. Es sei gar zu schwer, einen Platz zu bekommen, so entschuldigt er sich dem Vater gegenüber. In diesem Falle, wie in allem was den Brotberuf betraf, scheint ihm wirklich während der Pariser Zeit Neigung oder vielmehr Abneigung über Pflicht gegangen zu sein. Hat die Verhandlung oder das Bibliothekstudium bis 2 Uhr gedauert, so gehören die zwei folgenden Stunden dem Kunstgenusse, den Galerien

oder Museen. Das Musée Napoléon mußte ihn besonders anziehen, eine Sammlung einzig in ihrer Art, wie sie sich früher oder später nie mehr zusammengefunden hat. Es zerfiel in zwei Abteilungen, die Galerie des Antiques im Erdgeschoß und die Galerie des Tableaux im ersten Stocke. Hier wie dort gab es herrliche Dinge zu bestaunen: den Laokoon, den Apoll von Belvedere, die mediceische Venus; die Blüte Raffaelischer, Leonardoscher, Tizianischer Gemälde. Mit dem Bestand an deutschen Bildern, speziell Dürerschen, zeigt sich Jakob Grimm ein paar Jahre später minder zufrieden. Hinter den genannten vier Meistern mußten nach Barmhagens und seiner Freunde Geschmack Murillo, Correggio, Rubens zurückstehen, ein Urteil, das auch für Umland Gültigkeit gehabt haben soll.

Über Uhlands Stellung zur bildenden Kunst sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Ihren Denkmälern gegenüber kennt er ebensowenig wie sonst aus irgendeinem Anlasse romantische Gefühlsergüsse. Daß ihm die Betrachtung der Schätze des Musée Napoléon viel bedeutete, das beweisen lediglich seine häufigen Gänge dahin. Nur eine schmale Tagebuchnotiz gibt seinem Wohlgefallen an dem Gesehenen Ausdruck: die Kirmsen von Teniers und Rubens scheinen es ihm angetan zu haben. In einem Falle hat er auch einem Gemälde Verse gewidmet: unter den Gedichten findet sich das Sonett *Madonna della Sedia*. Dieser Raffael muß demnach für ihn einen Höhepunkt der Pariser künstlerischen Offenbarungen bedeutet haben.

Eine andere Heimstätte der Malerei war das Palais Luxembourg, ebenfalls von Umland fleißig besucht. Da fand sich eine machtvolle Rubenskollektion und daneben auch viel Modernes. Die Meister des ersten Kaiserreichs, David und Bernet, hatten ihre pomphaften Stücke zur Schau gestellt. Barmhagen und Chamisso wollten wenig

von ihnen wissen, namentlich Davids Kolorit stieß sie ab, und Uhland schließt sich ihnen an mit dem lakonischen Urtheile, er sei gar kein Freund der neufranzösischen Malerschule.

Uhlands Interesse für Sehenswürdigkeiten ging aber noch viel weiter; wir treffen ihn im Musée d'artillerie, des Monuments Français, in Spitälern und Irrenanstalten, in den Souterrains von Paris, in der berühmten Taubstummenanstalt von Sicard, die jeden Monat in öffentlichen Prüfungen durch die Leistungen ihrer Schüler in Staunen setzte.

Doch — er hat früh gefrühstückt und Besichtigungen wirken abspannend. Es ist also an der Zeit, daß wir ihn zum Mittagessen geleiten, das er mit Freunden zwischen 4 und 5 Uhr einzunehmen pflegt. Anfänglich wurde ein Traiteur bevorzugt, der nahe beim Museum wohnte, später wohl auch gerne bei Bery gespeist, dem freundlichsten Lokale von Paris, in den Tuileries. So sehr die Feinheiten der französischen Küche den deutschen Gästen mundeten, so große Freude muß es doch (nach Uhlands und Barnhagens übereinstimmendem Berichte) für sie alle gewesen sein, als ein findiger Koch einmal in seiner schmutzigen Bude zwischen Tuileries und Louvre echtes deutsches Sauerkraut ausschrieb.

Dem Essen folgte ein Spaziergang, der natürlich in den ersten Wochen vor allem der Bekanntschaft mit dem Städtebild galt. Auch hier vermißt man Uhlands Äußerung über den Eindruck baulicher Merkwürdigkeiten. Nur von der turmhohen Siegessäule auf dem Place Vendôme berichtet er mit Staunen; freilich auch mit dem Mißbehagen des guten Deutschen über das Monument französischer Überhebung. — Größere Ausflüge, wie sie namentlich an Sonntagen unternommen wurden, führten ihn in die berühmtesten Vororte, auf den Montmartre, in die Schlösser

der Umgebung, nach St. Cloud, Ermenonville. Der Abend gehörte der Geselligkeit oder dem Theater. In den ersten Wochen ließ sich Uhland von den Freunden noch öfter zu großen Veranstaltungen, selbst Bällen, verlocken, das Fest der Garde, Ende Juni, war wohl der bedeutendste Eindruck der Art. Da sah Uhland Kaiser und Kaiserin und die ganze Prachtentfaltung des Hofes. Von der Entrüstung, die zehn Jahre vorher Heinrich von Kleist aus dem Anblick großer Pariser Festlichkeiten gezogen hatte, merken wir seinen Berichten ebensowenig an wie von der hochmütigen Verachtung des Emporkömmlings und seiner Scheinpracht durch Barnhagen. Das Schauspiel fesselt ihn, ohne seine Kritik herauszufordern. Die Schwester freilich ist mit seinen Festberichten sehr unzufrieden; der „blinde Heß“ soll die Augen aufthun und berichten, was die Pariser Mädchen für Kleider tragen und vor allem, was die Kaiserin anhat — Fragen, die der gutmütige Bruder dann nach bestem Können zu beantworten sucht. Bisweilen sah er sich selbst genötigt, in geliehene Staatskleider zu schlüpfen, wobei sein Anblick wie der der Freunde ergötzlich genug gewesen sein mag. Dem verhängnisvollen Feste beim Fürsten Schwarzenberg, das mit einer entsetzlichen Brandkatastrophe endete, ist Uhland glücklicherweise fern geblieben.

Werden die Besuche von Festlichkeiten immer seltener, so nimmt das Interesse am Theater ständig zu. Das teuerste, die große Oper, hat er naturgemäß am seltensten besucht. Die prunkvollen Ballette, die man dort gab und die das Entzücken eines hanseatischen Freundes bildeten, mochten ihn auch wenig ansprechen. Aber er muß doch ein großer Musik- speziell Opernfreund gewesen sein. Das klassische Repertoire der Italiener, die im Odéon spielten, lockte ihn besonders an, und auch in den späteren Stuttgarter Jahren hielt dieser Geschmack noch vor. Wie oft

verzeichnet allein das Tagebuch einen Besuch von Figaro oder Don Juan! Ersteren sah er in Paris auch mehrmals, sein Urtheil bleibt unausgesprochen, liegt aber wiederum in der Häufigkeit dieser Besuche, die übrigens auch Gluck, Cimarosa und anderen galten.

Doch man möchte aus dem Tagebuche schließen, daß auf den werdenden Schauspieldichter die Aufführungen des Théâtre français von noch größerer Wirkung gewesen sind. Er hatte es in bequemer Nähe, es lag in seiner Rue de Richelieu, und so hat er viele Abende dort zugebracht. Wieder vermiffen wir eine grundsätzliche Äußerung zu dieser Art dramatischer und theatralischer Kunst. Jedemfalls aber ging es ihm anders als Jakob Grimm, der die Komödien sehr platt, die Tragödien äußerst langweilig fand und auch bei ernstern Stücken das Lachen kaum zurückhalten konnte. Das größte schauspielerische Erlebnis für Uhland scheint das Auftreten Talmas gewesen zu sein, der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stand. Diese im höchsten Maße stilisierte abgezirkelte Kunst konnte doch auch zu Herzen sprechen. „Théâtre français: Voltaires Dedipe; Talmas vortreffliches Spiel. Vous frémissez Madame! — et je suis votre fils“ — das war also eine Stelle, an der sich das frémir der Königin bis in die Herzen der Zuschauer fortpflanzte, auch Uhlands, wie diese Tagebuchstelle beweist.

Nach dem Theater, oder wenn der Abend zu Hause verbracht worden war, gab es in den beginnenden Nachtstunden noch manches fröhliche Beisammensein mit Freunden. Ein Uhr wird uns einmal als äußerster Termin vertragen, für Tübinger Begriffe allerdings unerhört. Die meist anspruchslosen jungen Leute begnügten sich dann wohl mit einem Glase Bier, hatten sich aber seltsamerweise das glänzendste und berühmteste aller Pariser Cafés als Stammlokal ausgesucht. Das war Frascati, an dem be-



lebtesten Teile der Boulevards, dem die launischen Pariser damals vorübergehend ihre Gunst entzogen hatten.

Schon mehrmals im Verlaufe des Tages haben wir Uhland im Beisammensein mit guten Freunden getroffen. Man mag sich über die Fähigkeit zu raschem Anschlusse bei dem sonst schwer Zugänglichen erstaunen. Aber die Einsamkeit nötigte ihn hier ganz anders als zu Hause. Manche Bekanntschaft war nur anzufrischen, nicht neu zu knüpfen, und bei vielen lieferte die Landsmannschaft ein erwünschtes Band. Wir werden uns zwar mit der Mutter wundern und es als wenig zweckmäßig ansehen, daß der französische Verkehr bedeutend in der Minderzahl ist. Von Bekannten wurde denn auch bald nach Tübingen berichtet, der junge Reisende halte sich vor allem an die Landsleute und mache im Französischsprechen deshalb keine Fortschritte. Dazu stimmt, daß er nach eigenen Briefäußerungen an die Eltern mehr darauf bedacht ist, das Französische aus Büchern zu lernen. Der Vater empfahl dagegen den Verkehr in französischen Familien, vielleicht einmal dazwischen den Aufenthalt in einer kleineren Stadt.

Es gab in Paris eine richtige deutsche Kolonie, die Zahl der vorübergehenden Besucher stieg in die Tausende, zumal nach der Heirat des Kaisers hob sich ihr allgemeines Ansehen, und man kam ihnen gerne entgegen. Ein ständiges Kommen und Gehen belebte diesen Kreis. Uhland hat mehrere neue Generationen von Ankömmlingen auftauchen und wieder verschwinden sehen. Die Pariser Schwaben jener Zeit gewinnen für uns wenig Physiognomie, einige, so Eduard Gmelin, Senbold und Pregitzer, kannte Uhland schon aus Tübingen. Wichtiger wurden norddeutsche Bekanntschaften. Den Vermittler bildete auch hier ein Freund aus Tübinger Studententagen, Barnhagen. Uhland und er trafen sich ganz unerwartet und ohne

gegenseitig von ihrem Aufenthalte zu wissen in der Galerie, ein doppelt merkwürdiger Zufall, nachdem Varnhagen ein paar Monate vorher ebenso überraschend in Wien auf Kerner gestoßen war. Uhlands Schweigsamkeit, die auch diese freudige Überraschung nicht zu bannen wußte, wirkte auch bei diesem Wiedersehen zunächst ernüchternd und peinlich. Doch war das alte Verhältnis schnell hergestellt. Hatte Varnhagen doch bereits einen anderen Dichter zur Seite, mit dessen Wunderlichkeiten er ebenfalls fertig werden mußte.

Das war Adalbert von Chamisso. Kerner hatte schon mit wahren Enthusiasmus in Berlin seine Bekanntheit gemacht, und auch Uhland findet ungewohnt warme Worte, wenn er seiner Freude über das erste Zusammentreffen mit dem Dichterkollegen in der Galerie am 2. Juli kundgibt. Die Erscheinung des neuen Freundes mag von der Uhlands weit genug abgestochen haben. Im Äußeren bereits trat das Genialische, das den Poeten kennzeichnet, hervor. Er trug am liebsten eine polnische Kurtka mit Schnüren und ließ sein langes schwarzes Haar frei herabhängen. Dabei hatte er in seinem Wesen nichts Theatralisches, sondern war der denkbar natürlichste, ja kindlichste Mensch. An Weltläufigkeit mochte er dem um sechs Jahre jüngeren Uhland kaum überlegen sein, als geborener Franzose und ehemaliger Offizier bewahrte er freilich noch einige ritterliche Allüren im Umgange mit Frauen. Meist aber ließ er sich gehen und gefiel sich in völliger Unzugänglichkeit nach außen. Er war als hartnäckiger Schweiger bekannt, in dieser Hinsicht also ein Verwandter Uhlands; aber doch nur scheinbar; denn wir hören, daß er ihm mißfällige Äußerungen statt durch Widerspruch durch Grimassenschneiden zu bekämpfen pflegte, was Uhlands Art nicht eben war. Diese skurrile Seite von Chamissos Natur konnte ihn im Freundeskreise bis zu den

ausgelassensten Eulenspiegelereien fortreißen, wovon Barnhagens Pariser Berichte ein ergötzliches Beispiel liefern.

Um ein Lehramt in einem französischen Provinzstädtchen anzutreten, mußte er zu Uhlands Bedauern schon bald Paris verlassen. Wiedergekommen ist er nicht, wenn sich auch seine Amtsaussichten zerschlugen, sondern er hat sich dann August Wilhelm Schlegel angeschlossen. Diesen Vorkämpfer der romantischen Literatur hat Uhland in Paris nicht getroffen. Von der eiteln Affektiertheit, der wählerischen Verwöhntheit, der charakterlosen Franzosentümelei des „zierlichen Wilhelm“, die er auch auf literarisches Gebiet übertrug, mag Uhland durch Chamisso manch possierliches Geschichtchen erfahren haben. Dennoch wäre ihm ein Zusammentreffen förderlich und erwünscht gewesen, und der neue Freund nahm es auf sich, den Mächtigen zu gnädiger Einsicht in Uhlands Gedichte zu bewegen. Zu Uhlands Verdruß verhinderte Schlegels anspruchsvolle Überhäuftheit eine Bekanntschaft mit den noch ungedruckten lyrischen Blättern, die der Verfasser nach langem Warten mit einem nichts sagenden freundlichen Worte zurückerhielt.

Der ehrliche und reiche Beifall, den Chamisso selbst spendete, konnte ihn reichlich entschädigen. Chamisso ist einer der ersten Fernstehenden, der sich durch Uhlands Gedichte völlig gefangennehmen läßt und neid- und schrankenlos dem großen Dichtertalente in ihm huldigt. Außerlich nennt er ihn „klein, unscheinbar, dickrindig und schier klogig“. „Man möchte diese goldene Ader nicht hinter ihm suchen. Ich kann wohl sagen, daß mich nach Goethe kein Dichter so angeregt hat. Es gibt sehr vortreffliche Gedichte, die, möcht' ich sagen, jeder schreibt und keiner liest, gar schöne Sonette und was dergleichen mehr ist, andere wiederum, die keiner schreibt und jeder liest, und von dieser letzten Gattung sind die Uhlandschen. Die Form darin ist wegen der Poesie da, wie in anderen die Poesie

wegen der Form.“ Das Schifflein, Der Knab' vom Berg, der schon Ohlenschlägers Wohlgefallen erweckt hatte, Der Lauf der Welt, Klein Roland haben dies Urteil begründen helfen.

Uns pflegt Chamisso vor allem der Dichter der späteren reifen und großen Terzinenballaden und der Realist des Liedes, der deutsche Béranger, zu sein. Von dieser Entwicklung, die er fünfzehn bis zwanzig Jahre später nehmen sollte, zeigte sich damals noch keine Spur, auch die erstaunliche Sprachkunst der Spätzeit war für den jungen Deutschfranzosen noch ein unerreichbares Ideal. Aber ein Werk war damals im Werden, das die verschwärmte Grübelei der Jugend, die übermütig unbekümmerte Tollheit des Romantikers und die reife Formbeherrschung des späteren Meisters zu vereinigen versprach: Chamisso schrieb an einem Fortunatdrama, das er dem Freunde zum Besten gab und dem verdienter Beifall wurde. Es ist das einer der genialsten Dramenansätze der Romantik, von Tiecks ledernem Doppelschauspiel gleichen Titels himmelweit abstehend, oft voll ärgerlicher Unfertigkeit, aber blinkend und glitzernd von feingeschliffenen Witzworten, voll sprühender Dialogführung, lebendigster Charakterisierungskunst. Uhland hat später auch einen Fortunat begonnen: über keinem seiner Werke ruht ein so echt romantischer Geist, wie über diesen köstlichen zwei Gesängen; so mögen ihm denn die Anregungen zu diesem Epenplane durch jene höchst erquicklichen Stunden in Chamissos kirchdachhoch gelegenen Pariser Zimmerchen geworden sein. Noch ein Interesse verband die beiden: die Vorliebe für das Altertümliche und Volksmäßige in der Poesie, speziell auch der romanischen. Die Romanze von der spanischen Königstochter, die Uhland damals in Paris übertragen hat, ist ihm von Chamisso übermittelt worden.

Ebenfalls der ersten Zeit des Pariser Aufenthaltes ge-

hört das Zusammensein mit einem jungen Hamburger, Karl Sieveking, an. Er war mit Uhland gleichaltrig, ihm an Welterfahrung aber zehnfach überlegen, hatte das Ausland bereist, auf verschiedenen Universitäten studiert, bei Goethe schon eine Aufwartung gemacht, auch in Tübingen bereits einmal vorgesprochen. In einem glück er Uhland, daß er nämlich zum Studium des französischen Gerichtsverfahrens nach Paris gekommen, sich dort zur geordneten Berufsarbeit nicht entschließen konnte, sondern alle möglichen Anregungen auf sich einwirken ließ.

Zu den Norddeutschen kam ein Österreicher, ebenfalls dichterischer Kollege und schon durch Kerner empfohlen: Johann Ludwig Stoll, ein Freund Seckendorffs. Auf Reisen hatte der von Haus aus vermögende Arztsohn das Seine durchgebracht und lebte seither in größter Kümmerlichkeit. Eine kleine, von Napoleon erbettelte Pension hielt ihn auch nicht über Wasser. Kerners Empfehlung hatte ihm einen Verleger verschafft; die fünfhundert Gulden Honorar für den ersten Band seiner Schriften durften aber nicht raften, er hatte sie sofort angelegt zu einer Reise nach Paris. Von seinen Gedichten hat Uhland vermutlich reichere Proben zu kosten bekommen als wir heute kennen. Stoll war trotz seines bombastisch überhitzten Hymnus auf Napoleon dichterisch nicht unbegabt, wie Uhland hatte er sich einige Töne und Tendenzen der Romantik zu eigen gemacht, ohne völlig in deren Fahrwasser zu geraten. Aber er war künstlerisch wie menschlich gleich undiszipliniert. Uhland sah wohl damals schon, daß hier kein Halten war und er materiell nie auf einen grünen Zweig kommen werde. Als ihm dann 1815 die Kunde von Stolls Tode zukam, da widmete er ihm das Gedicht: Auf einen verhungerten Dichter, in dem er freundlich dem Verhängnisse und nicht der Lebensweise des Verstorbenen die Schuld beimißt.

Der gegebene Sammelpunkt für die Deutschen in Paris waren die Gesandtschaften. Verschiedene Herren von der württembergischen Botschaft, an deren Spitze zunächst noch Graf Zeppelin stand, traten Uhland näher. Wichtiger wurde in der ersten Zeit für ihn aber die österreichische Legation, nämlich durch seine wohl von Barnhagen vermittelte Einführung bei dem Sekretär Metternichs, Pilat, einer der markantesten Persönlichkeiten des damaligen Paris und der Seele der deutschen Kolonie. Er war noch nicht der Erzreaktionär von später, sondern wird als lebensfroh, frisch, feurig geschildert, ein glänzender Gesellschafter, berüchtigt durch den Freimut, mit dem er über alles Französische herzog. Er wird dieselbe hochmütige Verachtung gegen dieses Pariaherrschertum und seine vielfach gleißenden, innerlich unsoliden Institutionen zur Schau getragen haben, die auch aus Barnhagens Berichten spricht. Mag sein, daß das die allgemeine Stimmung der Deutschen in Paris war. Auch hier tritt wieder der ärgerliche Fall ein, daß wir über die Gesinnung aller derer, die zufällig die Bahn unseres Helden streifen, besser unterrichtet sind, als über die Uhlands selbst.

Im Metternichschen Hause traf Uhland zwar nicht Alexander von Humboldt und die romantische Dichterkollegin Helmine von Chézy, die dort verkehrten, wohl aber den berühmten Schädelkenner Gall und den vornehmen, künstlerisch interessierten Modearzt Koreff. Bei Pilat öffnete sich ihm ein Familienkreis, der einzige, den er in Paris besuchte. Seine Gedichte scheinen ihm dort Eingang verschafft zu haben, Koreff liebte sie zu rezitieren. Gerne wüßte man über diesen Verkehr etwas Näheres, es möchte fast scheinen, als habe sich da ein kleiner Liebeshandel angesponnen. Eine Emma, Namenschwester von Uhlands künftiger Frau also, scheint ihm nicht ganz gleichgültig geblieben zu sein. Doch bald schon, im Oktober,

erfolgte Pilats endgültige Abreise, die Uhland sehr verstimmt und das Gefühl der Vereinsamung in ihm weckte, wie er überhaupt über den häufigen Wechsel der Freunde und Bekannten klagt.

Später fand er bei Zeppelins Nachfolger, dem poesiefreundlichen Grafen Winkingerode, Entgegenkommen. Freilich der Wunsch einer Reise an das Meer bei Havre konnte ihm der Paßschwierigkeiten halber auch von diesem Gönner nicht gewährt werden. Beinahe aber wäre hier ein dauerndes Verhältnis zustande gekommen: der württembergische Hauptmann Seeger, der einzige Sekretär der Gesandtschaft, fand mancherlei Gefälligkeit bei Uhland und machte ihm schließlich das Anerbieten dauernder Beschäftigung, der vielleicht die Verleihung eines zweiten Sekretärpostens durch den König folgen konnte. Die Aussicht auf dauernden Aufenthalt in Paris scheint für Uhland zunächst nicht ohne Reiz gewesen zu sein. Doch da der Posten bis auf weiteres unbesoldet sein sollte, kam der Gedanke nicht ernstlich in Frage.

Pläne wie den zum Abstecher nach Havre konnte er nur so lange fassen, als er sich innerlich unbeschäftigt fühlte. Die Bibliotheksstudien hatten von August bis Oktober eine notgedrungene Unterbrechung erfahren, da das Institut so lange geschlossen war. Private juristische und sprachliche Beschäftigung hatte keine besondere Förderung gebracht. Das rechte Betätigungsfeld und der rechte Wegweiser hatten sich noch nicht gefunden.

Dieser gesellte sich Uhland zu, als jenes sich allmählich herauszugestalten begann. Als bedeutendster Anreger und Studienfreund Uhlands in Paris hat ein weiterer norddeutscher Bekannter zu gelten, der ihm durch verwandte Anlagen und Bestrebungen besonders nahezutreten bestimmt war. Das ist der Philologe **J m m a n u e l B e k k e r**.

Selten mag das Schicksal zwei bei aller Verschiedenheit der äußeren Stellung einander so ähnliche und auf ihren weit auseinanderliegenden Begabungsfeldern so ebenbürtige Männer zu vertrauter Freundschaft zusammengeführt haben. Linkisch und ungesellig, schweigsam und unberedt, so traten sie einander gegenüber. Beide vor allem zum stillen Zellenfleiß veranlagt, in der Arbeit, die zugleich ihre Leidenschaft war, aufgehend, dabei mit wachem Sinn und warmer Liebe für die Reize der Poesie ausgestattet, dem sonstigen Leben gegenüber ohne große Ansprüche. Beide zu anderen Zwecken nach Paris gekommen, fanden sie sich auf dem Felde gemeinsamer Neigung ihrer Mußestunden, der älteren romanischen Poesie.

Als Professor an der Berliner Universität — 1809 war der Vierundzwanzigjährige zu dieser Würde aufgerückt — und Staatsstipendiat hatte Bekker natürlich in Paris eine bevorzugte Stellung. Die Bibliotheksverwaltung gestattet ihm sogar die Mitnahme wertvoller Handschriften in seine Wohnung, eine Gunst, deren sich Uhland unseres Wissens nie erfreut hat. Aber wie sah diese Wohnung aus! Womöglich noch bescheidener als die Uhlandsche; es war eine halbdunkle, ziegelgeplasterte Mansarde, im Winter kaum zu erwärmen. Da führte denn Bekker sein streng geregeltes Leben, stand alle Tage um vier Uhr auf und arbeitete ohne wesentliche Unterbrechung zwölf Stunden hindurch. Es war sein eigentliches Fach, die klassische Philologie, die auf diese Weise zu ihrem Rechte kam. Aber um vier Uhr nachmittags, da zog er einen neuen Menschen an. Da ging er bei Verry dinieren und widmete den Rest des Tages seinen Liebhabereien. Das war die Zeit, die ihn Uhland nahebrachte.

Auf dem Katheder ist Bekker kein guter Lehrer gewesen. Seine ohnehin farge Mittheilbarkeit verließ ihn der Menge gegenüber völlig, und wie gefürchtet er bei den



Studenten war, das hat uns noch der junge Berliner Doktorand Gustav Freytag in einer ergötzlichen Anekdote bezeugt. Aber zum Einzelunterricht, Mann gegen Mann, da taugte er wohl. Freilich war er auch da von wahrhaft eiserner Strenge, die geistreiche Henriette Herz bezeichnet ihn als einen Lehrer, bei dem man unter Tränen lerne. Die eigene eminente Sprachbegabung scheint er auch bei anderen als selbstverständlich vorausgesetzt zu haben. Uhland, der zuerst Ende Juli in lustiger Gesellschaft bei Brignon mit ihm zusammengetroffen war, hat seinen Lehransprüchen vollauf Genüge getan. Vom November an wurden regelmäßige gemeinsame Studien verabredet, die sich zunächst auf das Spanische erstrecken sollten. Uhland war kein absoluter Neuling mehr, und so ging es im Sturmschritte vorwärts, ein Lope de Vega'sches und Calderon'sches Stück nach dem anderen wurde durchgenommen, und als hier genügende Sicherheit erzielt war, ging Bekker über zum Portugiesischen, das in seiner schwersten Aufgabe, den Lusitaden, ebenfalls bezwungen wurde.

Es müssen schöne Abendstunden gewesen sein, die die zwei in den kalten Dachstuben der Rue de Menars oder Rue de Richelieu verbracht haben. Weite, farben-glänzende Länder der Poesie taten sich vor ihnen auf. Beide machten die Erfahrung, daß die scheinbare Trockenheit und Dürre bei dem Genossen nur eine um so größere Bildsamkeit und Empfänglichkeit der Seele verbarg. Eine warme Freundschaft, wie sie Uhland sonst nach seinen Studentenjahren kaum mehr geschlossen hat, keimte empor. Auch als Dichter fühlte er sich hier verstanden und gefördert. Ein ausgedehntes Gespräch über die Poesie bildete den Abschluß seines Pariser Aufenthaltes. Keiner von Uhlands Freunden hat solchen Einfluß auf die romanischem Boden entsprossenen Dichterpläne gewonnen und so eifrig auf ihre Vollendung gedrungen, wie eben Bekker.

Wir wenden uns zum eigentlichen Ertragnisse der Pariser Reise, wenn wir uns mit Uhlands Studien und Nachbildungsversuchen auf dem Gebiete der altfranzösischen Poesie bekannt machen. Folgen wir ihm also auf dem Gange, den er am ersten Tage seines Aufenthaltes sofort getan hat und weiter Tag für Tag wandelte, wenn ihm die gewünschten Schätze nicht neidisch verschlossen wurden: zur kaiserlichen Bibliothek.

Drei Bibliothekare von Ruf traf er in der Handschriftenabteilung, die seine Studien wenn nicht leiten, so doch fördern konnten. Da war Hase, ein Deutscher aus der Nähe von Weimar, Méon, der bekannte Herausgeber der altfranzösischen Berschwänke, der das Interesse des Besuchers zuerst auf diese Literatursparte gelenkt haben mag, und vor allem Roquefort, der erste Verfasser einer altfranzösischen Literaturgeschichte, die damals dem Abschlusse nahe war. Jakob Grimm kannte ihn auch, er nennt ihn „beschränkt in Ansicht, Plan und Arbeit, aber fleißig und gefällig“. Uhlands wie Jakobs feuervoll intensives Studium scheint seiner mehr oberflächlichen französischen Art fremd gewesen zu sein.

Die Wonne, mit der Uhland in die Fluten des für ihn Neuen und künstlerisch Wertvollen untertaucht, ist echt romantisch. Sein Streben ist zunächst allumfassend, die ganze romantische Poesie eben, in dem Umfange wie sie Schlegel gefaßt hatte, sucht er in sich aufzunehmen. Gleich am zweiten Tage entdeckt er mit demselben Entzücken wie Kerner in Hamburg bei den fliegenden Buchhändlern auf den Quais eine Anzahl von Volksromanen, die er ebenso eifertig käuflich erwirbt, wie zwei Tage später ein spanisches Wörterbuch. In der nächsten Woche wohnt er einer Bücherversteigerung bei und erhascht einen Band *Lope de Vega*. Dazwischen fertigt er einen Auszug aus dem Handschriftenkataloge der kaiserlichen Bibliothek an, und

ehe er sich dessen systematischer Führung anvertrauen kann, nimmt er kleine Kostproben aus ihm zufällig begegnenden Handschriften. Hübsche Versnovellen, wie die vom verlorenen Schatten, von Lucassin und Nicolette, weiß er in Manuskripten und Drucken aufzuspüren und saugt sich voll mit poetischem Blütenstaub.

Es ist in den ersten Monaten ganz ausschließlich der Dichter Uhland, der hier Umschau und Ernte hält. Bis in seine Träume hinein pflanzt sich seine Sehnsucht nach den kostbaren poetischen Findlingen fort. Die Lektüre der alten Denkmäler tritt bei ihm an Stelle des Erlebnisses, verleiht ihm neue Impulse, öffnet ihm neue Stoff- und Formenwelten. Kaum daß er in den Tagebuchblättern jener Zeit den Titel eines neu gelesenen Werkes nennt, ohne sofort zu verraten, in welcher Form er den Stoff für sich selbst ertragreich machen möchte. Ein poetisches Lustschloß nach dem anderen wird aufgebaut. Es ist die keimreichste Zeit Uhlandschen Schaffens. „Herrliche Stellen in dem Roman von Wilhelm. Die normännischen Sagen von Richard. Begeisterung dadurch. Apollo, wirfst du diese Blut noch lindern?“ In der That eine ungewöhnliche Wärme, die selbst aus den kahlen Notizen des Tagebuches emporschlägt.

Jetzt begreifen wir erst, warum er in seinen Berichten aus Paris so kühl bleibt, wir lernen die andere Welt kennen, in der er nach dem Worte seines Freundes zu weilen pflegte und die ihm den Sinn für die wirkliche be- nahm. Der Gedanke an seine Verse begleitet ihn durch das Gewühle der Pariser Straßen. Eines abends zehn Uhr, am 13. Oktober, sitzt er teilnahmslos zwischen den Freunden im Café des Palais royal. Als sie nach Hause gehen, ist eine kleine Ballade fertig, die nach der Heimat verweist und von einem weitgereisten Herrn aus Württemberg berichtet, dem Grafen Eberhard, der von einem

Baume des Heiligen Landes ein Reis mitgebracht hat und es im Schwabenland einpflanzt, damit er sich als Greis des Schattens erfreuen kann. Es ist das Gedicht Graf Eberhards Weißdorn. Gleich ihm gedenkt auch unser junger Schwabe ein poetisches Reis mit in die Heimat zu nehmen und dort zum schöngestalteten Baume heranwachsen zu lassen. Aus diesem Gedanken heraus hat er ehemals die schmucklose Romanze zum Prologe seiner Sammlung altfranzösischer Stücke bestimmt.

Zunächst aber zersplitterten sich seine poetischen Pläne völlig. Er beginnt die reizende Novelle von Lucassin und Nicolette zu übersetzen, liest drei Wochen später den Roman von Gerard de Nevers — den Euryanthestoff — und möchte ihn erst als Drama, dann als erzählendes Gedicht in Stanzas behandeln. Ein paar Tage später kauft er sich den Volksroman von Robert dem Teufel und faßt Lust zu einer metrischen Bearbeitung. Im Monat darauf ist es der Volksroman von Richard ohne Furcht, der ihm eine Fundgrube von Romanzen werden soll. Aber in diesem Fall ist der Eindruck einer schon vorliegenden Bearbeitung, in der Normannchronik des Wace, die er aufstöbert, übermächtig, so daß er sich jeden Eingriffes enthält und zum Übersetzer wird. Es tut uns fast leid, gestehen zu müssen, daß eines der populärsten und kernigsten Gedichte Uhlands: „Graf Richard von der Normandie erschraf in seinem Leben nie“ — samt der folgenden, nicht minder famosen Nummer: „In der Abtei von St. Ouen war dazumal ein Sakristan“ — wörtliche Übersetzungen aus jenem alten Meister sind. Doch es schadet nichts; man hat die Empfindung solcher Verwandtheit, daß man gewiß ist, Uhland hätte seine Sache selbständig nicht weniger gut gemacht.

Wie er hier aus einem weiterschweifigen chronikalischen Werke kurz Balladenmäßiges mit Glück herauschält, so ist er auch sonst auf volkstümlich zugeschnitten knappe

romanzenähnliche Stücke sehr bedacht. Solche bot ihm zumal die spanische Dramatik, deren Gebiete er an Beckers Hand durchheilt. Ein Drama Lope de Vegas, *El casamiento en la muerte*, die Vermählung im Tode, hat er sogar in vollem Umfange übersetzen wollen. Freilich lieferte es ihm dann schließlich nur stoffliche Anregungen zu einem in Paris zuerst erwogenen Drama *Bernardo del Carpio*.

Im übrigen fällt die Hauptwirkung der Pariser Lektüre in die Nachpariser Zeit. Uhland war während jener kurzen acht Monate zu sehr rezeptiv tätig und drängte wohl die eigene Schöpferlust mit Gewalt zurück, in der richtigen Einsicht, daß die hier einmal gebotene Gelegenheit unwiederbringlich sei. Diese notwendige Enthaltksamkeit hat ihn nicht verdrossen. Er fühlte sich restlos glücklich, wenn er in entsagungsvoller Abschreibetätigkeit einförmige Tage zubrachte, und scheute auch keine Unbequemlichkeit bei dieser Beschäftigung; auch nicht die Eiseskälte, die im Winter in der Bibliothek herrschte. Mochten manche einen Sonderling in ihm sehen, er ließ sich nicht abschrecken. „Ich weiß nicht, ob andere die Begeisterung teilen würden, zu der mich diese Gedichte hingerissen, und wenn ich so die schlichten Verse stundenlang abschreibe, werd' ich selbst zuweilen irre: allein wenn mir dann, dem Buche fern, die lebendige Dichtung unter die Bäume und in den Mondschein nachwandelt, wie ein Geist, der seinen Grabstein verläßt, dann kann ich nicht glauben, daß es nun ein selbstfüchtiges Wohlgefallen an eigenem Treiben ist, was mich so mächtig überströmt, ja mein eigenes Dichten verschlungen hat.“

Nicht den eigenen Dichterruhm zu mehren, sondern den der längst verschollenen französischen Sangesgenossen wieder zu erwecken, war also zunächst sein Bestreben. Schon bald stellte sich der Wunsch ein, „eine Sammlung

altfranzösischer und etwa spanischer Dichtungen“ zustandezubringen, „da diese Dinge nur eigentlich in Masse recht wirken“. Was ihm in der Form, in der er es vorfindet, schon vollendet erscheint, das will er genau übersehen, anderes was durch „unangemessene Einkleidung, namentlich durch Weitschweifigkeit“ entstellt ist, sucht er zu bearbeiten. Sein Geschmaç beschreitet dabei die altgewohnten Bahnen. Das Künstliche und Bürgerliche bleibt beiseite. Das Zierlich-Preitöse, Höfische hat ihm von jeher widerstrebt, er will kräftigen Volkston hören und hören lassen, aber doch auch nicht in platt realistische und derb alltägliche Philisterei versinken. Ein großer Teil der altfranzösischen Erzählungen, die sich äußerlich zu seinem Zwecke geeignet hätten, war damit abgestoßen. „Sage, Heldensage, Nationalsage, lebendige Stimme,“ der möchte er vor allem zum Ausdruck verhelfen. Und im November des Jahres 1811 hat er einen ersten Plan entworfen, der an Buntheit und Geschmaç der Auswahl nichts zu wünschen übrigließ. Kurze Romanzen und Lieder sollten die Serie eröffnen. Diesen noch weichen Skizzen sollten marfige, bis zum Krassen sich steigende Gemälde folgen, vor allem die normännischen Kunden von Richard und Robert. Am meisten will uns der dritte Abschnitt einleuchten, längere Berserzählungen der Art, wie sie, Uhlands Beispiele folgend, viel später Wilhelm Herß geboten hat. Wären Uhlands Pläne gediehen, so wäre schon viele Jahrzehnte früher ein „Spielmannsbuch“ ans Licht getreten. Die reizende Novelle vom bunten Zelter, die der Herßschen Sammlung zur Zierde gereicht, sollte auch bei Uhland das Hauptstück bilden. Legendarische und satirische Nummern hätten sich noch angeschlossen.

Der hübsche Plan ruhte lange. Noch in Paris aber muß der Dichter eingesehen haben, daß all diese Einzelbilder nur recht wirken konnten, wenn sie durch einen um-

schließenden Rahmen fest zusammengehalten wurden. Vielleicht war es auch Bekker gewesen, der zuerst auf die Idee eines „altfranzösischen Dekameron“ verfiel; denn er gerade drängte am eifrigsten auf dessen Ausführung. Uhland selbst war beinahe schon daran verzweifelt, als ihm nach fast zwei Jahren, im November 1812, eine besonders glückliche Idee kam. Der Rahmen war gefunden, die gesammelten Dichtungen sollten zu einem Märchenbuche des Königs von Frankreich vereinigt werden.

„Aus allen Provinzen Frankreichs haben sich Ritter und Damen, Geistliche und Sänger versammelt. Der König bedenkt, wie er unter seinem Scepter so verschiedene Volksstämme und eben damit ein buntes Märchenreich der mannigfachsten Nationalmythen vereinige. Um sich dieses zur lebendigen Anschauung zu bringen, fordert er die Anwesenden auf, Märchen zu erzählen, und zwar sollte jeder eine seinem Stamme, seiner Heimat eigentümliche Kunde vortragen. So folgt nun eine Reihe fränkischer, normännischer, bretagnischer, provenzalischer, gasognischer und anderer Erzählungen und Romanzen, welche durch angemessene Gespräche verbunden werden. Ein Kaplan des Königs schreibt in der Folge alles zusammen in ein Buch nieder, das mit Bildern ausgeschmückt, in der Schatzkammer zu Krone und Scepter niedergelegt und das Märchenbuch des Königs von Frankreich benannt wird.“

Nun ging es frisch an die Arbeit, aber leider wurden im ganzen nur zwei Nummern zutage gefördert, ein Prolog und eine erste Erzählung, die allerdings eine sehr würdige Eröffnung darstellt. In der Erzählung *Karl und Hug*, die er einem alten Ritter in den Mund legt, trägt Uhland einen dramatischen Stoff zu Grabe, den er in epischer Form wieder aufleben läßt. Gerade in seiner Unhöflichkeit ist er in diesem feinen königlichen Milieu voll

ergötzlich derber Wirkung. Nur schade, daß dem alten Herrn alsbald die Zunge oder vielmehr dem Dichter die Feder stockt.

Dieser Plan zerflatterte, wie fast alle ähnlich gearteten. Uhland mag das wie wir bedauert haben, ergebnislos erschienen ihm die Studien trotz des Mangels an einem greifbaren dichterischen Resultate dennoch nicht. Nur daß dieser Ertrag ihn unvermerkt auf ein anderes Gebiet als das poetische hinübergeführt hatte. Das wichtigste, was er davongetragen, das war nicht ein künstlerischer Eindruck gewesen, sondern eine tatsächliche Erkenntnis, eine Entdeckung, die zu wissenschaftlicher statt zu poetischer Festlegung nötigte. Er war der Heldenjage, der echten alten Volksepik der Franzosen nachgegangen. Es hatte eine solche gegeben — aber sie war gerade in ihren schönsten Blüten verloren. Also konnte er sie nicht den Landsleuten übermitteln, sondern er konnte nur nachweisen, daß sie vorhanden gewesen und wie sie beschaffen war. Das Bedürfnis, diese wichtige Erkenntnis auf dem Gebiete altfranzösischer Dichtkunst allgemein bekannt zu machen, löste in ihm zum ersten Male den Gelehrten aus. Daheim in Tübingen angelangt, tastete er nicht nur an den Ansätzen zu seinem Märchenbuche herum, sondern er schrieb auch mit fester und zielbewußter Hand seinen ersten Aufsatz *Über das altfranzösische Epos*.

Das Verdienst dieser kurzen Abhandlung ist zweifach, ästhetisch und literarhistorisch. Zunächst bedeutet sie eine Rettung: in der altfranzösischen epischen Literatur, so lehrt Uhland hier, stecken bedeutende künstlerische Werte. Er war zu kurz in Paris gewesen, um wirklich neue, noch ganz unbekanntere Literaturschätze hervorgreifen zu können. Er zeigte den Franzosen nur, wie sie das ihnen bisher nur oberflächlich Bekannte in hellerem Lichte zu sehen und höher einzuwerten hätten.



Es gab in Frankreich eine Anzahl von Gelehrten, die ihn an Sachkenntnis und Belesenheit weit überragten, zumal bei Roquefort erkannte er diese Überlegenheit nicht nur aus Bescheidenheit an. Gleichwohl — wenn wir Roqueforts bald darauf und ohne Kenntnis des Uhlandschen Aufsatzes entworfene und abgeschlossene Schrift: *De l'état de la poésie française dans les XIIe et XIIIe siècles* in die Hand nehmen — wie eng, wie subaltern erscheint sein Gesichtskreis gegenüber dem Uhlands! Drei Momente waren es zumal, die seine und seiner Vorgänger Betrachtungen zu Kleinlichkeit und Einseitigkeit des Urteils verurteilten: Noch spukte in den Köpfen der französischen Literatoren der aufklärerische Hochmut, der in aller mittelalterlichen Poesie nur die Ausgeburt mönchischer Verbohrtheit sah; noch maß man in armseliger Verkennung poetischer Eigenrechte der Nationen alles mit dem aristotelischen Maßstab und stellte mit bedauerndem Achselzucken fest, daß die guten Leute von einstmal eben ohne jede Kenntnis der antiken Regeln gedichtet hätten. Und schließlich verkannte man das formale Verdienst der altfranzösischen Epen, ihre Metrik und ihre Reime, aus Unkenntnis der alten Aussprache völlig und warf den Dichtern der Frühzeit vor, daß sie das Französische noch nicht so ausgesprochen haben wie um 1800 üblich.

All diese kurzfristige Rückständigkeit schiebt Uhländ beiseite und läßt ihr gegenüber zunächst einmal gut romantisch sein eigenes Gefühl das entscheidende Wort sprechen: Hier ist Schönes, echt Poetisches vorhanden und verlangt nach Anerkennung. Wohlwollend herablassender Beifall war ja einzelnen Produkten der älteren Literatur schon zuteil geworden. Aber Uhländ wendet sich hier geflissentlich von der bis dahin allein als lesenswert betrachteten Gattung ab, den kleinen, den Franzosen natürlich wohl behagenden Bersnovellen, den Fabliaug und Contes. Daß

er sie an sich nicht gering einschätzte, wissen wir aus seinen Nachbildungen. Aber wie er als Übersetzer aus ihrer Reihe das „Künstliche und Bürgerliche“, das doch dominiert, streichen möchte, so geht er auch als Literaturhistoriker in erster Linie aus auf jene älteren, kräftigeren Gebilde: Sage, Heldensage, Nationalsage. Die von allen Vorgängern kurz und respektlos behandelte Epik, die sich um Karl den Großen schart, der eigentlich epische Zyklus der Nordfranzosen, erlebt erst durch ihn seine Auferstehung. Hier wird zum ersten Male jene Dreiteilung vorgenommen, die jetzt die selbstverständliche Grundlage jeder altfranzösischen Literaturgeschichte bildet: Chanson de geste (Volksepik) — höfische Epik — Versnovelle. Diese beiden Arten werden durch formale Verwandtschaft einander nahe und von jener, die ganz auf eigenen Füßen steht, weggerückt.

Uhland möchte seine Leser denselben Entwicklungsgang durchmachen lassen, der ihn selbst bei der Betrachtung dieser Poesie geläutert hat. Zuerst sehen wir ja auch ihn willig in den Zauber der wunderreichen höfischen Romane versinken, mehrere große Gedichte dieser Art schreibt er ab und spielt mit dem Gedanken an ihre Herausgabe. Aber bei der Lektüre der Sammelhandschriften fallen in diese helle, zierliche poetische Welt riesenhafte dunkle Schatten, im Hintergrunde dieser liebenswürdigen Zeit tut sich eine ernste und große Heroenwelt auf, die ihm nicht ganz klar und greifbar wird, deren Auswirkung aber auch in der späteren, verblaßten Form von der Wucht und Bedeutung der alten Originalwerke einen erhabenen Begriff gibt.

Nur wenige echte Vertreter altfranzösischer Volksepik hat er in Paris kennen gelernt. Die drei bedeutendsten Gedichte des Karlskreises schliesen damals noch ihren jahrhundertelangen Schlaf, Uhlands geistiges Auge jedoch hat sie gesehen: Es mußte eine sehr alte Erzählung von Karls

des Großen Reise nach Jerusalem gegeben haben, dann ein kraftvolles Gedicht vom Helden Fierabras und vor allem ein Rolandslied, dessen Bestehen sich durch seine literarischen Ausstrahlungen bis zur Evidenz erheben ließ.

„Von Roland sang er und manchem frommen Held“ — so berichtet Uhlands Gedicht kurz nachher von seinem Balladenhelden Taillefer. Die Kunde von diesem Schlachtgesang entnahm er einem altfranzösischen Chronisten, die Stelle ist übrigens allen Literaturkundigen der Zeit bekannt gewesen. Dennoch war es eine bahnbrechende Entdeckung, als Uhland das Vorhandensein einer alten Chanson de Roland erst nachwies. Denn für ihn war sie ein Epos. Nicht bloß einzelne, sangbare Lieder der Art, wie sie Taillefer gesungen hatte, liefen im Volke um, sondern sie wurden fortgebildet, erweitert und allmählich zum Epos gedehnt. Von jenem kurzen Rolandsliede, das in der Schlacht bei Hastings ertönte, hat zweifellos der Weg zu einem großen, auf dieser volkstümlichen Liedertradition beruhenden und sie zu Tausenden von Versen aufschwellenden epischen Gedichte geführt, das den eigentlichen Kern und Glanzpunkt der französischen Poesie des 11.—13. Jahrhunderts gebildet hat. Das Lied = Eposproblem, das später auf deutschem Gebiete durch Uhland eine so entscheidende Förderung finden sollte, ist schon 1811 für Frankreich glänzend von ihm gelöst worden, und nach Jahrzehnten erst kam ihm die zünftige Romanistik langsam nachgehinkt. Auch die Ermittlungen über Stil, Vers und Vortragsweise wurden von vielen späteren altfranzösischen Gelehrten erst ganz neu wieder angestellt. Man kann hier wohl von einer wissenschaftlichen Intuition sprechen, die Uhland seiner Zeit so weit vorausgeführt hat.

Diese erste gelehrte Arbeit ist ihm übrigens nicht leicht geworden. Das Tagebuch lehrt, wie oft die kurze Studie umgegossen werden mußte. Dennoch ist die lichtvolle

Anlage der wissenschaftlichen Aufsätze aus der Reisezeit hier zu vermissen. Die zwei Hauptteile — 1. Stoff und Stil der *Karlsepik*, 2. ihr historisches Werden und ihre Abgrenzung gegen andere Gattungen — folgen sich in schroffer Übergangslosigkeit und sind im einzelnen äußerlich doch nicht genug geschieden. Gelegentliche Exkurse sind als solche nicht gekennzeichnet und wirken daher leicht verwirrend. Gleichviel: was Uhland will, das versteht man und folgt seinen knappen aber zwingenden Demonstrationen gerne.

Die bloße wissenschaftliche Darstellung und die Versicherung, daß hier große poetische Kunstwerte neu zu entdecken seien, genügt Uhland aber auch hier nicht. Der Leser soll in der Lage sein, die Probe aufs Exempel zu machen. Er soll sich selbst von dem altertümlich herben Geiste dieser Poesie anwehen lassen. Da gilt es aber noch ganz andere Treue und Stilechtheit als beim Märchenbuche. Zwei Epen hat er als Übersetzer in Angriff genommen. Als Bekker ihm nach Tübingen Exzerpte aus den *Haimonskindern* schickte, da scheint die lebenswürdige Naivität dieses altertümlichen Werkes so bei ihm eingeschlagen zu haben, daß er sich sogleich an die Übertragung machte. Leider ist er da nicht weit gekommen. Viel beträchtlicher ist, was er aus dem *Girart de Viane* unter dem Titel *Die Belagerung von Viane* übersetzt hat. Er gab die Eindeutschung von etwa 1000 Versen seinem Aufsatze bei. Auch hier strenge Simplizität, diskretestes Archaisieren, wörtliche Treue. Dennoch kommt ein sehr anmutiges Ganze zustande.

Der Romanist Uhland besteht mit vollen Ehren, wenn man Vorlage und Übersetzung vergleicht. Allerdings sind seine Texte allesamt nicht „schwer“ im herkömmlichen Sinn, und lexikalisch sah er sich durch Roqueforts vor kurzem erschienenenes altfranzösisches *Glossaire* trefflich unterstützt.

Dennoch flößt es Achtung ein, daß er auch den letzten Feinheiten seiner Vorlagen in der Regel gerecht zu werden versteht.

Auf eigene Weise ließ er die wissenschaftlichen Funde des Aufsatzes auch in der eigenen Poesie weiterwirken. Die postulierte Karlsreise, das Rolandslied konnte er nicht übersetzen. Hätte ihm das Glück diese nur mit dem geistigen Auge erschauten Glanzstücke der altromanischen Poesie tatsächlich in die Hand gegeben, er wäre auch darin sicherlich ein Vorläufer von Wilhelm Herz geworden, der ihm mehr als vierzig Jahre später das erste deutsche Rolandslied noch hat widmen dürfen; so aber schuf er kurz nach dem Erscheinen des Aufsatzes ein originales Gedicht von Kaiser Karls Meerfahrt und schickte seinen Lieblingshelden Roland als halberwachsenen Knaben auf selbst-erfundene Abenteuer aus.

Außerlich hat Uhland an dem Aufsatz nicht viel Freude erlebt. Das Exemplar der Fouqueschen Musen, in dem er 1812 erschienen ist, mußte sich der Verfasser zu seinem Verdruß selbst kaufen. Zwei Rezensionen, die zu seiner Kenntnis kamen, konnten ihn nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Publikation im ganzen ohne Eindruck blieb. Erst fünfundsanzig Jahre später hat die Abhandlung, bisher nur mit schmalem Lobe bedacht, in Ferdinand Wolf einen verständnisvollen Bewunderer gefunden. Allmählich stellte sich auch dünne Anerkennung von französischer Seite ein.

Die Studie blieb Uhlands einzige Betätigung auf romanistischem Gebiet. Als er nach zwanzig Jahren vom Katheder herab aufs neue über diese Dinge handelte, waren Rolandslied und Karlsreise keine Postulate mehr, sondern Wirklichkeiten. Aber Uhland fühlte sich der Forschung ferngerückt und fand seinen Aufsatz veraltet, so daß er auch die Erlaubnis zu dessen Wiederabdruck beharrlich





## 5. Kapitel

### Während der Befreiungskriege

Am 14. Februar 1811 pochte es nachts 11 Uhr an die Türe des Hauses in der Hafengasse. Der Onkel Doktor ging hinab, um zu öffnen, und sein Nefse Louis stand vor ihm. Eltern und Schwester wurden aus dem Schlaf aufgestört. Neugierig genug mochten sie ihn mustern, wie wohl das französische Wesen und die weltstädtische Erziehung bei ihm angeschlagen habe. Am nächsten Tage stellten dann die Schwester und die drei Bäschen aus dem Oberstocke zweifellos fest, daß der Louis noch der Alte sei, wortkarg und trocken; die Eltern ihrerseits sahen mit derselben Beruhigung wie schon der Onkel Hofer in Karlsruhe seine solide Festigkeit von der französischen Windbeutelei in keiner Weise angekränkt. Ganz derselbe war er zurückgekehrt, und doch ein anderer. Menschlich und künstlerisch hatte die Reise starken erziehenden Ertrag abgeworfen.

Zunächst versteht er jetzt, die Augen aufzutun. Man muß einmal lesen, wie er seinem Freunde Bekker das Straßburger Münster schildert, wie er die imponierenden Maße des Äußeren, den Stimmungszauber des Inneren zu erfassen weiß. Solche Farben und Töne hat er in seinen ersten Briefen aus Paris nicht gefunden. Er bringt weiterhin neue Maßstäbe mit, die Kunsteindrücke der Weltstadt haben ihn Ansprüche erheben lehren. Wie ein stillloses Glasfenster des großen Münsterbaus, so tadelt er in Karlsruhe eine Operaufführung, deren Mittelmäßigkeit ihn

peinlich berührt. Uhland ist kein Kleinstädter mehr, die acht Monate Paris haben genügt, den engen Schwabenhorizont zu weiten, ihn kritischer und anspruchsvoller zu stimmen; auf diesen Gebieten ist er es geblieben.

Der Zweck der Reise war für die Mutter freilich ein minder tiefer, ein merkbarer gewesen. „Ich vermisse sehr das Außerliche an Dir,“ hatte sie ihm nach Paris geschrieben, „das zwar Nebensache ist, aber um fortzukommen, einmal erwartet wird . . . Du solltest was in Dir ist auch anderen ohne Prahlerei mehr zeigen können . . . Diese Außenseiten wirst Du den Franzosen ablernen können.“ Als der weltmännisch zugeschliffene junge Kavallerier, den sie erhoffte, kehrte der Sohn nicht zurück; dennoch hatten seine äußeren Formen ohne Zweifel stark gewonnen. Daß Uhland schüchtern sei, ist eine Beobachtung, die auch nach der Pariser Reise noch stets gemacht wird, die Klagen über Mangel an äußeren Manieren vermindern sich aber. Er hat nicht umsonst bei Gesandten verkehrt, bei Berg und Frascati gespeist. In der früheren Zeit haben wir ihn reichlich ungehobelt zu denken, beklagt sich doch die Mutter über seine plumpen Kraxfüße, über seine Unmanier, die Nägel zu kauen. Auch etwas menschen scheu mag er gewesen sein. In Paris hat er gelernt, sich anzuschließen, und wenn wir sein Tagebuch aus jener Zeit nachlesen, so begegnet eine bunte Fülle von Namen neuer und alter Bekannter.

Bisher ist er im wesentlichen ein Freund seiner Freunde gewesen, jetzt folgt er der Mahnung des Vaters und sucht Familienzirkel auf, wo seine Frauenhände weiter glättend wirken können. Das Haus des Professors Schrader und seiner lebenswürdigen poesiegeneigten Gattin öffnete sich ihm, und hier wie bei dem Hofgerichtsadvokaten Dr. Hehl wurde ihm ein ganz neuer geselliger Mittelpunkt vertraut: der Teetisch. Der Freundeskreis



wetteiferte in dessen poetischem Preis, Uhland aber schlug alle aus dem Felde mit seinem duftigen L e e l i e d , das ihn einer bis dahin ungewohnten Urbanität fähig zeigt. Er selbst freilich, so gesteht er hier, hat die Wunder des holden Getränkes an sich noch nicht verspürt, er bleibt solideren Genüssen treu. Auch diese haben ihren Sänger in ihm gefunden. Er weiß der schwäbischen Mezzelsuppe poetische Reize abzugewinnen, und sein frisches Trinklied *W i r s i n d n i c h t m e h r b e i m e r s t e n G l a s* gibt ein lebensvolles Bild der Schoppengesellschaft, die er damals gerne besucht hat. Man pflegte da wacker zu trinken, aber in belebten Gesprächen erfuhren auch die großen Fragen der Gegenwart und der Menschheit überhaupt eindringende Erörterung. Das Bedürfnis dazu war in Uhland rege geworden. Er besucht wieder das Tübinger Kasino und öfter gesteht das Tagebuch, daß er getanzt hat. Selbst Mädchen-namen tauchen bisweilen auf; auch in dieser Hinsicht hat er gelernt, die Augen offen zu halten. Auffallend häufig begegnet in seinen verschwiegene[n] Aufzeichnungen Sophie Schott, die Schwester jener Jugendbekannten Caroline, die ihm danach nicht ganz gleichgültig geblieben sein kann.

Manche erfreuliche Bekanntschaft fällt in jene Monate; aber der eigentliche Freund und Vertraute geht ihm ab, Kerner und Mayer waren nicht zu ersetzen, und auch das nahe Verhältnis zu Bekker hatte ihn verwöhnt. Daher mag es kommen, daß die Klagen über Einsamkeit und dadurch gewecktes Mißbehagen, ja über Bangigkeit und Skrupel hier und da wieder auftauchen. Aber beherrschen läßt er sich von diesen Stimmungen nicht mehr, mehr als je hat er gelernt, sich selbst in strenge Zucht zu nehmen. Hier gerade scheiden sich jetzt Kerners und seine Wege. Die weiche höltnisierende Wehmut konnte man den Jünglingen zugute halten. Jetzt, da sie Männer waren, mußte sich zeigen, ob wirkliche innere Unbeherrschtheit, ob vorüber-

gehende Seelenkrisen diese Haltung erzeugt hatten. Bei Kerner ergab sich, daß die vordringliche Neigung zum Jammern und vagen Sehnen keineswegs bloße Jugendfrankheit war, sondern als unabstreifbare Unart der Persönlichkeit anhaftete. Auch als er 1813 sein Ricksle endlich heimgeführt hat, warten die Freunde vergebens auf den Durchbruch des strahlenden Glücksgefühls, die Molltöne herrschen nach wie vor in seinen Briefen. Uhland stößt sich nunmehr an einem Gebahren, das ihm früher selbst nicht allzu ferne gelegen hatte: „Wahrhaftig, Du willst Dich nicht aus Deiner Niedergeschlagenheit erheben. Glaube ja nicht, daß Du allein der Traurige bist, und daß jene Schmerzen Dir allein zugehören. Welches edlere Gemüt kennt sie nicht? . . . Warum sind die beschränktesten Menschen die zufriedensten und lächeln die Simpel immer? Weil die Erkenntnis des höheren Lebens, die Poesie, fehlt, die das schale, niedere Leben vernichtet; nein, nicht vernichten soll sie es, läutern. erheben!“

Uhlands Poesie ist seit Paris erstarrt wie seine Persönlichkeit. Die bedrückende Abhängigkeit von Stimmung und Beschäftigung, der enge Subjektivismus wird überwunden. Aber auch hier ist vor allem die Weitung seines Blickes zu bestaunen. Barnhagen hatte vor der Reise ganz richtig herausgeföhlt, daß Uhlands Dichtung nicht höher steigen könne, „bis nicht seine Umgebung und sein Anschauen ihm verändert wird.“ Die ungeahnt herrliche neue Stoffwelt, die sich dem Pariser Bibliotheksbesucher erschlossen hat, bringt es zunächst mit sich, daß der typische Stoffhunger des jungen Dichters für lange Jahre gestillt ist. Statt der früheren Sterilität nun mit einem Male ein Überreichtum an Sujets und Plänen, die längst nicht alle zum ersten Entwurfe gedeihen. Er braucht von jetzt ab nur in die Fülle seiner literarischen Vorratspeicher hineinzugreifen, und er findet poetische Kost aller Art aufgestapelt. Aber

der Gewinn war nicht nur stofflicher Art; Uhland hatte Einblick getan in eine ganz neue Stilwelt, und das heilte ihn dauernd von der Einseitigkeit, der wir ihn verfallen sahen. Halbpoeten vom Schlage Tiecks und Löbens hätten sich ohne Zweifel zum getreuen Echo der neu an ihr Ohr schlagenden Töne erniedrigt. Bei Uhland begegnet nur höchst spärlich einmal eine Spur altfranzösischer Diktion; aber er hat gelernt, daß körnig, volksmäßig, vorzeitgetreu dichten nicht so viel heißt wie dem Wunderhorn oder Heldenbuch unfrei nachstammeln.

Welch ein Hochgefühl muß es für ihn gewesen sein, als er merkte, daß der dichterische Prozeß sich in ihm jetzt ganz anders vollzog als ehemals! Früher ein oft resigniert hindämmerndes Harren auf Inspiration — jetzt ein genialischer Trieb, ein Müßsen, mächtiger als alle nüchternen Berufsgeschäfte. Es überfällt ihn, er weiß selbst nicht, von wannen es kommt und braust: „Gewaltsames und instinktmäßiges Vordringen der Poesie, unter ganz fremdartigen Beschäftigungen, wie ich mir das Verfallen auf dieses Gedicht — das Märchen *La belle au bois dormant* — durchaus nicht zu erklären weiß“ — so begrüßt das Tagebuch den ersten Reim zu dem liebenswürdigen romantischen Glaubensbekenntnisse, das er in der letzten Tübinger Zeit dichten durfte.

Als er es schuf, da war bereits ein Unternehmen im Gange, das der literarischen Welt von dem Seitentriebe Kunde geben sollte, den die Romantik in Schwaben hatte hervorsprißen lassen.

Auf der Heimreise von Paris hatte Uhland Kerner wiedergesehen; durch Regen, Wind und unwegsame Schwarzwaldtäler war er getreulich nach Wildbad gewandert, wo der Freund als Amtsarzt hauste. Da war endlich der Plan zur Reise gediehen, dessen Ursprung schon Jahre zurücklag. Übermals sollte ein schwäbischer Musen-

almanach den bisher überwiegend norddeutschen Unternehmungen in friedlichem Wettbewerbe zur Seite treten. Den gemeinsamen Feinden im plattistischen Lager galt der Feldzug; ehemals war denn auch weitgehende Verwertung des Sonntagsblattes geplant, der Aufsatz über das Romantische sollte nach Schwabs Vorschlag die Einleitung abgeben; 1809 bereits hatte Kerner einzelne Schattenbriefe, Uhlands Oktoberbrief und den „Bären“ für das Unternehmen bestimmt.

Als der *P o e t i s c h e A l m a n a c h* auf 1812 ans Licht trat, trug er doch ein wesentlich anderes Gesicht. Er enthielt fast nur Gedichte; denn es waren von allen Seiten lyrische Gaben geflossen. Den Verlag übernahm ein Jugendbekannter Kerners, Braun in Heidelberg; Kerner hatte ihn freilich im Verdacht der heimlichen Plattisterei. Freude hat der Buchhändler an dem Unternehmen jedenfalls nicht erlebt, er klagte viel über den schlechten Absatz und wollte sich auf einen zweiten Jahrgang nicht einlassen. Als Herausgeber zeichnete Justinus, Uhland hatte sich eigens verbeten, daß sein Name auf das Titelblatt komme. In Wahrheit hat er aber dem saumseligen und geschäftsunkundigen Freund einen großen Teil der Arbeit abgenommen und treulich über das Wohl des Almanachs gewacht. Auf ihn geht auch die nicht sehr glückliche Anordnung zurück, die Themata und Gattungsbezeichnungen unorganisch mischt. Wie einst bei Sedendorff, so sollten auch hier ältere „romantische“ Gedichte eine besondere Würze abgeben. So spendete Uhland Übersetzungen aus dem Altfranzösischen und Spanischen, Congz englische Balladen, ein paar Volkslieder wurden eingereicht, und am meisten begeisterten sich die Freunde damals an einigen süßlichen Gedichten Floridans, in dem sie erst später den Pegnitzschäfer Siegmund von Birken erkannten.

Gleichfalls wie im ersten Sedendorffschen Almanach

aber stellen Uhlands Gedichte die eigentlichen Wertstücke der Sammlung dar. Er will bescheiden seinen Reichtum mehr dem Freundestreise als sich selbst zum Ruhme gedeihen lassen und tritt daher in drei Gestalten auf: als Ludwig Uhland, als —d und unter dem schönen Decknamen Volker. Der Rosenkranz, Junker Rechberger, Graf Richard und vor allem der Gute Kamerad traten hier zuerst ans Licht. Der Dramatiker debütierte schüchtern mit ein paar Szenen aus Schildeis. Auch Kerner spendete Balladen und den ewig frischen Wandersang. Aus dem alten Freundestreise ließ sich am bedeutsamsten Heinrich Röstlin vernehmen, dessen Lyrik zarte novalistische Töne der Sehnsucht und Resignation findet und am liebsten in tiefsinniger Naturbelebung verweilt. Aber auch der parodische Humor ist ihm treu geblieben, wie vor allem das lebenswürdig altmodische Gedicht beweist: „Auf dem Eise, in dem Schnee denk' ich dein, o Galathee!“ Hinter Rölles Präntationen stehen wie gewöhnlich keine entsprechenden Leistungen. Als Motto könnte man über diese gekünstelten und unselbständigen Versuche seine eigenen Verse setzen: „Er möchte gern, er kann's nicht sagen, ein trockener Reim lohnt seine Müh'.“

Um so wichtiger ist die Belebung, die die Tübinger Poesie durch zwei neu hinzugekommene Freunde fand. Als Uhland aus Paris zurückkehrte, trat er zwei jungen Studenten nahe, die bereits zu ihm als dem Meister ehrfurchtsvoll aufblickten. Der eine war Karl Mayers jüngerer Bruder August. Ein frischer junger Mensch, mannigfach begabt und eine echte Künstlernatur. Sein frühes trauriges Ende mag zur Nachsicht gegen seine wenig ausgereiften poetischen Leistungen stimmen. Er ist nicht sehr fruchtbar und wenig selbständig, aber manchmal trifft er für seine lebhaft empfindung doch den Ton, der bei anderen mitschwingen muß. Gänzlich mißraten ist

sein Versuch, in einem Romanzenansatz Uhlands archaischen Vorzeitstil nachzubilden: „Auf Knapp, auf, erwache Schläfer, saddle schnell mein schwarzbraun Rosse.“ Das Beste, was er zu bieten vermochte, ist zweifellos in den Almanach eingegangen. Er huldigte übrigens außer der Poesie noch einer anderen Göttin, die ein formschönes Sonett mit jener wetteifern läßt: der gewandte junge Komponist hat als erster zu des Dichters vollem Beifall den Guten Kameraden in Musik gesetzt.

Anders als dieser früh geschiedene, durch ein herbes Geschick aus der Bahn gerissene junge Künstler wirkt auf uns die allzeit zufriedene, glückesättigte, zu reifer Entwicklung und hohem Ansehen gelangte Persönlichkeit seines Schulfreundes Gustav Schwab. Schon 1810 hatte Uhland mit Wohlgefallen ein Sonett von ihm in die Hand genommen; in diesem bild- und schmieg samen, aber grund- anständigen und ehrlichen jungen Menschen erwuchs ihm der erste und treueste Schüler. Zumal der Balladendichter Schwab ist ohne Uhlands Vorangang nicht denkbar, es kam sogar vor, daß der jüngere sich kocklich an einen Stoff heranmachte, den der reifere Meister als zu schwierig beiseite gelegt hatte. Unsympathische Selbstüberschätzung war aber im allgemeinen die Sache des stets erfolg- gekrönten Poeten nicht. Er rang ehrlich, wengleich ohne Gelingen um die „echte lyrisch-romantische Empfindung“, und sah bisweilen recht wohl ein, daß ihm das Letzte und Tiefste zum Dichter fehle. Das hielt ihn aber nicht ab, da- mals und noch Jahrzehnte länger, als Uhland längst ver- stummt war, munter drauflos zu reimen und seine un- bezweifelte Formgewandtheit auch zu gelegentlichlichen Zwecken immer wieder zu mißbrauchen. Persönlich bildete er zu Uhland den größten Gegensatz, er war immer auf- geschlossen und zutraulich, von herzlicher Liebenswürdig- keit gegen jedermann, aber ohne sich etwas zu vergeben;

denn als Sohn eines gewandten und auch bei Hofe angesehenen Weltmannes wußte er die Formen tadellos zu beherrschen und selbst in der altmodisch steifen Lübinger Stifflertracht eine elegante Figur zu machen. Der Spitzname „der Abbé“, den man ihm anheftete, war somit gerechtfertigt. Bei alledem war er aber ein harmlos reines Gemüt mit guten Kinderaugen und von einem unzerstörbaren Glauben an Gottes gütiges Weltregiment beseelt.

Im Almanach trat er noch nicht mit durchschlagenden Leistungen hervor. Er sollte sich in weiteren Kreisen, namentlich in Norddeutschland, erst später, durch seine 1815 unternommene Bildungsreise, bekannt machen.

Die Sammlung von 1811 war sonst vorzüglich geeignet, die Brücke zwischen nord- und süddeutscher Romantik zu schlagen. Uhlands und Kerners Reisen hatten poetische Freunde geworben, die gerne ihr Scherflein beitrugen. So begegnen im Almanach Gedichte von Chamisso neben präziös geschraubten Stücken Barnhagens, und auch drei dichterische Frauen lassen sich hören: Rosa Maria, Barnhagens Schwester, Amalie Weiße, Kerners Hamburger Freundin, und Helmina von Chézy, an der Uhland in Paris vorbeigegangen war. Von Rosa Maria fühlte er sich am meisten gefesselt: Kerner schwärmte viel von ihr; Uhland scheint sie fast in der Weise seines Rudello zur Traumliebe erkoren zu haben, wenigstens glaubte er sich einmal im Schlafe von dem reichen Haare der nie Gesehenen umstrickt. Nach Kerner wäre Rosa Maria die richtige Frau für den trockenen Freund gewesen, und er suchte zwischen beiden zu vermitteln.

Ertragreicher gestaltete sich aber das Verhältnis zu zwei norddeutschen Dichtern, die hier mit mäßigen poetischen Gaben aufwarteten: zu Graf Löben und zu Fouqué. Wir betrachten beide heute als affektierte Zerrbilder romantischer Poesie; jene Zeit und vor allem der schwä-

bische Kreis urteilte anders. Zu Löben freilich gestaltete sich Uhlands Verhältnis nicht eben herzlich. Beide achten sich, ohne daß die grundverschiedenen Naturen und Ansichten eine Annäherung ermöglichten. Dem Versuche, den anspruchsvollen Orient- und Südländschwärmer in seine deutsche Vorzeitwelt einzuführen, danken wir die aufschlußreichsten poetischen Selbstbekenntnisse Uhlands aus jener Zeit.

Fouqué hatte dazumal den Gipfel seines dichterischen Schaffens und Ruhmes erklommen. Vorzeitgedichte, -erzählungen und -dramen lösten sich in schneller Folge ab. Von der Höhe des lieblichen Undinenmärchens und des in Einzelheiten packenden Zauberrings sank er aber schnell herab, ohne daß seine Verehrer dessen zunächst gewahr werden mochten. Kerner und selbst der geistreiche Röstlin überbieten sich ihm gegenüber in Ausbrüchen des Entzückens: „Fouqué ist fast mehr als ein Mensch!“ — und auch aus Uhlands trockenen Tagebuchnotizen schlagen die Funken der Begeisterung. Daß ihn persönlich sehr vieles zu Fouqué hinziehen mußte, verstehen wir. Das Verhältnis zu dem freiherrlichen Poeten pflegt aber in den Uhlandbiographien beharrlich falsch dargestellt zu werden. Nur innere Verwandtschaft, nicht äußere Abhängigkeit hat ein so ähnliches Bild hervorgerufen, wie es beider Poesie tatsächlich eine Zeitlang bietet. Uhland hat erst um 1810 nähere Bekanntschaft mit den Werken des Norddeutschen geschlossen; seine Siegfried- und Rolanddichtungen sind unabhängig von denen des Vorgängers, wie die beiden zu gänzlich verschiedener Zeit auf den Alboinstoff verfallen sind. Die Ähnlichkeit ist namentlich dadurch hervorgerufen, daß beide sich zumal in ihren Anfängen zu Vorbildern bekennen, die den sonstigen Romantikern fremd bleiben, zu Ossian und Sarg. Sie lassen, jeder für sich, ein nebelig trübes nordisch-deutsches Altertum erstehen. Fouqué aber



kennt keinen Fortschritt von diesem erträumten zum wahren Mittelalter, er bezieht nur immer weitere Völker und Länder in sein erfonnenes Vorzeitbild herein, während Uhland aus echteren Quellen immer echteren Vorzeitgeist in sich aufnahm. Ein merkwürdiges Verhältnis: Fouqué ist Edelmann und Krieger, Uhland die unkriegeriſchſte Bürgernatur. Dennoch bietet dieſer innerlich wahre Ritterfiguren auf, findet unmittelbar echte und eingängliche Töne zur Kennzeichnung der in Wort, Tat und Empfindung kräftig ſchlichten Naturen. Jener kennt nur affectiertes Altertümeln der Rede, unreal übertriebene Kraftleistungen, läppiſch geziertes Minnetreiben. So auch in dem ſtilloſen Machwerk, das er für den Almanach ſpendete, der „Abenteu- re“ Das Schlachtfeld.

Herbſt 1811 iſt das Gedichtbändchen erſchienen und hat bald ſeine Wirkung getan. Die Morgenblätſler waren geteilt, Haug verſtieg ſich zu einem Lob. Die Jenaer Literaturzeitung ſcheidet ſcharffinnig zwiſchen Uhland, deſſen Talent durch Spielerei verdorben ſei, — d der mit Geſchmack überſetze, und Volker, der keine übeln Gedanken und Geiſt verrate. Ein anderes Journal verheißt, daß die beiden ſtreitenden Parteien auf unſerem verwilderten Parnaß dieſen Muſenalmanach als ein Wort des Friedens annehmen werden, wenn ſchon manches zu ſehr der romantiſchen Schule anzugehören ſcheine. Im ganzen konnte man mit der Aufnahme zufrieden ſein. Dorothea Schlegel ſchrieb an Juſtinus einen hübschen Brief, in dem es heißt: „Es ſind ſehr liebe Gedichte darin und das Ganze duftet und tönt recht aus der Fülle der Jugend.“

Bald häufte ſich das Material zu einem zweiten Bändchen. Uhland „trommelte“ die Mitarbeiter fleißig zuſammen und fühlte ſich reich belohnt dadurch, daß der zweite Almanach ſich weit „eigener, romantiſcher“ darſtellte. Er ſollte den Plattiſten tüchtig zu ſchaffen machen.

Braun hatte denn auch diesmal den Verlag abgelehnt, nach längerem Umhersuchen fand es sich, daß das Gute ganz nahe lag und Osiander in Tübingen zur Herausgabe bereit war. Uhland hatte als Titel erst, im Anschluß an einen Lyriker des 17. Jahrhunderts, „Deutscher Gedichte Frühling“ vorgeschlagen, schließlich aber wurde ein *D e u t - s c h e r D i c h t e r w a l d* daraus.

Zweifellos ist er bedeutender als sein Vorgänger. Es herrscht mehr Einheitlichkeit, die aber keineswegs zur Eintönigkeit wird. Kerner, Fouqué und Uhland gaben den Ton an, durch ihre Beiträge ist im wesentlichen ein Balladenalmanach zustande gekommen. Uhlands *Freie Kunst*: „Singe, wem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterwald“ bildet den denkbar besten und frischesten Eingang. Kerners Stücke bringen in die Balladenreihe zuweilen einen etwas trüben Klang, aber Uhlands *Tailleser*, *Roland* und *Karls Meerfahrt*, Fouqués vielbewunderte *Burg Wolmarstein*, sein *Graf von Lippe*, sein *Wahnsinniger* sind auf einen schlicht würdigen kraftvollen Ton gestimmt. Eine nicht unerwünschte Abwechslung bringen die formgewandten, mit anspruchsvollen äußeren Mitteln arbeitenden Gelegenheitsdichtungen Schwabs und Barnhagens und die geistreichen, wenngleich gelegentlich etwas präventiösen Epigramme H. Köstlins. Besonders hohen Gewinn sahen die Herausgeber aber in der Mitarbeit dreier junger Lyriker, die neu in diesem Kreis erschienen.

Wir teilen die herzliche Freude Uhlands über die Mitarbeit *Eichendorffs*, der, durch Loben herbeigeführt, sich hier unter dem ehemals auch Uhland geläufigen Decknamen *Florens* verbirgt. Er hat nur zwei Lieder gespendet, aber sie sind Perlen der Sammlung: „In einem fühlen Grunde“ und „Heimkehr“. Für das große und eigenartige Talent eines zweiten, neu hinzugetretenen Heidelberger Poeten ist Uhland kein Wort des Lobes zu

hoch. Das ist Karl Thorbecke, der Dramatiker und Lyriker. Seine Almanachsbeiträge und sonstigen Gedichte (gesammelt 1814), die Uhland zweifellos stark überschätzt, zeigen eine seltsam zähe Sprödigkeit in Gedanken und Form. Der offenbar ernste und schwerblütige Mensch fühlt das Bedürfnis, in die frischen Töne des Freundeskreises einzustimmen, aber sie bleiben ihm gewissermaßen in der Kehle stecken. Er weiß vielerlei zu sagen, ist ein Grübler und tiefempfindendes Gemüt. Es fehlt ihm auch nicht an Zartheit, vor allem im Liebesgedicht, an geistvoller Bildlichkeit, aber durchaus an Anschaulichkeit und gefälliger Darstellungskunst.

Doch wirkt, was er bietet, noch erfreulich und stilgerecht im Sinne der sonstigen Haltung des Almanachs neben den Beiträgen David Affings oder Affurs, eines norddeutschen Mediziners, der den Freunden von Tübinger Studententagen her persönlich bekannt war. Er wird als „der gefühlvollste und beste Mensch“ geschildert; ein sentimentaler Schwärmer, aber voll unmäßiger Paradoxien sucht, ein Melancholikus, der „die Welt abscheulich trübe ansah“. Noch über Kerner hinaus war er, oft zur Belustigung der Freunde, ein Virtuose im Jammern und Schwarzsehen. All das prägt sich in ungesunder und unsympathischer Weise auch in seiner Lyrik aus, deren Überhitztheit zeigt, daß hier ein recht nüchternes Empfinden gewaltsam in die Höhe geschraubt und in aparte dichterische Form gegossen werden soll. Er ist übrigens später der Gatte Rosa Marias und ein beliebter Arzt in Hamburg geworden.

Die Aufnahme auch dieses Almanachs war ganz herzlich, wengleich praktische Männer vom Schlage Karl Kerners den Kopf schüttelten und General Theobald das „unkörnige Gewinsel“ als unzeitgemäß verdammt. Die Ausfälle gegen Plattisten- und schales Rezensenten-

tum fanden nur matten Widerspruch. Ein Rezensent in den Erholungen wünscht, der Herausgeber möge die Leser künftig immer tiefer in den deutschen Dichterwald hinein-  
führen; sein günstiges Urtheil gründet sich zumal auf Uhlands Gedichte, aus denen ihm „eine liebliche Musik frischer, lebendiger Töne entgegenweht“; aus den erzählenden Gedichten „schwimmt die alte Heldenzeit in all ihrer wunderbaren Kraft und Herrlichkeit rein und wohlgestimmt dem Hörer zu Gemüte“. Uhlands Name hatte mithin einen guten Klang erhalten.

Doch — wir machen denselben Fehler wie er selbst; wir sprechen immer nur von dem Dichter und hätten doch zu allererst fragen sollen, wie sich denn der Pariser Reisende in seinen Brotberuf einzuarbeiten versuchte! Uhland mußte sich zum Eintritt in die Advokatenpraxis entschließen. Man darf sich die äußeren Funktionen des damaligen Rechtsanwaltes nun aber nicht so vorstellen, wie sie heute sind, sonst möchte man Persönlichkeit und Beruf für noch weniger einstimmig halten, als sie in Wirklichkeit waren. Ein öffentliches Auftreten vor Gericht, bei dem die Kunstmittel der Beredsamkeit spielen und unter Umständen die mangelnden sachlichen Vorzüge einer Angelegenheit ausgleichen konnten, gab es nicht, es ging alles auf dem Aktenwege vor sich. Das machte die Arbeit aber natürlich lebloser und eintöniger, fesselte den jungen Advokaten sehr an die Stube. Der Vater, einst selbst Hofgerichtsadvokat, stand dem Anfänger treulich zur Seite.

Es ist natürlich schwer, sich einen genauen Begriff davon zu machen, ob Uhland viel zu tun hatte, ob er seines Amtes mit Erfolg waltete, ob er teure Rechnungen zu machen liebte und dergleichen. Am Anfang hat man den Eindruck, daß er nicht eben der Fülle der Arbeit erlag. Das konnte ihm recht und doch auch wieder nicht recht sein. Dann regte es sich allmählich in der Nachbarschaft, das

Tagebuch verrät denn doch eine gewisse Genugthuung, wenn neue Klienten erscheinen. Wir wissen von einem „fetten“ Prozeß in Keutlingen, den er nach neun Jahren schließlich verloren hat. Für eine Reise in die Nachbarstadt mit Ortsbesichtigung hat er sich einmal acht und einen halben Gulden berechnet. Interessanter ist die Frage, wie weit er sich bei seiner Arbeit persönlich gefesselt und in Mittheilenschaft gezogen fühlte. Er hatte einmal die Sache eines Brandstifters zu führen, und von der Verteidigung einer Landstreicherin, die ihre zwei Kinder hatte ertränken wollen, schreibt er an Bekker: „Ich habe dabei in einen Abgrund menschlichen Elends und Verderbens geschaut, daß ich mir's zum Gewinn rechnen müßte, wenn ich Tragödien schriebe.“ Ohne Empfindsamkeit verstand er solchen Ertrag seines Amtes zu nützen.

Im Laufe der ein und drei viertel Jahre aber, die er in Tübingen seine Advokatur betrieb, zeigte es sich, daß er doch keinen festen Boden werde fassen können. Voraussetzung für eine gedeihliche Praxis war eine Prokuratur, und sein Gesuch nach einer solchen — wir würden sagen: nach einem Notariate — wurde abschlägig beschieden. So hatte er das Gefühl, auf verlorenem Boden zu kämpfen.

Anderes kam hinzu, um ihn im Laufe des Jahres 1812 zu verwirren und zu quälen. Freilich waren es Nöthe, mit denen alle Welt zu kämpfen hatte. Aber wie Sieveking konnte auch er von sich sagen, daß er deutscher als je aus Paris zurückgekommen sei, und das war nicht der letzte Ertrag der Reise.

Die zwiespältige Stellung Württembergs mußte jedem national Empfindenden ein Argerniß sein. Der Krieg gegen Oesterreich 1809 und die Unruhen an den Landesgrenzen hatten viel Mannschaft gekostet. Jetzt rüstete Napoleon gegen Rußland, und der württembergische Vasall mußte Armeen aus der Erde stampfen. Seinen

Sohn, den späteren König Wilhelm, stellte er an die Spitze des neuen Heeres, Kerners Bruder Karl wurde Generalstabschef. Vor allem aber galt es, die Formationen selbst aufzufüllen. Bisher waren Honoratiorenjöhne und Studenten vom Militärdienste befreit gewesen. Jetzt wurden durch einen Willkürakt mit einem Male zweihundert Lübinger Studenten ausgehoben. August Mayer befand sich unter ihnen. Er trug tapfer sein unholdes Geschick, das ihn zwang, für eine ihm innerlich fremde Sache von der Pike auf zu dienen. Noch einen anderen Freund traf Uhland unter Waffen: Harpprecht, der Offizier geworden war und sich als begeisterter Anhänger Napoleons bereits im österreichischen Krieg ausgezeichnet hatte. Beide Freunde sah Uhland im Frühjahr 1812 der großen Armee folgen. August Mayer hat ein schönes Lied zum Abschied von der Heimat gedichtet, das die Schule Uhlands deutlich verrät:

Was deutet wohl der Trommelflang?  
 Der Fahnen Flug? Der Menschen Drang?  
 Hinaus ins Feld der Krieger zieht,  
 Die Waffe blinkt, die Brust erglüht.  
 Er zieht hinaus mit ernstem Schritt,  
 Rein legt Umarmen nimmt er mit.  
 Vorbei am Freund, am Liebchen muß,  
 Nimmt mit dem Blick den letzten Gruß.

Die „unseligen Ereignisse“ erschütterten auch Uhlands „wenig gesammeltes Gemüt“. Es war eine unheil-  
 schwangere Zeit, der Sommer 1812, in der man voll un-  
 bestimmter Ahnung eines Unglücks dahinlebte, wenn auch  
 bald prahlerische Siegesnachrichten einliefen und die Würt-  
 temberger ihren redlichen Anteil an Lorbeeren einheimsten.

Da, in der Zeit, als das Glück der großen Armee sich  
 unmerklich zu wenden und bergab zu rollen begann, trat

auch in Uhlands äußerer Lage ein Wechsel ein, der sich von heute auf morgen ergeben zu haben scheint. An Stelle der freien Advokatur tritt der Staatsdienst; der Antrag dazu wurde ihm wohl durch einen befreundeten Tübinger Professor. Er sollte, wie einst an der Pariser Gesandtschaft, so jetzt im Stuttgarter Ministerium unbeförderter zweiter Sekretär werden, mit der Hoffnung auf baldige definitive Anstellung. Mitte Oktober fuhr er nach Stuttgart und stellte sich dem Justizminister v. d. Lühe vor. Anfang Dezember erhielt er das Anstellungsdekret als Aktzeffist. Das bedeutete den wahrscheinlich endgültigen Abschied von Tübingen und dem Elternhause, der auf keiner Seite leicht genommen wurde. Doch war er ja auch in Stuttgart kein Fremder, als er dort am 16. Dezember seinen Einzug hielt.

Uhlands Erinnerungen gingen bis 1795 zurück, und seit dieser Zeit hatte erfolgreiches Aufstreben das Bild der Stadt nicht unwesentlich geändert. Der erste König trug viel vom Autokraten des 18. Jahrhunderts an sich, speziell von seinem Oheim Karl Eugen. Der Glanz der Hofhaltung erinnerte ebenso wie gewisse Härten gegen die Bevölkerung täuschend an die Epoche des Absolutismus. Trotz der ungünstigen Zeitläufte, der mannigfachen Belastung der Staatskasse und des bürgerlichen Geldbeutels tat Friedrich alles, um sein Stuttgart zu einem vornehmen, großstädtisch angehauchten Königssitz umzuschaffen. Indes war dieses Streben naturgemäß nicht so rasch zu erfüllen. Das gewünschte Gepräge wurde nur von wenigen Straßenzügen erreicht. Stuttgart zählte damals etwa 24 000 Einwohner, es zerfiel in eine Altstadt und zwei baulich noch gesonderte Vorstädte. Die alten Umwallungen zu beseitigen war die erste Aufgabe der baulichen Renovierung; 1812 waren aber erst die Gräben ausgefüllt und die Tore standen noch, genau wie im alten Tübingen. Selbst stolze Lokalpatrioten geben zu, daß die Privatarchitektur

in Stuttgart arg daniederlag, fast alle Häuser bestanden nur bis zum ersten Stockwerk aus Stein, darüber aus Fachwerk. Doch da ein gleichmäßig heller Anstrich Polizeivorschrift war, mag der Gesamteindruck solcher Altstuttgarter Straße leidlich freundlich gewesen sein. Vor zwei Jahren nun war die sogenannte Königstraße fertig geworden, der Stolz jedes Stuttgarters: endlich ein breiter regelmäßiger Straßenzug mit zum Teil sehr stattlichen Gebäuden. Andere Straßen gleichen Stiles befanden sich noch im Ausbau und mußten einstweilen wenigstens durch prunkende Namen die neue Ära anzeigen, so die Leimengrube, die sich in eine Friedrichstraße wandelte.

Der Umbau der Stadt schuf Raum zu schönen Spazierwegen. Der Schloßgarten und die sogenannten Oberen Anlagen, die sich zum Neckar hinzogen, waren erst vor wenigen Jahren fertiggestellt worden, und die reichlich vorhandenen Alleen und bepflanzten Wege ermöglichten einen anmutigen Rundgang um die Stadt. Die reizende weitere Umgebung hat sich Umland auf manchem Sonntagsspaziergang erschlossen.

Das Leben in den zum großen Teil doch noch winkeligen und schmutzigen Straßen der Stadt verlief still und anspruchslos. Ein Handels- und Industriezentrum ist Stuttgart nie gewesen und konnte es seiner ganzen Lage nach nicht sein. In jenen Jahren freilich mit ihren wechselreichen und einschneidenden politischen Vorgängen mag sich schon durch das durchziehende Militär ein lebhaftes Straßentreiben häufig genug eingestellt haben. Doch ging der Stuttgarter sehr zeitig zu Bette, trotzdem seit kurzem ein paar Hundert Ölhängelampen die Straßen nächtlich erhellten — „genau wie in Paris“, sagt ein selbstbewußter Führer durch Stuttgarts Merkwürdigkeiten von 1814.

Auch sonst wurde Umland hier mancherlei geboten, das ihn im Ernste mehr an Paris als an Tübingen ge-



mahnen mußte. Zuerst ein beachtenswertes Theater; erst 1811 war das ehemalige „neue Lusthaus“ Herzog Karls zu einem prächtigen Opern- und Schauspielhause umgestaltet worden. Uhlands Geschmack bewegte sich weiter in der Richtung, die er im Odéon eingeschlagen hatte: die neuen Spielopern italienischen Schlags, also auch Mozarts Hauptwerke, haben es ihm angetan, und man kann sich vorstellen, mit welcher Freude er die Schwester bei einem gelegentlichen Stuttgarter Besuch in die „Entführung“ mitnahm. Im Schauspiel war er ein seltenerer Gast.

Weit weniger Erfatz fand er für seine häufigste Pariser Betätigungsstätte: die königliche öffentliche Bibliothek, auch sie erst 1811 fertiggestellt, wies zwar schon die stattliche Bandzahl von etwa 200 000 auf, für Uhlands besondere Interessen aber bot sie wenig Ausbeute, zumal sie mit Handschriften dürftig ausgestattet war. Ergiebiger erwies sich die später eröffnete königliche Privatbibliothek, der der sogenannte Weingartner Koder der Minnesinger einverleibt werden konnte.

Das geistige Leben der Stadt durfte trotz der Anregungen durch Kunstgenuß und Sammlungen nicht als sehr rege gelten. Zwar gab es einige Häuser, in denen sich geistreiche und lebhafte gesellige Zirkel zwanglos zusammensanden. Im allgemeinen lebten aber gerade die gebildeten Kreise in jenen Tagen unter einem immerwährenden Drucke, der durch Bevormundung und Überwachung von oben herbeigeführt war. Jedes freie Wort in politischen Dingen war untersagt, und Politik interessierte doch einzig. Auch der Name „Deutschland“ war verpönt; die Zeitungen unterlagen strenger Zensur, so daß nur das Regierungsorgan und das harmlose Morgenblatt ein ungestörtes Dasein fristen konnten. Es ist zu begreifen, daß der Eintritt in diese dumpfige Atmosphäre auf Uhland nicht wohlthätig wirkte, und daß mit dem Beginne des

Stuttgarter Aufenthalt der Eindruck in ihm erst recht großgezogen wurde, daß er in einem despotisch regierten Staate lebe.

Uhland hat in seiner Stuttgarter Junggesellenzeit die Wohnung mehrmals gewechselt: Zunächst nahm er Quartier beim Weinhändler Bauder in der Königstraße, später ergab sich günstige Gelegenheit, in die Hohenstraße zu Geheimrat Schwabs, den Eltern des Freundes, zu ziehen. Am Anfang scheint er viel Ärger mit seinem Unterkommen gehabt zu haben, dazu von Heimweh gedrückt worden zu sein. „Wie das gequälte Herz sich nur vor Gott aufschließt,“ notiert dazu das Tagebuch. Wie später stets, so verschaffte er sich innere Erleichterung auf weiten Spaziergängen. In zwei Nachbarorten konnte er freundlichen Empfangs gewiß sein: In Schmiden waltete Onkel Hofer, der Bruder der Mutter, in Feuerbach ein Verwandter von der großmütterlichen Seite des Pfarramtes. Nach beiden Dörfern hat Uhland oft und gerne den Weg gefunden und Hofers Ableben 1813 in dem Gedicht *Auf den Tod eines Landgeistlichen* beklagt.

Auch in Stuttgart wohnten Verwandte, vor allem die Familien Haug und Harpprecht. Mannigfacher Freundesanschluß kam dazu. Zu Roser und Heinrich Röstlin, zu Hermann Gmelin und Jäger stellte sich das alte vertraute Verhältnis schnell wieder her. Von neuen Bekannten traten ihm vor allem drei nahe: *Albert Schott*, der Bruder jener einst vielleicht verehrten Karoline; „ein blühender Mann von feinen Manieren und ausgezeichnete Bildung“, die freilich einen in Paris erworbenen französischen Zuschnitt trug. Er war ein naher Berufskollege Uhlands, ein gesuchter Advokat und Prokurator, eine tüchtige und verlässige Persönlichkeit, die Jahrzehnte später in politischen Kämpfen bis zuletzt treu an Uhlands Seite ausgedauert hat. Fünf Jahre älter als der Freund,

scheint er sich ihm zunächst als Mentor und Berater nützlich gemacht zu haben.

Kam diese Freundschaft dem Juristen zugute, so sah sich der werdende deutsche Altertumskenner mannigfach angeregt durch einen jungen, allerdings frühem Tode geweihten Bibliothekar, *Weckherlin*, in dem er einen nicht minder gediegenen und dabei verständnisvolleren wissenschaftlichen Berater gefunden zu haben scheint als einst in *Roquefort*. Der Künstler schließlich kam zu seinem Rechte durch den Verkehr nicht gerade mit einem dichterischen Kollegen, aber mit einem jungen Zeichner, *Karl Gangloff*, einem Verwandten *Mayers*, der nach mannigfachen Fehlschlägen endlich mit königlicher Unterstützung bei *Danneker* geordnete Studien begonnen hatte. Leider war auch ihm nur eine kurze Lebensspanne gegönnt; schon im Mai 1814 ist der Vierundzwanzigjährige gestorben. Seinem Andenken sind Uhlands schönste Gelegenheitssonette gewidmet.

Nicht nur bei Spaziergängen und im Wechselgespräch auf dem engen Mietszimmer tritt Uhland den Freunden nahe, sondern seine gefelliger gewordene Natur liebt die anregenden größeren und kleineren Zirkel. Ein Musikfranz im Hause des Bärenkomponisten *Knapp* ward gerne besucht, bei *Schott* tat sich ein literarisches Kränzchen auf, in dem meist Griechisch gelesen wurde. Nach längerer Bewerbung erst öffnete sich Uhland der heitere „Schattenbund“, dessen zwanglose Abende ihn im Wirtshause zum Schatten mit *Roser*, *Schott*, *Gmelin* und vielen anderen vereinigte. Uhland scheint da zuerst zur Politik herangezogen worden zu sein. Doch ist von ihm auch manches heitere Lied zu Ehren der Gesellschaft angestimmt worden, vor allem das eine: „Ich weiß mir einen Schatten, da fließt ein kühler Quell, der stärket jeden Matten, der quillt so rein und hell.“

Uhland mochte wohl eine Ausrufe im erquickenden Schatten nach des Tages Last und Hitze verdienen; denn seine Amtspflichten wurden ihm sauer und nahmen den ganzen Tag in Anspruch. Nach Hause richtet er die Klage, daß er nur die abendlichen Stunden von neun bis zehn der Literatur widmen könne, er pflegte sie im Museum zuzubringen, einer Lesegesellschaft, in der die neuesten Zeitschriften auflagen. Die früher oft vermißte lebendige Berührung mit der Literatur der Gegenwart war dadurch ermöglicht; praktisch nutzbar konnte er sie aber aus Zeitmangel nicht machen, gedichtet hat er in dem ersten Stuttgarter Jahre so gut wie gar nichts.

Der oberste Chef war kein Mann nach dem Herzen des jungen Aktzeffisten. „Ein bewegungsloses Gesicht, Statuenaugen,“ so notiert er sich nach dem ersten Zusammentreffen mit v. d. Lüche ins Tagebuch. Der Minister war nicht amtsunkundig und kein Speichellecker, dennoch trug er die Züge des Fürstendienerers, der um jeden Preis dem Despotenwillen gerecht zu werden sucht. Den Vorwurf der Kabinettsjustiz hat ihm Uhland nicht erspart. Die Aufgabe des zweiten Sekretärs war die Abfassung der gerichtlichen Entscheidungen, die dem König vorgelegt werden sollten. Das war mitunter eine schwere Taktfrage. Der Minister wünschte die Rechtsprüche so formuliert, wie sie dem mutmaßlichen Wohlgefallen des Königs entsprachen. Uhland war dafür, dem Recht wirklich sein Recht zu geben und dessen Forderungen bestimmt und schlicht auszusprechen. Freilich mußte er erleben, daß der Monarch oft aus eigener Machtvollkommenheit Urteile umstieß oder abänderte. Zu einem Konflikte zwischen Minister und Sekretär ist es nie gekommen, wohl aber, wie wir uns denken können, zu häufigen Reibereien. Aus diesem Grunde wohl kann Uhland äußern, seine Arbeiten seien „nicht die leichtesten und unbefangenen“; zum Glück fügt

er bei: „aber auch nicht die uninteressantesten“. Also fühlte er sich durch seine Tätigkeit doch auch innerlich in Anspruch genommen. Der Chef war mit ihm zufrieden, wenngleich er seine Schüchternheit beanstandete. Im allgemeinen besaß Uhland aber nicht die Gabe, sich bei einflußreichen Leuten beliebt zu machen. Der Vater, dem ja selbst jede Servilität ferne lag, will ihm die Wege ebnen, klagt auch hier über seine Unlust, Visiten zu machen, gibt ihm alle denkbaren Hilfsmittel an, um Gönner zu gewinnen, wozu ihm auch seine Poesie verhelfen soll. Alles umsonst; Uhland kennt nur einen Weg, sich durchzusetzen, den streng gewissenhafter Pflichterfüllung.

Doch schien dieser nicht zum Ziele zu führen. Uhland war in eine für den Staatsdiener denkbar ungünstige Periode gekommen. Es gab viel Arbeit zu bewältigen und dabei mußte mit schmalen Mitteln gewirtschaftet werden. Mit der dauernden, bezahlten Anstellung wollte es nicht glücken. Es ging der Gesamtheit wie dem einzelnen: Die schlechten Zeiten hatten die Vermögen stark in Mitleidenschaft gezogen. Uhlands besaßen von Haus aus ein ganz hübsches Einkommen; die vielfachen Kontributionen seit 1796 ließen es zusammenschmelzen, und schon drohten nach der starken Kräfteanspannung von 1812 neue, unerhört schwere Steuern. Vater Uhland, der ja eine erwachsene unversorgte Tochter im Hause hatte, sah sich offenbar nur mit äußerster Not imstande, auch für den Unterhalt des Sohnes aufzukommen. Es waren ernste Sorgen, die somit an seine Pforte pochten, und sie scheinen den gutmütigen Mann manchmal bis zur Schroffheit gegen die Angehörigen, zumal die unschuldige Vergnügungslust des Töchterchens, gebracht zu haben. Und daß auch Uhland an dieser Last nicht leicht trug, bedarf keiner Versicherung.

Aber diese Sorge sollte nicht die einzige bleiben. Eine

andere, auch durch die Zeitläufte bedingte, rechte drohend ihr Haupt empor.

Ein paar Tage, nachdem Uhland in Stuttgart eingetroffen war, hatten die französisch inspirierten Blätter noch die Schlacht an der Beresina als großen Sieg ausposaunt. Aber die Wahrheit ließ sich nicht vertuschen, der fluchtartige Rückzug Napoleons wurde bekannt und bald gab der Moniteur die Vernichtung der Großen Armee zu. Langsam sicherten die grauenhaften Einzelheiten durch. Nur noch 300 Württemberger, darunter nicht einmal 200 Felddienstfähige, sammelten sich an der polnischen Grenze; 14 000 Landeskinder, ein Prozent der Gesamtbevölkerung, waren zugrundegegangen. Es gab einen dramatischen Auftritt im Schloß, als Kerners Bruder, der General, abgerissen und abgehärmt vor dem König erschien und erklärte, das sei alles, was er von dem württembergischen Hilfskorps zurückbringe.

Uhland war persönlich aufs nächste betroffen. Die zwei Freunde, Harpprecht und Mayer, kehrten nicht wieder. Bei beiden kostete es eine leidvolle Wartezeit, bis die Familien Gewißheit hatten. August Mayers Feldbriefe bilden ein bleibendes Denkmal trefflicher Gesinnung und Beobachtung in harter Zeit; nach fünfzig Jahren hat sie der Bruder herausgegeben. Dem tapferen, der Amputation beider Beine erlegenen Harpprecht ein Denkmal zu errichten, war Uhland vorbehalten. Er stellte ein schmales Gedichtbändchen zusammen und fügte eine aus fremder Feder stammende kurze Einleitung bei. Es war die erste selbständige Veröffentlichung, die unter seinem Namen ging.

Durch die Katastrophe war der Bund zwischen Friedrich und Napoleon ins Wanken gekommen, aber er festigte sich wieder. Es ist als eine organisatorische Leistung ersten Ranges anzuerkennen, daß der König im nächsten Früh-

jahre wieder 10 000 Mann marschieren lassen konnte. Natürlich ging das nicht ohne gewaltsame Erweiterung des Aushebungsgesetzes, und die Honoratiorensöhne mußten von neuem bangen. Die Eltern Uhlands waren vor die peinigende Aussicht gestellt, ihren Sohn seinem Berufe dauernd entzogen zu sehen, vielleicht ihn militärisch auszurüsten zu müssen. Ein neuer Grund, die endgültige Anstellung zu ersehnen: als Staatsbeamter wäre er wohl dienstfrei geblieben.

In der Schlacht bei Leipzig gingen die Württemberger zu Napoleon über. Aber die Rekrutierung hörte deshalb nicht auf; denn auch der Bundesgenosse Preußens und Österreichs mußte Truppen stellen. Damals erreichte die Besorgnis der Mutter den Höhepunkt. Ihr bangte gar zu sehr um den Sohn, sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er in den Krieg ziehen müsse. Sie bestürmte ihn mit besorgten Briefen. Seine Mahnung an ihr tapferes Wort, es solle alles in Deutschland aufstehen und sich gegen die Franzosen wehren, weist sie jetzt mit echt frauenhafter Logik ab: das sei schon recht und dabei bleibe sie auch, aber es seien jetzt so viele aufgeboden, wenn die es nicht schafften, dann könne auch ihr Louis nichts dazu tun.

Und wie sah es in diesen Tagen in Umland selbst aus? Zu Anfang des Jahres 1813 hat er in etwas schwerflüssigen Stanzas das Recht der Poesie verfochten, unbekümmert und ungehemmt durch Kriegslärm und Jammer auf ihrer Bahn fortzuschreiten: Gesang und Krieg gehören ihm noch zwei verschiedenen Welten an. Das Tagebuch verrät wenig Anteil an dem Beginn des Befreiungskampfes. Aber es ging ihm wie anderen Schwaben: als das unnatürliche Band mit Napoleon zerrissen war, da zog es ihn mächtig ins deutsche Lager. König Friedrich selbst war ein lauer Parteigänger der Alliierten; Freiwilligenzuzug wünschte er nicht, kampfbegeisterte Lü-

binger Studenten, wie Gustav Schwab, wurden zurückgewiesen. Daneben nahmen aber die regelrechten Aushebungen ihren Fortgang. Seit der Schlacht bei Leipzig ist bei Uhland der innere Umschwung vollendet. Der kriegerische Geist regt sich in dem Enkel des Türkenkämpfers. Das Bangen der Mutter mißbilligt er und will nicht um jeden Preis hinter dem Ofen sitzenbleiben: „So wenig ich mich mutwilligerweise aussetzen werde, so kann ich doch nicht verhehlen, daß wenn mit der Zeit auch bei uns eine Landwehr, das heißt eine allgemeine Volksbewaffnung und Dienstleistung während des Krieges eingerichtet werden sollte, ich mich einem solchen, der guten Sache zu leistenden Dienste auf keine Weise entziehen möchte und darin eine wahre Beruhigung für mein ganzes künftiges Leben finden würde.“

Ende Dezember 1813 wurden die Honoratiorensöhne der acht ersten Dienstklassen aufgerufen; das ging Uhland schon nahe an. Aber seine mutige Antwort auf diese Aussicht sind die ersten Verse zu einem vaterländischen Gedichte, die er in jenen Tagen niedergeschrieben hat. Die glänzenden Siegesbotschaften aus Frankreich regten weiter an. Im Januar und Februar entstanden in rascher Folge ein paar patriotische Lieder. Um den Gesinnungswechsel anzudeuten, folgten den älteren Stanzas ein frischer und gegenwartsbejahender Widerruf, der zweite Teil von Gesang und Krieg: beide sollen zur Befreiung des Vaterlandes Hand in Hand gehen, der Sänger findet kein würdigeres Thema als die Anfeuerung des Volkes zum heiligen Freiheitskampfe. Dante, Cervantes, Aeschylus müssen das bezeugen. Noch stärker unterstreicht er seine bislang verkannte Sängerpflcht in dem *L i e d e i n e s d e u t s c h e n S ä n g e r s*: Es dünkt ihn alles ein Land, was er bisher von alten frommen Sagen, von Minne, Wein und Mai gesungen: „Der Heerschild ist erklingen, der Ruf fürs



Vaterland.“ Neben persönliche Bekenntnisse sollen kräftig populäre Weisen treten, die freilich weniger gelingen. Sehr treffend aber gibt das Gedicht *Die Siegesbotschaft* dem Jubel und Erlösungsgefühl Ausdruck, das nach langer banger Ungewißheit die Nachricht „vom guten Stand der deutschen Sache“ weckte. Solche Botschaften pflegten auch im Schatten bei Gefang und Punsch gefeiert zu werden. — Uhland ist kein bedeutender Freiheitsfänger geworden. Es fehlt ihm die zündende Schlagkraft, das eigentliche kriegerische Begeisterungsfeuer. Aber als unverfälschte Dokumente aus einer Zeit, die die meisten deutschen Dichter mitten in den Wogen des Freiheitskampfes zeigt, sind sie uns willkommen. Die große Zeitgeschichte ist ihm, nach seinen bezeichnenden Worten an Kerner „eine stolze Freude, in anderer Hinsicht sein Schmerz“.

Die Wolken verzogen sich, der Frühling, den der zweite Teil von Gefang und Krieg vorausragt, kehrte wieder. Aber in Württemberg kündigte sich früher als anderswo der lähmende Geist der Reaktionszeit an. Der erste Jahrestag der Schlacht bei Leipzig sollte begangen werden. Uhland war es feierlich zu Sinne, fast wie am Karfreitag. Er freute sich der geplanten Festfeier auf der Heide vor der Stadt. Die Polizei trat dazwischen und verhinderte die Feier. Jede auch harmloseste und loyalste Äußerung in politischen Dingen sollte der Bevölkerung verwehrt bleiben.

Kurz vorher schon war Uhland es müde geworden, im Dienste der Regierung zu stehen. Vom Minister befürwortet, waren schon mehrmals Gesuche um endgültige, besoldete Anstellung des Akzessisten abgegangen; endlich hatte man sie höheren Ortes abgelehnt. Uhland fühlte sich des Harrens und der fruchtlosen Arbeit satt. Kann sein, daß er sich seine künftige Laufbahn durch zu schnellen Austritt verdorben hat. Jedenfalls aber zog er es vor, wieder

als freier Advokat sein Brot zu verdienen. Er arbeitete mit Freund Schott zusammen, der ihm einen Teil seiner Prozesse überließ. Auch in eine andere Praxis rückte er später ein. Zu tun gab es genug; aber zum Advokaten geboren fühlte er sich weniger als je, und auch der klingende Ertrag entsprach nicht ganz den bescheidenen Bedürfnissen.

Immerhin: im Mai 1814 hatte Uhland dem Staatsdienst entsagt, und sofort sprudelte wieder der reiche poetische Quell hervor, die angestaute Dichterlust verlangte nach stürmischer Entladung. Die zweite Hälfte dieses Jahres bedeutet den Höhepunkt seines gesamten künstlerischen Schaffens. Gustav Schwab kann mit Recht von der „herrlichen poetischen Zeit“ reden, in die der Freund jetzt eingetreten ist. Wir verdanken ihr sein Bestes auf dem Gebiete der Ballade, dem jetzt eifrigst bebauten. In den nicht sehr zahlreichen lyrischen Gedichten zeigt sich seine menschliche Persönlichkeit in einer Vollendung und Abrundung, die bisher noch zu vermissen war.

Darin vor allem besteht die unendliche Bereicherung der Uhlandschen Persönlichkeit und Dichtung in jener Periode, daß er den Ernst, der ihm so wohl anstehen kann, jederzeit beiseite zu setzen vermag. Der vierte Begleiter der Romantik, der Scherz, hat sich jetzt dauernd an seiner Seite eingestellt, der Humor wandelt nicht mehr so ausschließlich Kerner'sche Bahnen. Wenn er in parodischer Romanze das Heldentum des Kleinen Däumlings besingt, wenn er den Rezensenten Spindelman auf dem kritischen Rosse, beim vorsichtigen Genuße der Frühlingluft, im Zusammentreffen mit dem nächtlichen Ständchenfänger zeigt, so bewegt er sich doch nur äußerlich in der Tradition Tiecks und der Heidelberger, die er durch viele persönlich witzige Ausfälle auf Weißer und Genossen zu verlebendigen weiß. Aber sein Humor ist noch eine Stufe

weiter gestiegen, nicht nur literarische Irrtümer und Unarten seiner Zeit weiß er satirisch abzuurteilen, er erhebt sich in freiem Abstreifen der Nöte seines Lebens zur Höhe köstlicher Selbstironie. Es ging ihm schlecht in jenen Jahren, wir wissen es. Aber er versinkt nicht in fruchtlose Melancholie, sondern er befreit sich von der Qual des Grübelns und Sorgens in seinem trefflichen Gedichte vom Unstern:

Unstern, diesem guten Jungen  
 Hat es seltsam sich geschickt;  
 Manches wär' ihm fast gelungen,  
 Manches wär' ihm schier geglückt.

Wie er hier einen exemplarischen Bockvogel endlich zur Himmelsherrlichkeit eingehen läßt, so mag er selbst, durch solche Dichtung erhoben, sich in der Zuversicht auf einen günstigen Ausgang seines Hoffens und Harrens gestärkt haben.

Zum dritten Male sehen wir Uhland sich rüsten zum Wettkampf nicht mehr mit den Balladendichtern, denen er jetzt den Meister gezeigt hat, sondern mit den Schöpfern von Dichtungen großen Ausmaßes. Übermals wie in der Tübinger Zeit, ist es die Romantik, die mit ihren neu erschienenen Werken anfeuernd und anregend auf ihn sich äußert. Mit innigstem Versenken läßt er Tiecks Phantasus auf sich wirken und plant eine Erzählung „Stille Liebe“ nach dessen Muster. Noch mehr gewinnt Fouqué über ihn Gewalt. Wenn 1814 wenigstens ein anspruchsloses Drama fertig geworden ist, der *Normännische Brauch*, so ist das Verdienst des „Abenteuren“-dichters, dem der Einakter mit Recht gewidmet ist.

Der Bersepiter Uhland hat seit Helgo, Alboin, Telamon geruht. Romantische Vorbilder des fruchtbaren Jahres 1814 vermochten auch ihn zu erwecken, und keines

der zahlreichen Fragmente von Uhland erregt solches Bedauern, so starke Sehnsucht wenigstens nach einem oder zwei weiteren Gesängen als der *Epentorso Fortunat und seine Söhne*. Er bedeutet den Höhepunkt romantischen Einflusses, die letzte Entwicklung der in dieser Schule erlernten ironischen Urbanität, seine glänzendste formale Leistung, das einzige all seiner Produkte, dem man das Prädikat genial beilegen darf und muß.

Einem großen fremden und einem kleinen einheimischen Vorbild eiferte er nach. Jenes ist natürlich Ariost, den Uhland, wenngleich flüchtig, studiert hat. Auch seiner Camoenslektüre bei Bekker mochte er sich erinnern. Das inländische Vorbild ist wiederum Fouqué, der 1814 ein großes Epos in Stanzas geschrieben hatte. Auch diese höchst gedehnte, wirr phantastische und von unorganischen chauvinistischen Einschlägen durchsetzte *Corona* hat Uhland eine Zeitlang stark überschätzt. Er las sie wenige Tage vor dem Beginne der Arbeit am *Fortunat*; der Einfluß ist also unbestreitbar. Aber eine Wirkung im einzelnen sucht man vergebens, höchstens die Neigung zu zwanglosen subjektiven Bemerkungen mag daher stammen.

Aber auch eine Ariostkopie ist der *Fortunat* nicht, sondern etwas durchaus Eigenes. Diese kostbaren zwei Gesänge eröffnen einen Einblick in die Entwicklungsfähigkeit der Persönlichkeit und die Vielseitigkeit des Talents, von denen die ganze sonstige Dichtung Uhlands nichts ahnen läßt.

Neun Gesänge sollten dem Volksbuchstoff abgewonnen werden. Am Schlusse des zweiten hat sich der Dichter von seiner Vorlage, dem Augsburger Drucke von 1609 und dem Pariser von 1770, so weit entfernt, daß er in eine Klemme geraten scheint, die auf die Fortsetzung doppelt begierig macht. Bis dahin geht er mit Ariostscher Lässigkeit den vorgeschriebenen Linien nach, aber von der ver-

wirrenden Überfülle von Personen und Handlungen bei dem Italiener hält er sich frei. Er verfolgt mit ruhiger Klarheit sein Ziel, freilich nicht ohne sich jeden Augenblick außerhalb seines Stoffes zu stellen und Persönlichstes in humoristischer Beleuchtung einfließen zu lassen. Gerade im Gegensatz zu der strengen Objektivität, die damals sein Ideal in der ernstesten Dichtung darstellt, muten die genialischen Sprünge seiner Subjektivität hier doppelt staunenswert und ergötzlich an. Diese Ironie wirkt nicht wie bei Brentano zersezend, sondern sie ist die unentbehrliche Würze, die den Stoff erst genießbar macht. Wenn man ihn grämlich nachbetet, wie dies Liecks saftloses Fortunatdrama zur selben Zeit tut, so wirkt er zerfahren, eintönig, peinigend. Die Ironie, die subjektive Sorglosigkeit der Stoffbehandlung ist bei Uhland das Band, das die diffusen Teile zu einer Einheit verbindet. Er gefällt sich aber nicht nur in wichtigen Floskeln, sondern er fesselt auch durch eine warm gemüthliche Theilnahme an den Schicksalen seiner Personen. Über Bedenklichkeiten der Handlung gleitet er mit anmutigem Verschweigen hinweg, am besten dort, wo er nicht ausdrücklich erzählt, daß Fortunat kastriert werden soll, sondern nur andeutet, es drohe dem Helden etwas, was ihn, den Dichter, außerstande setzen würde, von seinen Söhnen zu singen.

Und nun gar die Anmut der Sprache! Auch in der Form ist der Dichter souveräner Herrscher, der spielend seines Amtes waltet und mit vollen Händen seinen Reichtum austreut. Ein klein wenig Atertümerei, ein klein wenig Dialekt, ein klein wenig präziöse Gefuchtheit: das gibt eine unaufdringliche sprachliche Mischform, die ständig durchblicken läßt, daß es dem Dichter bei aller Theilnahme doch nicht so übermäßig ernst ist. Schließlich zeigt er sich als Meister in der selbstgewählten schwierigen Strophenform. Er wäre auch nach dieser Seite berufen gewesen,

der deutsche Ariost zu werden. Ein Nachfahre hat ihm besonderen Dank und Anerkennung gezollt:

Dir dank' ich diese Strophe, die elastisch  
 Und leicht dem Lied sich an die Hüfte schmiegt.  
 Jetzt seinen Wuchs bezeichnet, streng und plastisch,  
 Jetzt flatternd als ein Schleier es umfliegt.  
 Mit ihr hat schon Orlando hochphantastisch  
 Und üppig Don Juan die Welt besiegt. .  
 Doch wie auch in ihr glänzt der Welsch' und Brite,  
 Erst Fortunat trägt sie nach deutschem Schmitte.

So naht sich „Uhland verehrend,“ Paul Heyse in seinem Stanzenepos „Die Braut von Cypern“. Ohne Nachwirkung ist also das köstlich kecke, lebenssprudelnde und witzdurchtränkte Werkchen trotz Uhlands schnellem Erlahmen nicht geblieben.

Als Uhland auf solcher Höhe der Kunstfertigkeit stand, da bot sich ihm auch endlich die Gelegenheit, die Summe des bisher Geleisteten zu ziehen und mit einer selbständigen Gedichtsammlung vor die Welt zu treten.





## 6. Kapitel

### Die Gedichte

Im Herbst des Jahres 1815 sind die Gedichte von Ludwig Uhland erschienen; volle acht Jahre hatte der Plan einer Herausgabe auf Verwirklichung warten müssen. An mancher Türe hatte der Dichter inzwischen vergeblich angeklopft und einen großen Teil seiner Lieder und Balladen in Zeitschriften und Almanachen einzeln veröffentlicht. Freundliche Vermittlung eines einflußreichen Kunstgönners machte ihm schließlich den angesehensten einheimischen Verlag, Cotta, willfährig.

Es war ein Glück für Uhlands poetischen Ruf, daß der Dichter erst jetzt, auf der Höhe seines Könnens, zum Abschluß gelangte und als ein fertiger Meister vor die Öffentlichkeit trat, der seine eigenen Anfänge souverän belächeln konnte. Die Sammlung wies nunmehr nicht bloß einen viel gewichtigeren Inhalt auf, auch die Anordnung mußte dadurch beeinflusst werden.

Das künstlerische Problem der Gruppierung einer lyrischen Sammlung hat Uhland durchaus erkannt und gewürdigt, so wenig theoretische Äußerungen wir darüber von ihm auch haben. Jedenfalls hat er es in der Praxis trefflich gelöst. Einstmals plante er drei Gruppen: „1. die mehr reflektierenden Gedichte; 2. Romanzen, Balladen; 3. eigentliche Lieder, Epigramme usw.“ Zu der ersten

hatte er aber recht wenig Beiträge aufzuweisen, die dritte war unorganisch zusammengesetzt und der Ausklang in die ihm wenigst liegende Gattung mußte verstimmen. 1815 sind Lieder und Sinngedichte getrennt; letztere eine altmodische Rubrik, die in keiner lyrischen Sammlung des 18. Jahrhunderts fehlen darf. Auf diese rückständige Kategorie folgt nunmehr eine sehr neumodische, die durch die gesteigerte Annäherung an die Romantik nötig geworden ist: Sonette, Oktaven, Blossen. So ist jetzt in der Anordnung — wenn auch vielleicht nicht überall mit Uhlands bewußtem Willen — der Grundsatz durchgedrungen, daß vom minder Bedeutenden zum Bedeutenderen aufgestiegen wird. Und das in zweifacher Weise: die Gattung, in der Uhland die reifsten Früchte hervorgebracht hat, Ballade und Romanze, bildet den Abschluß, in den Sonetten ist gegenüber der ersten Abteilung „Lieder“ wenigstens eine Vertiefung erzielt. Als anspruchslosere Einschüßel, gewissermaßen zur Atempause, folgt den beiden Hauptgruppen je ein Häuflein Sinngedichte und dramatische Dichtungen. Bewußter und kunstvoller ist der Aufstieg innerhalb der einzelnen Kategorien; Lieder wie Balladen werden durch die schwachen weinerlichen Jugendprodukte eröffnet, um sich dann mehr und mehr zu kräftigen.

Die Grundlinien dieser Anordnung sind in den umfangreichen Zusätzen der zweiten Auflage von 1820 nicht durchbrochen worden. Die neue Gruppe Altfranzösische Gedichte will lediglich als Nachtrag zu den Balladen dienen, die Vaterländischen Gedichte sind ein verselbständigter Teil der Zeitgedichte, in die die Abteilung Lieder schon in der ersten Ausgabe ausläuft. Der epische Anhang Fortunat kann als einzige Schöpfung Uhlands den Versuch machen, selbst die Balladen zu übertrumpfen.

In der Anordnung der einzelnen Gruppen kreuzt sich das chronologische Prinzip mit einem tiefer liegenden



künstlerischen, das dem Dichter gebietet, einmal dem Leser keinen zu großen gedanklichen oder die Stimmung gefährdenden Sprung zuzumuten und dann ihm Eintönigkeit zu ersparen. Es ist nicht immer leicht, den Grundsatz festzustellen, der einem Gedicht gerade diesen Platz verliehen hat. Oft sind es sehr feine Fäden, die sich vom einen zum anderen ziehen, so gut wie nie fehlt diese Verbindung ganz.

Die ersten Lieder erscheinen in der Zeitfolge. Nur *Des Dichters Abendgang* ist an den Anfang geschoben, weil er den wirksamsten Prolog abzugeben vermag. Auf ein Kind, fast ein Jahrzehnt später entstanden als die Umgebung, dient in späteren Auflagen als zarter Übergang vom *Gesang der Jünglinge* zur *Kapelle*. Wie jener kennzeichnet es ein Lebensalter, es handelt vom Eintritt in die Sterblichkeit, während diese an den Austritt mahnt. *Mönch und Schäfer* hat seine historische Stellung verloren, um in die Nachbarschaft von *Schäfers Sonntagslied* zu kommen. Dies religiös angehauchte Gedicht zieht den *Gesang der Nonnen* nach sich. Dem Ausblick zur Unendlichkeit des Himmels, mit dem beide Gedichte schließen, folgt ein Ausblick in die unendlichen Fernen der Erde, den *Des Knaben Berglied* tut. Hier treffen sich künstlerische und zeitliche Anordnung.

Die zweite Hälfte dieser Abteilung ist jetzt durch neue Beiträge geprenzt, doch hat Uhland nichts eingefügt, ohne eine Brücke zu schlagen. Wie trefflich leitet die letzte der Zugaben von 1834, *Reise*, über zu dem alten Bestand, der mit den Wanderliedern einsetzt!

Noch kunstvoller und bewußter ist die Aufeinanderfolge der Balladen. Der *Schäfer* schließt mit einem „Geisterhauche“ wie die *Vätergruft*, der in den Tod schlummernde Greis dieses Gedichts wird durch Die

sterbenden Helden abgelöst. Das Wort „singen“, das in der letzten Zeile des Blinden Königs ertönt, klingt wieder im Titel des nächsten Gedichts: Der S ä n g e r, dessen Held ebenso wie der Ritter in Gretchens Freude inmitten einer jubelnden Volksmenge vorgeführt wird. Rosen und Lilien bilden den Ausklang des Rosengartens und der Lieder der Vorzeit, zweier Gedichte, die sonst inhaltlich denkbar voneinander abstecken. Andere Nummern läßt gemeinsames Metrum zur Gruppe zusammentreten, so die eigentlichen Romanzen und einen Teil der Balladen von 1829 und 1834. Späterhin stellen sich der germanische und der romanische Nationalheld, Siegfried und Roland, in wirkungsvoller Ergänzung nebeneinander. Unaufdringlich und unpedantisch sind diese Anschlüsse vollzogen, die sich dem oberflächlichen Leser verbergen, dem aufmerksamen aber Achtung abnötigen vor dem hohen Maße künstlerischer Arbeit, das in dieser Aufreihung steckt.

Der Eindruck wird verstärkt, wenn man über die gegenwärtige Anordnung zurückgehend deren Zustandekommen verfolgt. Wie viele Gedichte hatte Uhland bis 1815 geschrieben, denen er die Aufnahme versagte! Ihre Zahl wird mindestens der der veröffentlichten gleich sein. Man muß dies energische Durchsieben der eigenen Frucht um so mehr loben, als gesunde Selbstkritik seine Hauptursache ist. Uhlands geläuterter ästhetischer Geschmack hat ihm diese Auslese vorgeschrieben, nur selten mag ein sachliches Bedenken maßgebend gewesen sein. Die B ü ß e r i n, ein für Uhlands Verhältnisse festes Gedicht aus dem Jahre 1807, konnte Anstoß erregen, zwei Abschiedsgedichte an die Freunde zu persönlich oder auch zu „altväterisch“ erscheinen. Sonst sind es im wesentlichen die melancholischen Produkte des Wehmutsängers, die der Verbannung anheimfallen, die blassen Novemberbilder und

marklosen offianischen Halbballaden. Es hat sich freilich noch manche Nummer in die Sammlung hinübergerettet, die vor den ausgeschlossenen nicht gar viel voraus hat. Aber es sollten aus jener „kläglichen, endlos Tränen ausströmenden“ Periode einige Proben gewissermaßen als historische Reliquien aufbewahrt werden. Im Laufe der Zeit wird der Dichter dann gegen sein eigenes Pseudomittelalter immer empfindlicher. Das blutreiche und doch so blutleere Traurige Turnei, die ironisch gedachte und dadurch undeutliche Fräuleinswache ist in späteren Auflagen getilgt worden, auch auf Frau Uhlands Wunsch soll manches gefallen sein.

Einigen Vorzeitgedichten, deren kraftvollere Reime ihm unentfaltet schienen, versucht der Dichter neues Leben einzuhauchen; so den beiden Sagostudien von 1804, *Der blinde König* und *Die sterbenden Helden*. Die Verweichlichung der echt nordischen Gestalt des Aschenliegers Uffo, der so plötzlich zum Heldentum erwacht, kann zwar nicht ungeschehen gemacht werden, aber das ganze hat doch mehr Recht, als Lebensbild aus der heroischen Vorzeit zu gelten, nun es mit dem kräftigen Einsatz beginnt: „Was steht der nord'schen Fechter Schar hoch auf des Meeres Bord?“ — und nicht mehr mit dem wehmütigen Mollakkord: „Ein blinder König zog zum Meer im grau-gelockten Haar . . . und als er kam zur Ufershöh', da rief er jammervoll . . .“

Es zeigt sich schon an diesem Beispiele, daß Umland ein Meister der Feile ist. Kritische Kleinkunst hat er nicht nur Mayer und Kerner, sondern vor allem sich selbst gegenüber geübt. Die Einwirkung der Freunde auf ihn war in dieser Hinsicht gering, trotzdem er sie eifrig zu Verbesserungsverschlügen anspornte. Nur die selbstsichersten von allen, Rölle und Barnhagen, haben ihm häufiger Rat gespendet. Im übrigen darf Umland mit Recht sagen, daß der Dichter

selbst sein „strengster und feinsten Kritiker“ ist. Das Studium der handschriftlichen Lesarten seiner Gedichte gewährt so viel Nutzen wie Genuß. Er scheut vor keinem tiefen organischen Eingriff zurück und verschmäht auch nicht das Umschattieren einer Nuance durch ein, zwei Formwörtchen. Das zyklische Gedicht vom Königssohn mußte in sechsjähriger Arbeit immer wieder in den Schmelztiegel geworfen werden, bis es seine jetzige Prägung erhalten hat, in der es zwar nicht als durchaus goldhaltiges Wertstück, aber doch blanker und gedrungener erscheint als in der früheren gefühlsreich verschwommenen Breite.

Beim Titel beginnt schon die kritische Nachhilfe: Der Mordknecht erscheint zu kraß und wird durch Die Rache ersetzt, Siegfrieds Schwert löst den Hörnen Siegfried ab, da von der Hornhaut in dem Gedicht keine Rede ist. Die Änderung im Innern stellt sich sehr häufig als glückliche Kürzung dar. Manches Gedicht hat erst nachträglich seine allein wirksame Form erhalten. Der jetzt so flotte und knappe Liebesmonolog Der Schmied mußte erst um eine lahme Strophe erleichtert werden, Goldschmieds Töchterlein schleppte früher den überflüssigen Ballast von drei formelhaften Plusstrophen mit sich. Oft wird Notwendigkeit und Möglichkeit solcher Besserung sofort erkannt, oft erst nach Monaten oder Jahren. Am meisten künstlerischer Takt offenbart sich in der kleinen Einzeländerung. Zuerst erwächst das Bedürfnis nach ihr, als Umland sich sprachlich freier machen möchte. Der oft bis zum Unausstehlichen übertriebene Archaismus wird weislich eingedämmt. Schon im Armen Vater hat sich der „grimmigliche“ Degen alsbald in einen „fürchterlichen“ gewandelt, die „Buhlin“ in den Sterbenden Helden in eine Sängerin, die „Königstochter fein“ im Schäfer in ein Königstöchterlein; und was für

eine Fülle von Ungeschmack ist in mehrmaligem Anlauf aus dem Rosengarten entfernt worden! Die Schlusstrophe dieses Gedichts wurde in ihrer ersten Mißgestalt früher zitiert. Schließlich lautet sie so:

Wer ist es, der die Lilien  
 Mir treulich nun bewacht?  
 Bei Tage die liebe Sonne,  
 Der Mond und die Sterne bei Nacht.

Manches Gedicht ist auf einen Guß fertig, *B e r t r a n d e B o r n* springt gewappnet und hochgewachsen aus dem Haupte seines Schöpfers. Bei anderen baut feinste künstlerische Überlegung fast jeden Vers um, bis er genehm ist. *Der Waller* hieß ursprünglich „Die Wallfahrt“ und begann mit der prosaischen Wortstellung: „Auf dem Felsstrand von Galicien“ — jetzt: „Auf Galiciens Felsenstrande“. Wie viel schöner ist nunmehr die persönliche Wendung bei der Schilderung des allgemeinen Geläutes: „. . . wurden alle Glocken wach“ — als das ehemalige: „Hallt es ringsum hundertfach“. Falsche Gewähltheit des Ausdrucks, die verkünstelt wirken muß, weicht schlichter Natürlichkeit: „Wo, den sie zum Staub geboren, sich als Gott ihr offenbart“ wandelt sich in: „Wo der Sohn, den sie geboren“ usw.

Manches ganz gut gewählte Bild, mancher plastisch erschaute Ausdruck hat auf diese Weise wohl einmal dem noch besseren weichen müssen. Aber *Uhland* ist kein sorgloser Verschwender, der seine poetische Fülle wahllos vergeudet, sondern ein sorgsamer Hausvater, der seinen Vorrat hübsch beisammenhält. Kein guter Einfall, kein brauchbares Handlungsmotiv, keine gelungene Prägung darf verloren gehen. Das Maß von Ökonomie grenzt oft ans Komische. Im *M e g e l s u p p e n l i e d e* findet sich die heitere Halbstrophe:

Wenn solch ein Fleischchen, weiß und mild,  
 Im Kraute liegt, das ist ein Bild  
 Wie Venus in den Rosen.

Niemand kann ahnen, daß dieser lustige Vergleich aus einem etwas verworrenen Sonette des Jahres vorher stammt, wo von „Gestalten der Liebe und Sehnsucht“ ganz ernsthaft gesagt wird: „Da ruhten sie wie Venus in den Rosen.“ An der Ballade von 1809 *Der Ruß* konnte der Dichter selbst wenig Geschmack finden. Hurtig rettet er die Pointe — Ertrinken insolge schwerer Rüstung — in die zwei Monate später gedichtete *Rache*; 1812 hat derselbe „Ruß“ nochmals Verwertung und Umarbeitung gefunden in dem Zyklus vom *Königssohn*, dem jetzt ein erotisches Drachenabenteuer angedichtet werden muß, weil sein früheres Liebeserlebnis bereits den Stoff zum *Jungen König und der Schäferin* hergegeben hat. Man mag das Armut nennen; aber Uhland gehört dann wenigstens zu den Dichtern, von denen Schiller sagt, daß sie ihre Armut viel besser zu Rate halten als andere ihren Reichtum.

Diese vielleicht wichtigsten Kennzeichen eines künstlerischen Höhersteigens erschließen sich erst dem Studium des Variantenapparates. Daß der Dichter aber im Laufe der Zeit weitergekommen ist, das wünschte er auch jedem Leser der Sammlung allein deutlich zu machen. Mit den selbstironisierenden Worten seines Prologs ist Notwendigkeit und Natur dieses Fortschrittes nicht hinreichend gekennzeichnet:

Anfangs sind wir fast zu kläglich,  
 Strömen endlos Tränen aus,  
 Leben dünkt uns zu alltäglich,  
 Sterben muß uns Mann und Maus —

das Wesentliche liegt keineswegs bloß in der Überwindung der Tränenseligkeit, sondern in einem tiefen Umbildungsprozesse, der sich mit dem Dichter Uhland vollzogen hat. Er ist, wie bereits in einzelnen Beispielen festgestellt werden konnte, seit 1805 in langsamem Fortschreiten von der Gefühlschwelgerei überhaupt losgekommen, hat das enge künstlerische Ideal aufgegeben, ein bloßer Stimmungsdichter sein zu wollen.

Die *A n r e g u n g* zum Dichten erhält er wohl nach wie vor durch seine Stimmungen; wie er denn noch Ende 1812 an Kerner schreibt, meist sei es ein großer Schmerz, der ihn zur Poesie wecke, große Lust würde es wohl auch tun. Aber die Stimmungen sind nicht mehr der alleinige *G e g e n s t a n d* seiner Poesie. Das zeigt sich schon äußerlich im Siege des mehr epischen über das lyrische Gedicht. Zur völligen Klarheit läßt sich diese Entwicklung erst aus der Betrachtung der Balladengruppe ableiten.

Uhlands reine Lyrik, wie sie die ersten Abteilungen vereinigen, enthält ein paar Nummern, deren hinreißendem und einschmeichelndem Zauber sich jeder künstlerisch Empfindende willenlos beugen muß. Trotzdem hat gerade diese Gruppe schon bald die meisten Ausstellungen erfahren und heutzutage herrscht eine kritische Stimmung gegen sie vor. Man empfindet sie wohl gemeinhin als etwas arm und eng. Nicht in dem Sinne, daß Uhland zu wenig Themata kannte und das einzelne übermäßig ausbeutete. Ist doch die Sammlung durch vorbildliche Kürze und Selbstbeschränkung ausgezeichnet. Auch ist sie keineswegs auf einen und denselben Ton gestimmt. Am verkehrtesten ist es, die Melancholie als ihren Grundcharakter anzusprechen. Wer so urteilt, der steht, wie Goethe, zu sehr unter dem Banne der Anfangsnummern; oder er verallgemeinert den Eindruck der volkstümlichsten Stücke, der Kapelle etwa. In Wahrheit steht der trübseligen Lebens-

verneinung mindestens ebenso oft eine frohe Lebensbejahung zur Seite.

Der Grund für den oft gerügten Mangel liegt vielmehr in Uhlands Verhältnis zum Erleben. Es wäre falsch zu sagen: in seinem Erleben selbst, trotzdem er persönlich geneigt war, das Fehlen starker Eindrücke als Entschuldigung für seine Armut anzuführen. Aber Uhland hat nicht zu wenig erlebt, er hat als Dichter auf das Erlebte zu wenig reagiert, In der einsamen Tübinger Periode 1809/10 fehlt ihm allerdings die Möglichkeit, sich von außen anregen zu lassen. Auch dann reist er nach Paris und sieht viel interessante Menschen und Stätten. Die Poesie bleibt davon unberührt. Und später gar! Er verliebt sich, gerät in starke äußere und innere Konflikte und kämpft den „Riesenkampf der Pflicht“ siegreich durch. Raum aber, daß ein Aufseufzen oder ein Jubelruf in seiner Lyrik wiederklingt. Gerade diejenigen Erlebnisse, die den Poeten in ihm hätten reizen sollen, die ihm jene Tiefe des Empfindens, jene Macht der Leidenschaft, jene Farbigkeit der Anschauung hätten verleihen können, existieren nicht für ihn.

Die Ursache ist offenbar die: Uhlands Individualität ist zu starr, trozig und verschlossen, um mit diesen persönlichen Dingen an die Öffentlichkeit zu treten. Seine Stimmung, die kann er der Menge vorlegen, sein wirkliches Erleben, sein ganzes inneres und ihm selbst angehöriges Fühlen nicht. Es mangelt ihm nicht am individuellen Erlebnisse, aber nur die allgemein menschlichen Regungen, die ihn gerade beseelen und die auch jeder andere gefühlt hat und nachfühlen kann, werden die Gegenstände seines Dichtens. „Poesie stellt das Allgemeine im besonderen dar“ — so hat er selbst definiert und damit der Entfaltung der letzten Individualität, der eben nichts Allgemeines zugrunde liegt, den Kiesel vorgeschoben. Es liegt aber in diesem Verzicht kein bewußtes Programm,



die Entfagung ist nicht gewollt und durch Reflexion hervorgerufen. Sondern sie ist der keuschen — oder soll man sagen kargen — Natur des Dichters selbstverständlich.

Eine Gruppe von Liedern gibt es freilich, die scheinbar eine Ausnahme macht. In ihr hat starkes äußeres Erleben des Augenblicks unmittelbar zündend gewirkt, hat Uhland sein lebhaftestes persönliches Empfinden allen zur Schau gestellt. Das ist der Fall in seinen Vaterländischen Gedichten. Aber aus ihrer Natur geht doch wieder sofort hervor, daß hier nicht von einem reinen Individualerlebnis die Rede ist, sondern von Gefühlen, die die Massen teilen sollen und müssen, so daß also auch hier das Innere des Dichters sich keine Blöße gibt, sondern er wiederum nur dem Ausdruck verleiht, was jeder erlebt hat und unmittelbar nachempfinden kann.

Natürlich sind auch bei Uhland Eindrücke und Empfindungen des Augenblicks der Konzeption eines lyrischen Gedichtes günstig; aber der Zusammenhang pflegt nur lose zu sein. Was erzeugt wird, ist meist nur eine allgemeine dichterische Stimmung, direkte sachliche Übernahme ist selten. Nicht einmal die Jahreszeiten hält der Dichter fest. Im Herbst zeigt, daß nicht der Eindruck, sondern das Gefühl das Primäre bildet. Er fühlt Frühlingsstimmung in sich, muß aber zu seiner Enttäuschung merken, daß draußen Herbst ist. Auch die Frühlingshelle ausstrahlende Ballade vom Jungen König ist im Dezember entstanden. Solcher Widerspruch zur Wirklichkeit hat sich einmal auch im Anschluß an ein tatsächliches Erlebnis eingestellt, das Uhland getreu abschildert: Als er im novemberlichen Tannenwalde Kerners Gedichte las, da streifte ein Sonnenblick die Wipfel und mit einem Male begannen die Vögel frühlingsmäßig zu jublieren. — Es gibt in der Tübinger Umgebung Gegenden, die typisch befruchtend auf ihn wirkten. Wohl hat er das Käsebachthal

etliche Male kenntlich besungen. Aber als es zum letzten Male geschieht, da gesteht er:

Nie erschöpf' ich diese Wege,  
 Nie ergründ' ich dieses Thal,  
 Und die albtetretnen Stege  
 Rühren neu mich jedesmal.

Er selbst legt aus dem eigenen Innern also dem vertrauten Naturbild einen neuen Inhalt unter. Manchmal hat er eine heimische Gegend auch umgebildet und umgedeutet. In welche Fernen verpflanzt er die geliebte Wurmlinger Kapelle, und wie seltsam phantastisch gestaltet er im Traum den Blick vom Spizberg auf den Schwarzwald in eine Meerestüstenlandschaft um! Eine besonders ergiebige Zeit ist für Uhlands Schaffen, wie für das vieler Künstler, der frühe Morgen. Gerne befestigt er dann auch seine Traumgesichte zu dauernden Gestalten. Doch ist seine Produktion ganz und gar nicht an äußere Ungestört-heit gebunden. In das Gewühl des Palais royal haben wir ihn begleitet und dort Eberhards Weißdorn entstehen sehen. Wenn das Rad der Dichtung einmal in Bewegung ist, dann leitet der geringfügigste äußere Anlaß Wasser auf des Poeten Mühle. Aber einer solchen periodischen Anregung pflegt er bedürftig zu sein. Sie wird ihm ebensooft wie durch sinnenfältige, unmittelbare Eindrücke durch Lektüre, die keineswegs bloß direkt stofflich oder formal zu wirken braucht. Wohl kommen ihm Gedanken an religiöse Sonette, als er sich in Friedrich Schlegels Philosophie einliest, wohl fließt ihm die Idee zu der *Romanze vom Rezensenten* aus Fouqués *Corona*. Aber die Zusammenhänge sind dabei schon sehr weitläufig, und öfter als von direkter hören wir von indirekter Befruchtung, von allgemeiner „Erweckung zu Poesie“. Die Willensäußerung anderer vermag dazu nur selten beizu-

tragen. Seine Muse zu kommandieren war er nicht imstande. Einmal hat er sich aber selbst auf fürstliche Anregung zu einem kleinen Begrüßungskarmin herabgelassen. Am meisten muß überraschen, daß Der gute Ramerad der Bestellung eines Soldatenliedes durch Hebel und Kölle seine Entstehung verdankt.

Bei einem Dichter, dem äußeres Erleben im Grunde so wenig bietet, der der inneren Stimme fast allein lauscht und von ihrem Tönen abhängig ist, möchte man zum Ausgleich für mangelnde Rezeptivität eine starke selbständig produktive Phantasie erwarten. Aber auch diese ist Uhland versagt, und von allen Mängeln seiner Begabung hat er diesen wohl am tiefsten empfunden. Er beneidet den Freund Justinus um die Fähigkeit, dieses glänzenden Spiels, das „immer und stät“ wirkt, nur hier gewaltiger und dort milder. Sein Treiben in der Poesie besteht mehr „in den dunkleren Regungen des Gemüts“. Später ist er geneigt, aus dieser Not eine Tugend zu machen. Dem romantisch exaltierten Poeten Löben gegenüber hat er die Phantasie als die Domäne südländischer Dichter bezeichnet. „Es ist ein treffliches altes Sprichwort: Schlicht Wort und gut Gemüt ist das echte deutsche Lied.“ So viel lieber uns Uhlands schlichte Worte sind als Löbens verstiengenes Gestammel, so würden wir doch gegen eine etwas stärkere Beimischung von echter gesunder Künstlerphantasie bei ihm nichts einwenden.

Seiner Phantasie haftet etwas durchaus Typisches an, sie geht vom sinnlich Gegebenen aus. Zwei besonders charakteristische Formen seiner im engeren Sinne phantastischen, das heißt also die Wirklichkeitswelt überschreitenden Vorstellungen mögen das beweisen. Beide erwachsen sie ganz der ihm vertrauten heimischen Landschaft.

Das eine stereotype Bild ist die Belebung der Burgtrümmer, die er so lange und sehnsuchtsvoll betrachtet hat,

bis sie sich seinem geistigen Auge tatsächlich neu erschließen. Immer und immer wieder malt er sich solches Wiedererwachen des Entschlafenen, Wiederemporblihen des Verschlütteten in Gedichtform aus, und schließlich gestattet ihm die sinnige symbolische Auslegung dieses Vorstellungsbildes, an dessen Verwirklichung zu arbeiten.

Führt diese Phantasieregung in die Dämmer der Vorzeit zurück, erstreckt sie sich z e i t l i c h in sinnlich nicht meßbare Fernen, so weitet die andere r ä u m l i c h die Wirklichkeitswelt und verliert sich in unmeßbare Höhen. Wenn Uhländ auf den Bergen der Alb steht und den Blick schweifen läßt, dann dehnen sich ihm die lichterfüllten Fernen zur Unendlichkeit. Er sah gerne gen Himmel und beobachtete das fröhliche Spiel der Wolken, denen zu Anfang des Fortunat sein Gruß gilt. Aber sein Geist strebt über sie hinaus und schiebt auch hier die Grenzen der Zeitlichkeit und des Raumes beiseite. Vor Uhländs Poetenaugen vermag der Himmel sich zu öffnen und seinen Glanz mit dem der Erde zu vermählen. Auch diese Vorstellung wiederholt sich in den Gedichten immer wieder, und man begreift Uhländs Übersetzerfreude, als er sie eines Tages auch in der Aldefonsballade *Lope de Begas* antraf.

Hier entnimmt er die Grundlinien des Phantasiebildes der Anschauung. Man sollte meinen, daß der erlebnis- und phantasiearme Dichter auf sie besonders angewiesen sei. Doch in der fehlenden Anschauungsgabe haben wir einen weiteren, vielleicht schwersten Mangel zu erblicken, der speziell Uhländs *Lieder* das Gepräge der Armut verleiht.

Und so bietet er denn in dieser Abteilung auf schmalen Raume Natur- und Jahreszeitenbilder, besingt die Liebe, die Gottheit, die Freundschaft, die Geselligkeit, das Vaterland. Aber den Naturliedern fehlt die Plastik der Anschaulichkeit, den Liebesliedern die Tiefe der Leidenschaft,

den religiösen die brünstige Hingabe, den gefelligen zwar nicht die heitere Harmlosigkeit, aber doch jenes urwüchsiges Behagen, das einen ergreift man weiß nicht wie.

Es ist bekannt, wie sehr er jederzeit in und mit der Natur gelebt hat. Aber wenn er sie schildern will, kommt er über die allgemeinsten Farben und Töne nicht hinaus. Seine Landschaftsbilder sind wohl angeschaut, aber sie bleiben durchaus typisch, sie geben nur die allgemeinsten Formen und Tönungen der Tübinger Umgebung wieder, ohne sie je zur Greifbarkeit zu verdichten. Keine fremde Landschaft hat ihn zur Schilderung zu reizen vermocht, selbst die Schweiz nicht. Dichtet er außerhalb Tübingens, so hält er doch das heimische Lokal fest. Gewisse Bilder haben unverilgbar in ihm Wurzel gefaßt, kein neuer Eindruck kann gegen sie aufkommen. Daraus muß schon folgen, daß Uhland, wie er nur allgemeine Stimmungen wiedergibt, auch nur solchen zugänglich ist. Von starkem Reagieren auf sinnlichen Reiz, von visueller und akustischer Erregbarkeit ist gar keine Rede. Er ist so hold den sanften Tagen, sanften Tönen, sanften Farben. Bläuliches Kolorit herrscht vor, der „blaulich ausgeschlagene“ Frühlings- wie der dunstige Novemberhimmel zeigen es gleichermaßen. Es fehlt diesen Naturbildern der glutvolle Sonnenbrand, das kontrastreiche Halbdunkel, der mächtige Hall des Gewitters, das brausende Wehen des Sturmes.

So steht es auch in den Liebesgedichten, die er so gerne mit Naturbetrachtung durchsetzt. Da geht es brav und bescheiden zu; lauter anmutende Bildchen ohne stärkeren Zug, ohne sichtlich erlebten Gehalt. Nur wer Uhland näher kennt, kann ahnen, was wohl persönlich empfunden sein mag. Wir glauben ihm das wirkliche Erlebnis im Entschluß, wo der schüchterne Liebhaber im letzten Augenblick von seinen kühnen Überfallsplänen zurückbebt;

und allerechtester Umland spricht aus dem kleinen Liede  
Die Zufriedenen:

Wir saßen ganz verschwiegen . . .  
Was sollten wir auch sagen?  
Was konnten wir uns fragen?  
Wir wußten ja genug.

Höher als zum Beflagen vorübergehender Hindernisse hebt sich diese Liebespoesie nicht. Die Klage um das tote Liebchen bleibt schattenhaft, weshalb man auch ihre Erlebtheit ernstlich glaubte in Frage stellen zu können. Zudem sind die Gedichte, die sie gezeitigt hat, zum größten Teil aus der Sammlung verbannt; offenbar als überindividuell.

Eine starke Leidenschaft, ein schmerzliches Liebeserlebnis hat den Dichter also nicht zu fördern vermocht. Auch auf religiösem Gebiet blieb ihm der Aufschwung versagt, der von einem neu in ihn getragenen, vielleicht zersezenden Reim zu erwarten gewesen wäre. Er selbst scheint sich in einem Momente des Unmuts zu wünschen, er möchte „in sich etwas zerfallen“, damit ihm das bloße Schwelgen in Gefühl und Reflexion vergehe. Aber nichts davon. Auch in religiösen Dingen erscheint alles klar und eben, seine Weltanschauung zeigt eine ebenso milde Abklärung wie seine Landschaftsbetrachtung. Er fühlt sich wohlgeborgen in der Hut des himmlischen Vaters. Das zeigt sich auch in seiner Stellungnahme zum Tode, diesem sehr ergiebigen Thema der Frühzeit. Schmerzlich weher Lebensüberdruß und mystische Todessehnsucht, stürmischer Lebenswille und grauenerfüllte Todesfurcht, das wären ergiebige lyrische Impulse; nicht aber diese blaß energie-lose Resignation, die ganz gerne ins Grab hinabstiege, der aber ein Weiterleben schließlich auch recht ist.

Was ist es also, was an manchen dieser schlichten, die

letzte Tiefe des Empfindens und der Reflexion entbehren-  
 den Lieder heute wie vor hundert Jahren einen bestricken-  
 den Zauber ausübt und den Leser im Innern trifft?  
 Chamisso's Kennzeichnung der Uhlandschen Lyrik muß uns  
 wieder in den Sinn kommen: „Das sind Gedichte, wie sie  
 keiner macht und jeder sie liebt.“ Besser läßt sich der Ein-  
 druck nicht zusammenfassen. Die Lieder sind schlicht in  
 jeder Hinsicht. Aber ihre Simplität ist nicht platt, ihre  
 sanghafte Form nicht trivial, ihre mangelnde Tiefgrün-  
 digkeit bedingt nicht Oberflächlichkeit. Uhland hat die  
 Gabe, lyrische Stimmungsbilder zu entwerfen, von denen  
 jeder sagen muß: So ist's! — die wie gewisse Goethesche  
 Lieder ohne das äußere Hilfsmittel volkstümlicher Technik  
 eminent volkstümlich sind, so selbstverständlich, daß sie  
 jedem eingehen; man kommt gar nicht auf den Gedanken,  
 daß sie gedichtet werden mußten. Und das ist es, was  
 Chamisso meint. Derselben Empfindung hat Hebbel gegen-  
 über einem der kennzeichnendsten Lieder dieser Art Aus-  
 druck gegeben: „Ich kenne nur ein Frühlingslied,“ so  
 äußert er kategorisch, „Die linden Lüfte sind erwacht“.  
 „Was der echten Lyrik vorzüglich im Wege steht, ist der  
 Umstand, daß sie anscheinend immer das Alte, das Ge-  
 wöhnliche, das längst Bekannte bringt. Wer könnte dem  
 Regensfenten etwas Erkleckliches erwidern, der Uhlands  
 schönes Lied „Die linden Lüfte sind erwacht“ mit den  
 Worten abfertigte: Was ist denn darin gesagt, als daß  
 alles auf Erden sich ändert, das Schlimme ins Gute, das  
 Gute ins Schlimme, und wer wußte das nicht, bevor er das  
 Lied in die Hände bekam? Welch hohe Freudigkeit der  
 Seele, Welch ein Mut für alle Zukunft im Menschen er-  
 wacht, wenn ihm die zwischen den ewigen, den Funda-  
 mentalgefühlen in seinem Innern und den Erscheinungen  
 der Natur bestehende untrennbare Harmonie in klarem  
 Licht aufgeht, das scheint niemand zu wissen.“ Auch

Hebbel begnügt sich, Art und Wert dieser Kunst rein gefühlsmäßig einzuschätzen, und es ist auch in der Tat unmöglich, sie handgreiflich zu machen, kennbar zu umreißen. Es ist in letzter Linie ein je ne sais quoi, das in den besten Iyrischen Stücken Uhlands seinen Reiz ausübt und alle Zweifel siegreich daniederschlägt.

Daß solche Einfachheit aber auf die Dauer zur Eintönigkeit führen müsse, hat Uhland selbst eingesehen und so seinen Stimmungsbildern eine eigene Würze zu verleihen gesucht, die wieder sehr charakteristisch ist für seine Scheu, mit voller Individualität hervorzutreten. Er hüllt sich in Masken. Nicht er ist es, der vom hohen Turm aus das schlafende Land überblickt, sondern ein alter König, nicht er feiert die Gottesnatur am stillen Sonntag, sondern ein frommer Schäfer, nicht er blickt vom Berggipfel in die Weite, sondern der Hirtenknabe. Bei seiner geringen Phantasie will und kann er sich nicht näher in die Lage all dieser Menschen hineindenken, und so ist vielfach nur dem Titel (Gesang der Jünglinge, der Nonnen usw.) zu entnehmen, aus welcher Rolle heraus er singt.

Ein weiteres Mittel zur Verlebendigung ist die Einfügung eines epischen Moments: Manches Gedicht, so eben *Der König auf dem Turm* oder das *Harfnerlied* sind erst hinterher durch Streichungen ihres erzählenden Elements beraubt und in Iyrische Monologe verwandelt worden. Die *Wanderlieder* würden ohne die zyklische Abrundung, die einen kleinen Reiseroman ergibt, bei weitem nicht so viel Reiz entfalten. Nirgends vielleicht hat die schlichte Unmittelbarkeit des Dichters die Empfindung der einzelnen Szene in solch klassisch prägnante Form zu gießen gewußt, wie hier, wo eine ganze Skala von Tönen und Gefühlen durchlaufen und dabei mit Worten so sehr gespärt wird.

Wer so primitive Themata und Gefühlsregungen be-



handelt, der wird sich naturgemäß auch schlichter Formen bedienen. In der That wird die Uhländische Strophik und Rhythmik immer einfacher. Wie sie sich dem Gegenstand und der Stimmung anzupassen weiß, zeigen wiederum am besten die Wanderlieder mit dem merkwürdig drängenden und wieder zurückhaltenden Rhythmus der Anfangszeilen:

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!  
 Muß noch heute scheiden!  
 Einen Kuß, einen Kuß mir gib!  
 Muß dich ewig meiden!

Eine metrische Schwierigkeit bietet sich dem Leser so gut wie nie, auch der Versbau soll auf den ersten Blick allgemein eingänglich sein. Aber damit, daß sie mühelos zu sprechen sind, haben diese Lieder ihre Aufgabe noch nicht erfüllt. Sie sollen echteste Lyrik sein und sind es auch, das heißt ihre Hauptbestimmung ist der Gesang. Es ist keine musikalische Lyrik im Sinne Tiecks, der mit Worten Musik machen möchte, aber sie fordern den Komponisten heraus, vor allem den schlicht volksmäßigen vom Schlage Silchers, dem sie das dankbarste Substrat geben. Doch haben auch die großen und kleinen Vertreter der künstlichen Liederkomposition hier eine fast unübersehbare Ernte gehalten.

Nicht alle Lyrik Uhländs ist aber liedhaft. Er ist Sprachmeister genug, um sich auch in den anspruchsvolleren, kunstreichen literarischen Formen zu versuchen, wie sie ihm Antike und Romantik darboten. Mit solcherlei Dichtungen füllte er die Abteilungen *Sinn gedichte* und *Sonette* usw.

Eine gewisse epigrammatische Begabung ist ihm eigen. Auch in Liedern läßt er öfter eine glückliche Pointe überraschend herauspringen. Im eigentlichen Epigramme nach antikem Muster, das heißt im Distichon, hat er eine

Zeitlang gerne Wiß und Formgewandtheit getummelt, so wenn er, damit am meisten in die Bahnen seines Betters Haug einlenkend, spielerisch geistreich in einer Distichenserie das Unglück und die Gefühlsverwirrung von *N a r z i ß u n d E c h o* schildert. Er hat sich damit übrigens am wenigsten Beifall zu erwerben gewußt; Barmhagen nennt seine Epigramme „sonderbar, meist spitzfindig und unklar“. Im übrigen enthält dieser Abschnitt größtenteils Gelegenheitsgedichte.

Man sollte denken, Uhland, der seine Muse nicht zu kommandieren wußte, sei ein schlechter und unzuverlässiger Kasualpoet gewesen. Wohl ist mancher enttäuscht worden, der auf ihn baute, und auch ihm blieben Lust und Laune bisweilen aus. Aber wer zu warten verstand, der konnte durch eine allerliebste Gabe überrascht werden. So ging's bei dem *V e r s p ä t e t e n H o c h z e i t s l i e d e*, das die Versäumnis triftig motiviert: „Die Muse fehlt nicht selten, wenn man sie eben will“ — dann aber alles gut macht mit dem hübschen Wunsche, daß man dem jungen Paare zu jeder Zeit möge ein Brautlied singen können. Merkwürdigerweise vermochte er am Totenbette der Mutter die Stimmung in ein paar kurzen Momentbildern zu fixieren.

Die beste Gelegenheitspoesie weist bereits Sonettform auf, so die Trauergedichte auf Gangloff. In der technischen Handhabung wie in der sachlichen Verwertung dieser Gattung zeigt sich Uhland am wenigsten frei; die Romantik hat ihm, wie wir bereits wissen, beides diktiert, in ihm aber einen höchst gelehrigen Schüler gefunden. Der Kern seiner mehrmaligen theoretischen Äußerungen über das Sonett ist folgender: Das Sonett gewährt dem deutschen Dichter, der nicht über eine solche Fülle von klangvollen Endungsilben verfügt wie der Romane, erhebliche reimtechnische Schwierigkeiten. Im Deutschen wird die geschliffene und künstliche Form erst gehoben und gerechtfertigt durch den

in sie gegossenen Geist. Das deutsche Sonett ist kein leichtes Spiel, sondern ein besonnenes Kunstwerk. Im Süden sind die Sonette Blumen, bei uns Juwelen. Demnach handelt es sich zunächst darum, für das Sonett einen bedeutenden Inhalt zu finden, der sich gliedern soll in Aufgabe und Lösung. Dafür bietet gleich das erste Sonett der Sammlung das beste Beispiel (*B e r m ä c h t n i s*). Der Gedanke in Epigrammform würde lauten: Wie jener sterbende Sänger der Geliebten sein Herz in einer goldenen Kapsel, so schicke ich dir das meine in der kostbaren Fassung des Sonettes. Also eine Art Epigramm ist auch das Sonett, in dem nach Uhlands Forderung völlige formale und stoffliche Abgerundheit erzielt, ein in sich fertiges Bild entworfen werden soll: „Unser Sonett ist mehr malerisch als musikalisch.“ Die genaue Befolgung dieser Regeln, die strenge Enthaltbarkeit von allem Formgetlingel, läßt die Uhlandschen Sonette einen hohen Rang einnehmen. In einigen Fällen sind es wirklich Gemälde, die er entwirft. Den malerischen Anblick der *Z w e i J u n g f r a u e n*, das halbvisionäre, halb wirkliche Erlebnis im Walde bei der Lektüre von Kerners Dichtungen bringt er in Sonettform. Die Oktave, die im Fortunat die Tummelstätte ausgelassener Laune ist, hat er innerhalb dieser Gruppe zu ernstest, feierlich schreitenden Gedichten verwendet und hier der Reflexion mehr Eingang vergönnt als in die liedhaften Formen. Bei der Glosse vermag er aber auf die Dauer nicht ernsthaft zu bleiben und erkennt in ihrer spielerischen Form das gegebene Gefäß für satirische Laune.

Bisher mag die Sammlung einiger Schwankungen unerachtet ein einheitliches poetisches Niveau darstellen. Die Gruppe der *B a l l a d e n* erst zeigt, aus welchen Niederungen dieser Anstieg zur Höhe erfolgen mußte.

Die ersten Nummern: *Entsagung*, *Die Nonne*, *Der Kranz*, *Das Schloß am Meer* usw. haben recht wenig

Balladenmäßiges und unterscheiden sich nur durch ein leises Fortrücken, eine geringe epische Bewegung von den lyrischen Stimmungsbildern. Der blinde König und Der treue Walther zeigen energischeren Schritt, immer aber schiebt sich wieder zwischen die mehr balladenhaft zu nennenden Stücke das halb epische Stimmungsbild. So erlebt man in der Sammlung das allmähliche Losringen des Dichters von seiner übergeföhlvollen, verschwommenen Erzählungsmanier mit. Der Kampf um die echte Ballade hat bei ihm Jahre gewährt, und der erste Einbruch in das zu erobernde Gelände, Klein Roland (1808), bedeutet noch lange keine dauernde Besiznahme.

Die Bürger-Stolberg'schen Jugendversuche sind aus der Sammlung verbannt. Wir wünschen ein Gleiches von der Wächter-Sarggruppe, soweit sie nicht wie im Blinden König verjüngt und erstarkt erscheint. Aus ihr ist aber manches stehengeblieben, weil eben der Geschmack des Dichters an dieser nebeltrüben Vorzeit merkwürdig eingefleischt war. Noch 1812 liefert er im Traurigen Turnei eine Umarbeitung der Braut von 1805, und im gleichen Jahr erst erfährt Der Königssohn seinen endgültigen Abschluß. Das farblose Vorzeitbild verrät wahrhaftig nichts von der gründlichen Kenntnis des Mittelalters, die sich damals schon bei Uhland auszubreiten begann.

Seit 1806 geht neben der allmählich mehr zurücktretenden Sarg-Wächtergruppe (die, wie wir wissen, auch schon am Volksliede geschult war) die Volksliedgruppe, oder sagen wir deutlicher Wunderhorngruppe, her. Die zunächst ungünstigen Seiten dieses Einflusses sind schon hervorgehoben worden: das geföhlsmäßige Moment fand hier neue Nahrung, wengleich auch das epische Gewissen des Dichters ein wenig geschärft wurde. So sind es wenigstens wirklich so zu nennende Balladen, deren er jetzt eine

Reihe hervorbringt. Bis zur Karikatur kann sich die nachgemachte Trübseligkeit und Formelhaftigkeit des Volksliedes steigern in den *Drei Fräulein* mit ihrer so unwahrscheinlich typisierenden Pseudotragik. Das beste dieser ganzen Epoche ist zweifellos noch *Der schwarze Ritter*, in dessen Rhythmik mit Glück eine dumpfe, atembeklemmende Stimmung getroffen ist, wengleich die altertümelnde Sprache auch hier geziert erscheint. Die Gefühlsweichheit ist nun wenigstens auf eine Gestalt des Liedes, den König, übertragen.

Der Schlußband des *Wunderhorns*, 1808/09, scheint von neuem anregend gewirkt zu haben. Die Technik der Nachdichtung hat aber inzwischen gewechselt, nicht nur einzelne Formen, sondern umfassende Formeln werden erborgt und durch ihre oft ganze Verse hindurch getreue Übernahme eine volksliedmäßige Prägung erzielt, über die hinaus eine Annäherung an das Vorbild kaum mehr denkbar wäre. In *Der Wirtin Töchterlein* gehört eigentlich nur die wirksam abgestufte Pointe Uhländ, dem Wortlaute nach ist das Gedicht fast ein Mosaik aus *Wunderhorn*reminiszenzen. Eine solche ist auch zum Leitmotiv für *Goldschmieds Töchterlein* geworden, das seinen Stoff wohl noch aus *Wächter* geschöpft hat. Daß es möglich war, auf diesem Wege beträchtliche künstlerische Höhen zu erklimmen, das zeigt die glänzendste aller Volksliednachahmungen, die wir besitzen: *Der gute Kamerad*. Arnim hatte im *Wunderhorn* dem alten Lied „Revelge“ Eindringlichkeit und Volksmäßigkeit zu verleihen gesucht, indem er es stark aufschwellte. Uhländ, mit zweifellos viel besserem Takte, sah die tiefere Wirkung an größere Knappheit gebunden. Er benützt die Haupt-situation der Vorlage und stellt sie einzig im Liede heraus. Durch die höchst glückliche persönliche Wendung: „Ich hatt' einen Kameraden —“ sichert er der schmalen Erzählung

größeren Gemütsanteil, als durch gefühlsmäßig breite Ausmalung der Situation je erreicht werden könnte, und versteht es überdem, ohne Künstelei die Diktion des Gedichtes so zu halten, daß man den von diesem Erlebnis durchschütterten einfachen Menschen ganz glaubhaft reden hört. So ist ein kleines Meisterwerk entstanden, dessen eindringliche Wirkung durch das erbarmungslose moderne Zerfingen zwar verdorben, aber auch immer wieder neu bewiesen wird. Indes, es ist hier doch nur wieder jene Kunst der einfachen Selbstverständlichkeit entfaltet, die Uhlands beste lyrische Stücke auszeichnet. Zur wahren Ballade führt von da aus kein Weg.

In der Tat mußte Uhland erst einen Seitenpfad beschreiten, um aus der halblyrischen Volksliedsphäre herauszukommen; zur echten Ballade gelangt er über die Romanze, die er zunächst auch als eine fremdartige, besondern Stoff- und Stilgesetzen unterworfenen Gattung behandelt. Kennen gelernt hat er sie wohl aus Sedendorffs zweitem Almanach, wo mehrere charakteristische Proben aus dem Spanischen gegeben waren, in reinerer Form als sie ihm einst Herders Cid erschlossen hatte. Die Romanzen, die Uhland 1809/12 gedichtet hat, tragen alle ein gewollt fremdländisches Gepräge, wenn man von dem harmlosen Räuber absieht. Uhland will in eine südländische Atmosphäre führen; auch wenn er von Turnier und Minne spricht, umweht uns nicht die Luft des deutschen Mittelalters, sondern die der Cidromanzen. Deutlich wird die Beziehung zu Spanien im Kastilischen Ritter, in St. Georgs Ritter und in den Liebesklagen. Seit den Pariser Studien in der Romanzenform wohl bewandert, hat er sich ein paar Stilmittel aus ihr angeeignet: die wirksame Anapher, die durch den nachdrucksvoll einsetzenden Trochäus erleichtert wird, und den gleichfalls dadurch begünstigten parallelen Satz-



Erlebens, an starker Phantasie und tiefgründiger Reflexion gebricht — was sollte für diesen wohl günstiger sein, als die objektiv berichtende Wiedergabe eines Stoffes, der ihm bereits irgendwie geformt von außen zugetragen wird? Instinktiv drängt es ihn seit 1809 immer mehr zu der Gattung, in der tatsächlich die starken Wurzeln seiner Kraft lagen. „Meine Poeterei verliert sich beinahe ganz in Balladen, ich bin wirklich wieder in solchen befangen!“ Den Reisenden Kerner beneidet er um die poetische Ausbeute seiner romantischen Fahrt: „Die alten Burgen mit ihren Sagen! Balladen!“ Es ist aber zunächst noch eine Art von unglücklicher Liebe, die er hegt; denn nur tastend und ausnahmsweise vermag er den echten Balladenstil zu treffen.

Wirklich herangezogen worden ist der Balladendichter Uhland durch sein beharrliches Studium der echten Vorzeitdenkmäler. Zunächst hat er auch an ihnen als Nachahmer und Übersetzer herumgestümpert. Diese äußerliche Nachwirkung ist schnell verflogen. Die innerliche hat sich langsam eingestellt, um aber dann desto fester zu haften und unverlierbar zu werden. Man muß bedenken, wie sehr er umzulernen hatte! Ein weiter Weg führte von der Sago = Wächter = Ossianschen Vorzeit zu dem kernhaften Mittelalter, dessen lebendige Kenntnis aus Uhlands Vorlesungen spricht. In ihren Grundlinien steht diese reife Einsicht bereits in der Zeit seiner besten Balladendichtung fest. Mit übermäßigem kulturhistorischem Detail hat er sie niemals belastet. Die große Erkenntnis, die ihm aufgegangen war, betraf im weitesten Sinne die Kunstformen und das Ethos des deutschen Mittelalters.

Was echter Vorzeitgeist ist, das durfte er sich zuerst in Paris eindringlich klarmachen. Damals hat jene systematische Erziehung eingesezt. Die Ergänzung auf deutschem Gebiete blieb nicht aus. Es war ein epochemachender



Augenblick in Uhlands poetischer Entwicklung, als am 8. August 1811 Schwab mit dem eben erschienenen Deutschen Heldenbuch v. d. Hagens bei ihm eintrat. „Es öffnet sich in diesen Gedichten eine ganz eigene Ansicht der Poesie: die äußerste Objektivität, der durchgängige treue deutsche Sinn.“ Das alte Schlagwort also, aber in neuer Beleuchtung; jetzt scheint es erst an überzeugenden Beispielen Uhland ganz klar geworden zu sein, was er unter jener vielgerühmten Objektivität zu verstehen habe. Und er lernt. Nicht mehr in der äußerlichen Weise wie früher. Weder stofflich noch sprachlich färbt das Heldenbuch direkt ab. Nicht nachahmen sondern sich mit dem Geist der Vorlage erfüllen und es dann ganz anders machen — dieses Rezept, das Grillparzer einmal für die Ausnutzung großer poetischer Vorbilder gegeben hat, konnte er auch als das seine bezeichnen. Jene Worte: Objektivität, treuer deutscher Sinn werden ihm halb unbewußt zum Programm. Die echte Uhlandsche Ballade datiert aus jener Zeit.

„Uhland hat die Baukunst von Goethes Ballade gelernt“ — so lautet das Urteil Gukfows. In der Tat liegt wie bei den besten Liedern so auch hier nur der Vergleich mit diesem höchsten Vorbilde nahe. Der bewußte Zusammenhang aber ist in der Reisezeit fast ganz verloren. Die innere Ähnlichkeit der Anschauungsweise und des Stils konnte Uhland selbst nicht entgehen. Aber wiederum sind es vor allem negative Kriterien; beide stehen gleich weit ab von der rhetorischen Ballade Schillers, von der gedehnten, an Einzelheiten und visuell-akustischen Eindrücken reichen Ballade Bürgers, der stoßweise erzählenden, in Formeln gebundenen archaischen Volksballade. Mit dieser sind sie vielleicht noch am nächsten verwandt. Aber der Stil der Volksballade ist jetzt ihr Ausgangspunkt, nicht mehr ihr Ziel.

Uhlands Ballade ist objektiv, das heißt sie sieht in der

Darstellung des faktischen Geschehens ihre Hauptaufgabe und meidet Gefühlschwelgerei wie schmückende Gemälde. Sie ist stilvoll, das heißt sie sieht ihr höchstes äußeres Gebot in der völligen Einhelligkeit von Inhalt und Form. Sie ist ethisch, das heißt sie verficht bestimmte sittliche Ideale. Sie ist endlich historisch insofern, als sie festen Boden unter den Füßen hat, in die Realität der bekannten Vorzeit führt, auch wo ihr Gegenstand der Sage oder der Erfindung entspringt.

„Die Ballade wird um so sicherer ihre eigentümliche Wirkung üben, je weniger sie ausmalt, je weniger sie über die wesentlichen Züge der Anschauung, Situation und Handlung, die den Empfindungen zum Träger dienen soll, hinausgeht.“ So hat Uhland 15 Jahre später im Stilistikum seine Schüler belehrt. Die Reinheit der Gattung nach dieser Seite hin zu wahren, ist auch in der Reifezeit seines Schaffens oberstes, freilich nicht theoretisch bewußtes Gesetz. Vermöge dieser Objektivität sind Uhlands Balladen die vielleicht epischsten, die wir besitzen. Sie drängen das Lyrische mit der Zeit völlig zurück, ohne sich nach Art anderer starker Balladendichter, etwa Meyers, dem Dramatischen allzusehr zu nähern. Wohl liebt Uhlands Ballade sehr Rede und Redeszene, nicht aber den eigentlichen dramatischen, scharf zugespitzten und einem Höhepunkt zustrebenden Dialog. Das Schloß am Meer, ein rein dialogisches Gedicht, wird niemand dramatisch nennen wollen, und selbst Bertrande Born, der alles Geschehen in die Form des Dialoges zusammenzieht, läßt die Reden zu weit ausladen und nicht derart Schlag auf Schlag folgen, daß von einem wirklich dramatischen Effekte gesprochen werden könnte. Namentlich in der Exposition ist die Rede ein beliebtes Einführungs- und Verlebendigungsmittel.

Stets ist Uhland darauf bedacht, knapp und verständ-

lich in die Handlung einzuführen und sie in lückenloser Folge sich abspielen zu lassen. Er kennt nicht die Sprunghaftigkeit des Volksliedes, bei dem man oft so viel zwischen den Zeilen lesen muß, auch nicht die Helldunkeltechnik Anettes, die ein paar Einzelszenen grell beleuchtet, um über die anderen einen um so dichteren Vorhang zu breiten. Unverständlichkeit bleibt der Uhlandschen Ballade fern, im Verlaufe der Handlung wie in der Psychologie der Personen, die meistens einfache Naturen sind, allgemein Menschliches erleben und ausführen. Diese unproblematisch milde Klarheit ist echter Epenstil; und Uhland strebt diesem auch darin zu, daß er sich gelegentlich einmal kleine Ansätze zu epischer Breite gestattet. In der flott erzählten *Tailefer* ballade findet er Zeit, die nicht zur Handlung gehörige Anekdote von Herzog Wilhelms Straucheln einzufügen, in der *Schlacht bei Reutlingen* macht es dem schwäbischen Poeten sichtlich Vergnügen, mit aller Breite die heimischen Geschlechter Revue passieren und manche Stammesanekdote einfließen zu lassen. Aber er gibt sich genau darüber Rechenschaft, ob solch episches Beiwerk, solche Aufschwellung jeweils mit Form und Vorwurf verträglich ist. Hier, beim epischsten all seiner Balladenmasse, der *Nibelungenstrophe*, ist es sicherlich höchst stilvoll.

Einheit von Inhalt und Form ist eines der meistberufenen, aber schwerst zu befolgenden Gebote aller Poesie, speziell der Lyrik. Daß sie in Goethes Balladen erreicht ist, wird niemand bestreiten. Die munteren Daktylen des Hochzeitsliedes sind ebenso weise gewählt wie die schweren Trochäen der Braut von Korinth. Dieser Zusammenhang aber, der bei Goethe gefühlsmäßig besteht, ist bei Uhland zum Teil historisch hergestellt. Mit dem Inhalt ist die Form gegeben auf Grund geschichtlicher Zusammenhänge. Die romantischen Liebesgeschichten südländischer Sängere fordern die Romanze als Metrum; wie

sollte der Schwank aus den Tagen Kaiser Rotbarts anders erzählt sein als in mittelhochdeutschen Reimpaaren, und wie könnte er stilvoller wirken als durch reichliche Einstreuung von Suevismen und Archaismen? Wie den Ritter im Märchenbuch, so hört man auch hier förmlich einen Zeitgenossen des Geschehnisses das Wort führen. Das eigentliche Heldenmaß zu Eberhards Zeiten war noch die normalisierte Nibelungenstrophe, also wird sie in dem kleinen, in Aventureuren eingetheilten Epos voll Glück zur Anwendung gebracht, samt all den sprachlichen und stilistischen Eigenheiten, die ihr anhängen. Anderwärts herrscht wie bei Goethe lediglich gefühlsmäßiger Zusammenhang. Der marmorkalte Ernst, der aus der Bildsäule des *Bacchus* spricht, kann unmöglich treffender eingekleidet werden als in die gänzlich ungeschmückten unstrophischen Blankverse. Die Rhythmik des Grafen Eberstein, der mit einer Tanzszene beginnt und schließt, wiegt sich selbst in der hüpfenden Weise eines Tanzliedes.

Graf Eberstein nimmt eine Sonderstellung ein: das einzige Uhländsche Gedicht, in dem sich eine, freilich schon durch mittelhochdeutschen Sprachgebrauch geheiligte, Obzönität findet! Umland konnte sich den hübschen Spaß offensichtlich nicht versagen, und kein Verständiger wird ihm das verargen. Daß seine Sammlung einer solchen Würze bedurfte, wird auch niemand behaupten wollen; denn selten mag wohl bei einem Lyriker tief eingewurzelte Sittlichkeit unaufdringlicher zutage treten. Umland ist ein moralischer Dichter, aber kein moralisirender; er bekennt sich zur Tugend, aber nicht durch das eigene Wort, sondern durch die Thaten seiner Helden, deren sittliche Tendenz wortlos zutage tritt. Er ist nicht prüde und die Versittlichung des Stoffes ist ihm kein unbedingtes Gebot. Daß er in *Des Sängers Fluch* die Neigung der Königin zu dem jungen Minstrel auf die diskreteste Andeutung be-

schränkt hat, geschieht nur im Interesse der künstlerischen Einheitlichkeit. Im Merlin allerdings bedeutet der Ersatz der ehebrecherischen Gattin durch das harmlos verliebte, deswegen vor allem Volke bloßgestellte Königstöchterlein nur eine scheinbare Abschwächung des Verlebenden.

Uhland wählt sich seine Stoffe jetzt in der Regel so, daß sie seinem sittlichen Bedürfnis entsprechen; und da kommt die zweite Hälfte des Programmwortes von 1811 zu ihrem Recht: „Der treue deutsche Sinn.“ Tapferkeit und Treue sind ihm die Kardinaltugenden der Vorzeit. Namentlich das ideale Freundschafts- und Vasallenverhältnis des Mittelalters, das ihn schon früher an Dietrich von Bern und den Seinen entzückte, tritt leuchtend zutage bis in die Spätzeitballaden Bertran und Glück von Edenhall. Und wie die Vorlesungen das Pferd als den treuen Kameraden dem Helden zur Seite stellen, so erhält auch die Schwäbische Kunde eine besonders lebenswürdige Pointe: der Ritter gerät in die Klemme, weil er von seinem treuen Rosse nicht hat lassen wollen. Aber hier ebenso wenig wie sonstwo hat sich Uhland zu einem Preise der „Biederkeit der alten Rittersitten“ verleiten lassen. Das würde die Objektivität durchbrechen. Je selbstverständlicher diese Dinge dargestellt werden, desto mehr wird der Leser den Eindruck haben, daß er hier tatsächliche Vorzeitluft atmet.

Aus dem mittelalterlichen Boden, auf dem Uhland jetzt seinen Standpunkt wählt, schöpft der Balladendichter seine beste Kraft. Darin besteht der große Fortschritt der wichtigsten Ballade von 1808, *Reinhold*, die sich stilistisch noch in dem ungebändigten Archaisieren jener Zeit gefällt, daß sie keinen sentimental erfabelten und zu rechtgestutzten Vorzeithelden, sondern einen in den Quellen bereits lebendigen Menschen zum Mittelpunkt hat, wenn

auch einen, der der Sage das meiste verdankt. Später mochte Uhland mit dem ihm vertraut gewordenen Personale freier walten. Der kernhaften Lebendigkeit Kaiser Karls und Rolands in der Meerfahrt und dem Schildträger tut es keinen Abbruch mehr, daß die Geschehnisse fast völlig Uhlands Erfindung sind.

Uhland ist der Quelle bedürftig, aber nicht von ihr abhängig; der ihm vorliegende Bericht ist die Grundlage, bestenfalls ein Gerüst, an dem sich das Rankenwerk eigener Erfindung in die Höhe schlingen kann. Er verwirft ausdrücklich Balladen, die sich zu eng an die Wirklichkeit oder an literarische Vorlagen halten, und macht zum Beispiel Kerner einen Vorwurf daraus, daß er in der Behandlung alter Sagen allzu getreu sei. Man soll ein Gedicht bieten, nicht den Stoff zu einem Gedichte; Bild und Bedeutung müssen erst durch den Dichter recht hervortreten. Damit ist einigen schwächeren Produkten von Uhland selbst das Urteil gesprochen. Namentlich der *M ä h d e r i n*, dieser armselig reizlosen Versifikation einer Zeitungsnotiz.

Uhlands Quellen sind ganz verschiedener Art, keineswegs läßt ihn falscher Gelehrtendümel in der pragmatischen Aufzeichnung der Vergangenheit die einzig würdige Vorlage finden. Naturgemäß ist er auf solche angewiesen, wo er räumlich und zeitlich fernliegende Stoffe wählt. Gelehrte Literaturwerke von Bouterwek und Diez sind seine Hauptquellen geworden für die Gedichte, die er südländischen Sängern gewidmet hat. Man merkt es ihnen nicht an; denn die Geschichte seiner fünf Sangesgenossen, die so viel gelitten haben, ist aus den Lehrbüchern in vollstes Leben übergetreten, und der melancholische Auftakt des Prologs darf die Frische der folgenden Darstellung nicht mehr trüben. Hat ihn später Heine in der Darstellung der unerfüllten Liebe Rudels zu der Dame von Tripolis an raffinierterer Blut überboten, so schlägt Uhland mit der un-

sentimentalen Knappheit des *Massias* den Vorgänger Löben, und mit dem herrlichen *Kastellan* von *Coucy* hat er sich über alle früheren und späteren Wettbewerber zum Meistersänger des „Herzemäres“ aufgeschwungen. Wie in dieser Romanze das Herz als Leitmotiv durch alle Strophen hindurchpocht, wie durch die strenge Würde des Vortrages Roheit und Unwahrscheinlichkeit des Stoffes gemildert und geadelt werden, das ist höchste, reifste Kunst. Das spanische Maß mag es ja fühlbar machen, daß die Blut südländischer Leidenschaft der Darstellung Uhlands abgeht. An ihre Stelle tritt der hohe Ernst, der das Liebesmysterium bestaunt und in sichtlicher Ergriffenheit nur die einfachsten Worte findet.

Zufällig oder gesucht kamen ihm die Stoffe entgegen. In alten Chroniken begab er sich seit der Pariser Zeit besonders gern auf die Suche. Aus *Baces Roman de Rou* ist *Die Jagd von Winchester* geflossen, und der vielgerühmte *Tailleur*, dessen „Echtheit“, das heißt poetische Vollwertigkeit der begeisterte Kerner mit einer Fülle von Ausrufungszeichen versichert. Mir möchte die Simplizität des *Tones* nicht immer ungezwungen, Art und Umfang der Erfindung nicht durchaus stilvoll vorkommen. Hier liegt einer der Fälle vor, in dem Umland sich aus der Vorlage nur dürftiges Material entlehnt. Er hat den Helden, offenbar angeregt durch dessen Namen, zu einem niedrig geborenen Leibeigenen gemacht, der von der Esse zum Waffenhandwerk übergeht. Er zeigt wenigstens, daß er jetzt gelernt hat, was die echte Ballade fordert; denn der historische Bericht von *Tailleurs* Auftreten in der Schlacht hätte höchstens zu einem Situationsbilde gereicht. Aber die weitere Hinzuerfindung ist recht schwächlich, das fürstliche Fräulein, das von der Zinne herab an dem Helden solches Gefallen findet, erinnert doch noch gar zu sehr an das Königstochterlein, das einst heruntergrüßte:

Willkommen Schäfer mein! — und es fehlte nur noch, daß der Herzog zum Schlusse aus dem Ritter und der verliebten Dame ein Paar machte.

Einmal hat Uhland eine Ballade wieder zur Ballade gestaltet: Nach jahrelanger Erwägung des Stoffes, dessen dramatische Behandlung zunächst vorgesehen war, wurde aus dem „Eifersüchtigen König“ Herders *Des Sängers Fluch*. Diese brutale Mordgeschichte ist durch das ernste Pathos der Nibelungenstrophe und durch rasches Hinweggleiten über die peinliche Hauptfigur und Hauptszene so sehr als möglich geadelt. Dennoch bleibt sie unbefriedigend und hat zu allerlei gezwungenen Ausdeutungen Anlaß gegeben. Das Gedicht soll eine Anspielung auf Napoleon enthalten oder Eindrücke der verfallenen Herrlichkeit des schwäbischen Absolutismus widerspiegeln. In Wahrheit hat der ursprüngliche Gedanke bei der Ausführung gelitten: es bringt jetzt nur noch ein negatives Moment zum Ausdruck, nämlich das „Versunken- und Vergessensein“ der Tyrannenherrlichkeit. Es fehlt das positive: Ehemals sollte des Sängers Macht sich nicht nur in dem Fluch offenbaren, sondern in dem Fortleben des Ermordeten im Gesang, in der Auflösung des Geschehnisses in eine Ballade. Uhlands Haushälterischeit hatte diese Pointe aber schon in einer anderen Ballade, dem *Massias*, vorweggenommen.

Am liebsten und häufigsten hat Uhland als Balladendichter den schwäbischen Boden aufgesucht. Alle Arten von Quellen flossen ihm dort: Die mündliche Erzählung Kerners bot den Stoff zum *Lindheimer*, der bloße Anblick des Bildnisses des „Stänglesgrafen“ in der Gaildorfer Kirche die Idee zum *Schenk von Limburg*; mit Vorliebe las er schwäbische Chroniken, so Crusius und Sattler und die moderne Darstellung von Pfister. Kernig streitbarer Vorzeitgeist erfüllt die Balladenreihe, die er einem jungschillerischen Helden, *Eberhard dem*



Rauschebart, gewidmet hat. Uhlands Neigung zum Zyklichen in der Ballade hat sich nie so glücklich bewährt wie hier. Er strebt keine geschlossene Handlung an, sondern gibt einzelne Bilder, die für sich stehen und in ihrer Aufeinanderfolge nur den Wechsel des Kriegsglückes und des menschlichen Schicksals überhaupt illustrieren sollen. Für einen fröhlichen Ausklang hat die Geschichte selbst gesorgt. Trotz der schon festgestellten Detailfreudigkeit bleibt ihm das Charakterbild durchaus die Hauptsache. Uhland hat dem greisen Helden keine Entwicklung aufgezwungen, er bleibt von Anfang bis zu Ende gleich unerschrocken, unsentimental und zum Humor geneigt. Welch ein Abstand von den weichmütigen Vätern der Frühzeit! Hier ist jegliche Schönfärberei aufgegeben: aus solchem Holze waren die alten Schwaben geschnitten.

Das Gebiet der heimischen Sage beschreitet Uhland im Junker Recheberger, den er aus Stockhausens „Wunderlichen Todesvorbote“ geschöpft hatte und schon nach dem Vorangang des Richard Ohnesucht nicht allzu ernst nehmen konnte. Der starke Archaismus des Liedes stützt glücklich den Charakter der grotesken Zaubergeschichte. Uhland erlaubt dem Übernatürlichen überhaupt nur dort Eingang in seine Balladen, wo er es von der ironischen Seite nehmen kann. Das einzige Nothemd bildet eine Ausnahme. Aus eigenem heraus in die Sphäre des Überirdischen emporgestiegen ist er nur dort, wo er mit seinen Dichtungen einen tiefen Sinn verbinden, sie allegorisch ausgelegt sehen möchte. So im rätselhaft unheimlichen Traum und der erhabenen Verlorenen Kirche, den beiden tiefsten Gedichten, die wir aus dieser Periode von Uhland haben. Das eine zeigt in volksmythologischer Verhüllung, wie Freude und Helligkeit der Erde für den Dichter verschwunden sind. Das andere führt hinauf in jene lichten Höhen, die Uhlands Phantasie in feierlichen

Momenten erklimmt. Auch nach ihm ist auf dieser Erde nichts für den Menschen zu hoffen, der hohe Münsterbau einer wahren christlichen Kirche wird in dem Lande menschlicher Unvollkommenheit keine Stätte finden. Darin besteht die wahre Kirchlichkeit, daß jeder sich einen solchen Dom im eigenen Herzen errichtet; das innigste Bekenntnis eines tiefreligiösen, aber der sichtbaren Kirche fernstehenden Mannes.

Schließlich das liebenswürdige Schlußkleinod der Balladenkette: Das Märchen, das dem zweiten typischen Phantasiegebilde Uhlands nach längerem Anlaufe zu klassischer Gestaltung verhilft. Uhland ist ein Märchenfreund gewesen, aber im ganzen kein Märchendichter; dies Märchen — la belle aus bois dormant — nachzubilden und auszudeuten fühlt er sich jedoch berufen, seit er es als seine Lebensaufgabe erkannt hat, solch eine entschlafene Schöne zu erwecken. Dornröschen ist ihm ein Sinnbild der deutschen Poesie, der durch die Romantik neues Leben eingehaucht worden ist. In sinniger Allegorie, die eine weitgehende Ausdeutung möglich, aber nicht zur Pflicht macht, gibt er einen allerliebsten poetischen Abriß der deutschen Literaturgeschichte, die ganz mit Romantiker Augen gesehen ist, auch darin, daß Goethe als Erwecker der deutschen Dichtung aus jahrhundertlangem Schlaf erscheint.

Uhlands Gedichtsammlung hat Erfolg gehabt, aber nicht durchgeschlagen. Rezensent, der edle Ritter, hat ihm manches ganz freundliche und ermunternde Wort gespendet, aber es lohnt sich nicht, eines davon als besonders hellfichtig und verständnisvoll herauszugreifen. Literarische Autoritäten haben sich damals nicht öffentlich geäußert. Mit Recht konnten die Freunde über die kalt-herzige Aufnahme klagen. Der finanzielle Ertrag war mit 400 fl. auch nicht eben sehr hoch. Aber Uhland ging da-

mals mit vollen Segeln, und das Ausbleiben des kräftigen Erfolges hätte ihn unter normalen Umständen wahrscheinlich nur angespornt. Er betrachtete seine Sammlung nicht als das, was sie tatsächlich war, als sein Lebenswerk, sondern als etwas Vorläufiges, als eine Frucht unreifer Jünglings- und drangvoller Unterdrückungsjahre. Mehr und Besseres sollte nachfolgen.

Seien wir denn auch Verkünder  
 Einer jüngern Bruderschar,  
 Deren Haupt und Wuchs gesünder,  
 Höher sei, als unsrer war —

so läßt er die Lieder einleitend zum Leser sprechen. Es sollte anders kommen, der schönen poetischen Blüte die reife Frucht nicht folgen. Er hatte die romantische Schläferin erweckt, um sie alsbald in sich selbst wieder einschummern zu lassen.

---



## 7. Kapitel

### Der Verfassungskampf

Bleibt euch dennoch manches kleinlich,  
Nehmt's als Zeichen jener Zeit,  
Die so drückend und so peinlich  
Alles Leben eingeschnit . . .  
Aber nun die hingemoderte  
Freiheit Deutschlands frisch aufloderte,  
Wird zugleich das Lied genesen,  
Kräftig steigen an das Licht!

So hatte das Vorwort der Gedichtsammlung entschuldigend und zukunftsfröh die Abhängigkeit des Poeten von den Zeitläuften ausgesprochen. Aber noch vor dem Abschlusse des Druckes, im Juni 1815, entstand eine gewichtige und erfreuliche Zugabe zu der Balladenreihe, der Eberhardzyklus, und in ihm ist der Ton hoffnungsvoller Gegenwartsfreude bereits durch scharfen Kampfruf ersetzt:

In Fährden und in Nöten zeigt erst das Volk sich echt,  
Drum soll man nicht zertreten sein gutes altes Recht.

In der Zwischenzeit hat die Politik Uhland in ihre Kreise gezogen, und wie stark muß ihre Macht über ihn bereits sein, wenn der eben erst zur höchsten Objektivität herangereifte Dichter in der nibelungisch gehaltenen Vorzeitballade solch subjektiver Regung das Wort erteilt! Allerdings war es nicht seine Sache allein, die er verfocht, sondern er berührte hier eine Saite, die in allen guten

Schwabenherzen nachschwingen mußte und deren Anschlag allein dem Gedichte schon warme Zustimmung sicherte.

Württemberg befand sich damals im Kampf um sein gutes altes Recht. Der Kunstbau seiner vielgerühmten alten Verfassung hatte ihm die Despotenhand 1805 zer schlagen. Knirschend, aber nur insgeheim sich aufbäumend hatte man ein Jahrzehnt der Unterdrückung ertragen. An den siegreichen Abschluß der Freiheitskriege knüpfte man jetzt neue Freiheitshoffnungen.

König Friedrich war viel zu erfahren, um sich über die Volksstimmung zu täuschen, und da ihm auch die Bestimmungen des Wiener Kongresses ein konstitutionelles Regiment zur Pflicht machten, tat er das Klügste, was für den Augenblick zu tun war: er kam jeder unbequemen Vorschrift der Machthaber und jeder Willensäußerung des Volkes zuvor und glaubte sich dazu noch die Pose des Volksbeglückers geben zu können. Er ließ in ein paar Monaten einen Verfassungsentwurf ausarbeiten, berief dann in alter Weise die Stände ein und legte ihnen sein Werk vor, nicht etwa zur Begutachtung, sondern zur Kenntnisaahme. Die Verfassungsurkunde machte einen dicken Strich unter alles bisher Geschehene: an den Steuern und Gesetzen, die während der absolutistischen Zeit gegeben worden waren, sollte nicht gerüttelt werden. Lediglich später auf dieser Grundlage Aufzubauendes war der Mitberatung durch die Stände zugänglich. Die Zusammensetzung des Hauses sah sich nicht undemokratisch an, war aber ersichtlich so gewählt, daß eine verhältnismäßig große Zahl Bürgerlicher ein Gegengewicht zu dem gefürchteten Adel bilden sollte, der mit jenen in einer Kammer vereinigt war.

Am 15. März 1815 ließ der König den Ständen diesen Gnadenerlaß feierlich vorlesen, legte dann die Verfassungs-

urkunde in goldener Kapsel auf den Tisch des Hauses und nahm mit theatralischem Pompe seinen Abgang. Doch er täuschte sich, wenn er die Szene bereits ausgespielt wähnte. Allein gelassen, erklärten die Stände durch alle ihre Vertreter, daß sie den königlichen Verfassungsentwurf ablehnten und die alte württembergische Konstitution begeherten. Damit hatte der mehr als vier Jahre andauernde Verfassungstreit begonnen.

Schon dieser erste Schritt der Stände hat verschiedene Beurteilung erfahren. Hegel rief aus, nur ein Fürst, der sein Volk recht gründlich belügen und sich dabei vor Gott und den Menschen ein ehrliches Ansehen geben wolle, könne die alten Rechtsverhältnisse des 18. Jahrhunderts wiederherstellen. Auch andere, minder voreingenommene Beurteiler mißbilligten den Versuch, einen Schritt zurückzugehen und Verhältnisse einzuführen, die eine Negation des modernen, durch die napoleonische Zeit bedingten Staatsbegriffes bedeuteten. In Württemberg selbst freilich jubelte alles den Volksvertretern zu, und auch bei Uhland findet sich als ungefähr erste politische Notiz die Versicherung, man sei „über das wackere Verhalten der Stände sehr erfreut“. Die nächsten Jahre haben der Stimmen für und wider in diesem Streite so viele gebracht, die rechtstreuen und starren Männer haben so seltsame Wege begangen, daß eine Darlegung der menschlichen und politischen Wurzeln dieser glühenden Liebe zum „guten alten Recht“ unumgänglich ist.

Eindringlich und überzeugend drängen sich die allgemeinen psychologischen Grundlagen der Bewegung an die Spitze: Die Sehnsucht des württembergischen Bürgers nach dem guten alten Rechte war gleichbedeutend mit der nach der guten alten Zeit. Man wird gerade heute nicht über diese philiströse Rückwendung in die Vergangenheit spötteln, sondern sie mit tiefer Wehmut nachempfinden.

Das Politische und das Materielle erscheint enge verflochten bei einem so jähen und radikalen Wechsel der Zeiten, wie er damals und heute zu verzeichnen ist. Freilich spüren gerade wir Heutigen, wie unmöglich solches Zurückstellen des Rades der Geschichte ist, die Altwürttemberger erscheinen uns deshalb als liebenswürdige Schwärmer.

Stärker schlägt ein anderes psychologisches Moment durch. Zehn Jahre lang hatte man unter Friedrichs Despotie geseufzt. Was konnte von einem solchen Herrscher Gutes kommen? Eine Verfassung mochte objektiv genommen noch so viele Vorteile bieten, dem Württemberger war sie unannehmbar, weil dieser Mann sie mit seinem Namen deckte. Dies Gefühl war in den ersten Phasen des Kampfes durchaus berechtigt. Später aber verschlossen die Stände hartnäckig die Augen gegen das Bessere, das dem Schlimmen folgte.

Hartnäckigkeit — der typische Vorwurf, den man den Altrechtlern zu machen pflegt! Hier haben wir die eine spezifisch schwäbische Wurzel solcher Gefinnung. Man hatte lange genug den steifen Nacken beugen müssen; das erste Freiheitslüftchen, das wieder wehte, erinnerte die Schwaben daran, daß sie einst frei, mit fast souveräner Gleichheit ausgerüstet dem Zwingherrn gegenübergestanden hatten. Und die erste Folgerung, die sie daraus zogen, war, daß sie nicht nötig hätten, sich etwas schenken zu lassen, sondern daß sie fordern dürften, was man ihnen mit Gewalt entrißen hatte. Nicht der König durfte ihnen die Verfassung diktieren, sondern durch freien gegenseitigen Entschluß, durch gemeinsame Verhandlung mußte sie entstehen.

Dazu kam der württembergische partikularistische Heimatstolz. Nicht nur die Schwaben hatten ihre alte Verfassung geliebt, die Ausländer hatten sie gelobt, ein englischer Staatsmann sie als die einzig wahrhaft freiheitliche

neben der britischen bezeichnet! Von dieser Vortrefflichkeit konnten auch fünfundzwanzig Sturmjahre nichts wegfegen. Mehr als einmal bekam die Welt während des Konfliktes von den Volksvertretern zu hören, daß die alte Verfassung so vollendet sei, wie Menschenwerk überhaupt sein könne.

Schließlich war damals eine besondere politische Konstellation gegeben, die ein Zusammengehen verschieden gerichteter Ständemitglieder wenigstens für einige Zeit möglich machte. Die Kammer umfaßte, wie gesagt, Adlige und Vertreter der Bürgerschaft. Jene, zum Teil erst mediatisiert, fügten sich begreiflich mit noch stärkerer Unlust unter das königliche Joch als diese. Das gute alte Recht, in dem sie selbst keine Stelle gefunden hatten, galt ihnen wenig, die Opposition alles. Ihr aristokratischer Machthunger glaubte unter allen Umständen von einer Änderung gerade dieser Verfassung zu profitieren, die ihre speziellen Rechte außer acht ließ. Ähnlich lag es bei den Neuwürttembergern; das jetzige Königreich bestand ja nur zur knappen Hälfte aus Landschaften, die sich einst des guten alten Rechtes erfreut hatten.

Die Altwürttemberger selbst nun führten, ohne es selbst recht zu empfinden, mit ihrer Vorliebe für das Gewesene ein seltsames Doppelspiel auf. Sie riefen scheinbar den Geist des toten 18. Jahrhunderts gegen die neuzeitlich konstitutionelle Staatsrichtung in die Schranken. Viele Vertreter des Alten taten das aber nur, weil sie innerlich viel fortschrittlicher gesinnt waren als der König. Die alte Verfassung schien ihnen die fürstlichen Rechte viel stärker zu pressen als jede denkbare neue. Sie waren aus demokratischem Geiste heraus ultrakonservativ.

Aber dieser Vorzug des guten alten Rechtszustandes war eben doch nur scheinbar. Es war ganz und gar keine Demokratie gewesen, die im alten Württemberg geherrscht hatte, sondern eine Oligarchie schlimmster Art, keine Parla-



mentsherrschaft, sondern ein Ausschußwesen, das einige wenige, die mit dem Volke in fast gar keiner Berührung standen, mit fast souveränen Rechten neben den König stellte. Diese Stände hatten die Truhe unter sich, die sie mit selbstausgeschriebenen Abgaben durch das Volk füllen ließen und rechenschaftslos verwalteten. Sie hatten ihren eigenen Gesandten bei den Mächten, trieben neben der fürstlichen eine gesonderte Auslandspolitik; das war eine der zahlreichen staatsrechtlichen Ungeheuerlichkeiten, an deren Verpflanzung ins 19. Jahrhundert den Altrechtlern besonders gelegen war.

Doch es führt zu weit, sich in die Einzelheiten der alten Verfassung zu verlieren. Der Leser braucht sie nicht zu kennen und wird doch den Standpunkt des damaligen Altrechtlers verstehen; denn der durchschnittliche württembergische Bürger jener Zeit — der kannte sie auch nicht. Es waren ganz vage Vorstellungen von der alten Verfassung im Umlauf, und wenn man von der Forderung eines Vertragsverhältnisses zwischen Fürst und Volk absieht, so war in keinem einzigen Falle wirklich ein sachlicher Vorzug auf seiten des guten alten Rechtes der Grund zu dessen unentwegter Vergötterung. Der Vorwurf kann den Württembergern daher nicht erspart werden, daß sie das Recht zunächst nicht deshalb verfochten haben, weil es gut, sondern weil es alt war, und daß aus dem Alten das Gute mit Sicherheit gefolgert wurde.

Uns kümmert hier nun aber, wie denn Uhland, den jedermann als strammsten Verfechter und eindrucksvollsten Wortführer des guten alten Rechtes kennt, zu seiner Stellungnahme gekommen ist; denn unter die gedankenlosen Mittläufer werden wir ihn nicht zählen wollen.

Zunächst gab es für ihn freilich keine Wahl. Man war in den altwürttembergischen Familien einfach von selbst altrechtlerisch gesinnt, und Uhland hatte, wie schon

festgestellt, als Tübinger von Kindesbeinen an die Ideen des liberalen württembergischen Beamtentums in sich aufgenommen. Seiner Königstreue und seines berufsmäßigen Pflichteifers unbeschadet befand sich dieses von jeher in einer zunächst stillschweigenden Opposition gegen die Regierung, die dem Bürger das Mitsprechen in keiner Form gestatten wollte. Solche Anschauung fand Uhland also im väterlichen Hause auch lebendig.

Was man dem Politiker aber von jeher zum Vorwurfe gemacht hat, ist nicht, daß er aus solchen Anschauungen hervorgegangen ist, sondern daß er aus ihnen nie so recht herausgefunden hat. Den Anschein der Enge erweckt auch seine politische Einstellung, wie die aller Altrechtler, und das so vielfach breitgetretene Wort Freiligraths scheint für ihn gerade außer Geltung zu sein, daß der Dichter nämlich auf einer höheren Warte stehe als auf den Zinnen der Partei.

Dieser Mißstand hat zweifellos seinen Grund darin, daß ihm auf politischem Gebiet eine Entwicklung nicht vergönnt war und er heilsamen äußeren Einflüssen nicht zugänglich gewesen ist. Die neue Epoche war für ihn mit dem Pariser Aufenthalt angebrochen, da streifte er die kurzfristig machende Schwabenbrille ab. Wir wissen, daß dies in politischer Hinsicht nicht der Fall war, daß die Hauptstadt der Welt der unpolitischste Boden, der Freundeskreis die unpolitischste Genossenschaft darstellte. Sein deutsches Nationalgefühl brachte er gekräftigt und gehoben aus dem Frankenlande zurück; in Fragen der praktischen Politik aber hat er kaum je anders als schwäbisch, am wenigsten deutsch denken gelernt.

Die Politik als solche beginnt ihn erst im dritten oder vierten Stuttgarter Jahre zu interessieren. Und da konnte sein Denken und Fühlen nur eine Richtung nehmen: seine Feindschaft gegen die Autokratie, seine Sehnsucht nach

Dämpfung der Tyrannengewalt durch verständigen bürgerlichen Beirat hatte er in v. d. Lühes Kanzlei ständig nähren müssen.

Auch für ihn war das nicht nur ein frommer Wunsch, sondern eine rechtliche Forderung. Die Worte eines späteren Gedichtes, daß er sich „des Rechts beflissen gegen seines Herzens Drang“ sind in aller Munde. Aber sie dürfen nicht in dem Sinn ausgelegt werden, als wäre Uhland an sich eine gänzlich unjuristische Natur gewesen und dem formalen Recht fremd und feindselig gegenübergestanden. Er besaß jedenfalls ein ungemein stark entwickeltes Rechtsgefühl, das keineswegs nur in starrem Troge gegen die Machthaber wurzelte, sondern auch in weicheren Seelenregungen, wie es ja in den württembergischen Kammerverhandlungen mehr als einmal den Armen und Unterdrückten zugute gekommen ist. Und dieses Empfinden ganz besonders mußte ihn unter den damaligen Verhältnissen den Altrechtlern in die Arme treiben. Wir freuen uns, seine Stellungnahme nicht ursprünglich doktrinäer Wurzel entsprungen zu finden, sondern in ihm in erster Linie den Gefühlspolitiker zu erkennen.

Als solcher, nicht als besonders troziger Starrkopf, ist er auch der Partei länger als andere treu geblieben. Er hat als Jurist sicher bessere Kenntniss ihrer Grundsätze und Vorgeschichte gewonnen als die meisten, dennoch hat er sich von ihrer unzeitgemäßen Überlebtheit nicht zu überzeugen vermocht. Uhland war natürlich, wie jeder, auch in der Politik der Sohn seiner Zeit, aber für ihn ganz besonders gilt, was vorhin gesagt wurde, daß nämlich dieser Konservatismus im Grunde Demokratismus war. Das allein schlägt ja eine Brücke zu seiner Haltung in den dreißiger und vierziger Jahren. Aber er war daneben zu sehr Sohn seines Landes. Wir werden später jene Wendung miterleben, die die be-

schränkte württembergische in eine fruchtbare gemeindeutsche Politik überführen möchte. Trotzdem muß es für jede Phase von Uhlands politischer Betätigung ausgesprochen werden: er hat beharrlich die Tatsache übersehen, daß Württemberg ein Glied des deutschen Bundes war und nicht auf eigenen Füßen stehen konnte, weder in den allgemeinen Fragen der Verfassung noch in den besonderen der Gesetzgebung. Die gesamte Haltung der Opposition in den zwanziger, mehr noch in den dreißiger Jahren erklärt sich aus dieser Kurzsichtigkeit eines Liberalismus, der an sich das Gute und Rechte will, aber für die reale politische Situation eines nach allen Seiten gebundenen Mittelstaates kein Auge hat. Als er vollends in der Paulskirche sitzt, da ist an seiner Politik ja scheinbar jener langentbehrte Zug ins Große in überreichem Maße ausgeprägt. In Wahrheit zeigt sich auch da der durch jahrzehntelanges Eingespinnensein getrübbte Blick für politische Wirklichkeiten und Möglichkeiten.

Im März 1815 hatte das Volk mit ausdrucksvoller Wucht seinen Willen erklärt und sich wie ein Mann hinter die Stände gestellt. Auch im Auslande war der Eindruck mächtig, zumal im April die unendliche Liste der Landesbeschwerden in flammender Anklage die Übergriffe des Despotismus in Schwaben zu allgemeinem Bewußtsein brachte. Der König mußte den Ständen einen Schritt entgegen tun, und nun beginnt ein langes Davieren: Friedrich ließ sich zollweise den Boden abgewinnen, nicht ohne häufige Rückfälle in seine Despotennatur, die sich an ein Verhandeln mit den Untertanen gar zu schwer gewöhnen mochte. Aber scharfe Adressen, die ohne Unterlaß aus dem Lande an ihn gelangten, hielten ihn über die Stimmung im klaren. Karl Mayer, auch er ein fester Altrechtler, war noch nach einem halben Jahrhundert stolz darauf, durch eine solche Adresse den Alperg riskiert und den König zu

dem zornigen Ausrufe vermocht zu haben: „Das ist grob!“ Auch Uhland hat man zum Verfasser einer schlecht stilisierten Eingabe der Stuttgarter vom August 1815 machen wollen, aber ohne Berechtigung. Nur daß er mit wachsendem Interesse damals die Angelegenheiten verfolgte, ver-raten Briefe und Tagebuch. Mit den führenden Männern der Kammer in Fühlung zu kommen, dazu verhalf ihm ein besonderer Anlaß.

Das unermüdliche Drängen der Eltern nach einer festen Anstellung führte vorübergehend auch zu dem Gedanken, den Sohn auf einem Sekretärposten bei der Landschaft unterzubringen. Zwei Vorfahren von ihm, beides Stäudlin, waren schon im gleichen Amte tätig gewesen. Aber zunächst waren die Stände noch nicht konstituiert und konnten keinen Sekretär berufen, und als sie es konnten, da vermochte Uhland weder diese noch sonst eine Stelle im Staatsdienste anzunehmen.

Das Rechtsgefühl, das so tief bei ihm wurzelte, wußte nicht nur in demokratischer Begehrlichkeit die Ansprüche des Bürgers gegenüber dem Throne zu verfechten. Es äußerte sich mitunter auch in minder bequemer, ja für ihn selbst geradezu verhängnisvoller Weise. In einem Briefe an die Eltern vom 2. August 1815 hat er einen Grundsatz ausgesprochen, der von nun an in allen seinen Schreiben nach Hause wiederklingt. Er war auch in Stuttgart um die Procuratur eingekommen, hatte sein Gesuch aber zurückgezogen, „indem es,“ wie er schreibt, „durchaus meiner Überzeugung entgegen wäre, bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge dem König einen Eid zu schwören.“ Und dabei bleibt er, trotzdem der rechtlose, das heißt verfassunglose Zustand wider sein Erwarten vier Jahre gedauert hat. Er lehnt jede Anstellung trotz des Drängens der Eltern ab, er bleibt dem ungeliebten Advokatenberufe treu und läßt seine besseren Anlagen verkümmern. Was

hätte Uhland in jener Zeit nicht alles werden können in seinem geliebten Württemberg, wo dem bewunderten Dichter und geschätzten Juristen allmählich alle Türen und Herzen sich öffneten: Landschaftssekretär, Universitätssekretär, Professor der Rechte oder der Germanistik, Oberamtsrichter in Stuttgart, Oberbürgermeister der Vaterstadt — nichts vermochte ihn zu verlocken! Daß er mit dieser Gewissenhaftigkeit vor sich selbst ziemlich vereinzelt da stand, kann die Bewunderung für diese Standhaftigkeit nur verstärken. Er hat ausgehalten trotz starker äußerer Not, ja er hat sich zeitweise redlich durchgehungert. Die knappe Notiz des Tagebuchs: „Geldnot“ kehrt in jenen Jahren mit stiller und bedrückender Regelmäßigkeit wieder. Wir erfahren auch, daß sie oft in letzter Stunde durch die Freunde Schwab und Roser gewendet werden mußte. Es waren harte, ja qualvolle Jahre, diese Zeit des freiwilligen Ausschlusses von Würden, Ämtern und Einkünften des Heimatlandes. Der Ständekampf ist ohne Zweifel das innerlich und äußerlich tiefsteinschneidende Erlebnis, das Uhlands Biographie aufzuweisen hat.

So konnte der Dichter denn auch hier nicht stumm bleiben. Zwar nur in ganz bescheidenem Maße, wie stets, ist ihm gegeben, zu sagen, was er leidet. Aber es sind tiefwehmutsvolle kurze Lieder, die dem Frühjahr 1816 entstammen.

Lebendig sein begraben,  
 Es ist ein schlimmer Stern,  
 Doch kann man Unglück haben,  
 Das jenem nicht zu fern:  
 Wenn man, bei heißem Herzen  
 Und innern Lebens voll,  
 Vor Kummernis und Schmerzen  
 Frühzeitig altern soll.

Aber solche Töne verstummen bald. Die zarte Blüte persönlicher Empfindungslyrik ist wirklich vor den Stürmen der Zeit erfroren, wie es die *M a i k l a g e* befürchtet. Dagegen haben sie dem politischen Dichter in die Saiten gerauscht und ihn zu mächtigen Klängen angetrieben.

Man wird sich dieser Bereicherung des Stoffgebietes nur bedingt freuen. Zum ersten Male stellt Uhland seine Kunst in den Dienst einer kunstfremden Sache; und dazu einer ausgesprochenen Parteiangelegenheit. Diese Gedichte sind so völlig gelegenheitlich, daß sie größtenteils ohne Kenntnis der damaligen Vorgänge nicht verständlich erscheinen. Fehlt ihnen der krasse aufhebende Radikalismus der späteren politischen Lyrik Deutschlands, so mangeln sie auch des großen freiheitlichen Zuges, des Hinblickes auf das Ganze, und sie sind trotz ihrer zweifellos frischen Sangeshaftigkeit doch nicht der mitreißende Ausdruck einer weite Kreise befeuernden Volksstimmung. Wohl verwirklicht sich gerade in ihnen die Prophezeiung des Vorworts von 1815, daß das Uhlandsche Lied von jetzt an kräftiger ans Licht steigen werde, aber diese Stählung tat damals nicht mehr so sehr not. Acht bis zehn Jahre früher, da wäre solch unmittelbar packendes aktuelles Thema geeignet gewesen, den jungen Dichter über Nachempfinderei und Geziertheit hinauszuführen. Der reife Meister bedarf dessen nicht mehr, und es ist traurig zu sehen, wie das neue Thema und der neue Tonfall im Laufe des Jahres 1816 der alten Dichtweise langsam das Feld abgewinnt. Das engbegrenzte politische Feld war abgeweidet, als die Verfassungskämpfe ihr Ende erreicht hatten, der gewaltsam abgerissene Faden der rein lyrischen und balladenmäßigen Dichtung sollte sich aber nicht mehr anknüpfen lassen.

Mit kräftigem Akzent setzt die politische Dichtung unmittelbar dort ein, wo die patriotische aufgehört hatte: der Jahrestag der Völkerschlacht gibt Anlaß zu einer Huldi-

gung an den Abgeordneten Klüpfel, dem es aufbehalten war, „so manch heilig Recht zu retten, das unter wüsten Trümmern ruht“. Da ist Uhland noch allgemeiner Sänger der Reaktionszeit, Streiter im Kampfe gegen die Finsternis, den unseligen Geist des Mißtrauens, der sich wieder auf Deutschland herabsenken soll. Die nächsten Gedichte, den Jahren 1816 angehörig, werden spezieller: Das gute alte Recht ist eine Versifikation der herkömmlichen ständischen Forderungen, während das auf einer Reise entstandene Gedicht Württemberg alle Segnungen des Vaterlandes für nichtig erklärt, solange ihm „all und eines“ fehlt: Das gute alte Recht. Diese beiden Lieder, die uns heute am engsten und eintönigsten anmuten, mußten gerade damals auf den fruchtbarsten Boden fallen. Doch Uhland tut noch einen weiteren Schritt zur Spezialisierung: er greift einen bestimmten Gegner an, nicht den König, sondern dessen Minister, und kommt so in Konflikt mit einem Manne, den er doch ganz und gar nicht als williges Werkzeug des Despotismus ansehen konnte.

Der Verfassungskampf war im Oktober 1815 dadurch in eine neue Phase getreten, daß der König einen anerkannt liberalen Staatsmann in sein Ministerium berufen hatte. Das war der Freiherr Karl August von Wangenheim; eine der interessantesten und kennzeichnendsten Diplomategestalten der Reaktionszeit, die aber in Anlage und Anschauungen den zwiespältigen Charakter jener Gärungsperiode wieder spiegelt. Zukunftskeimereicher Liberalismus und rückständige Romantik, praktisch blickender Organisationsgeist und verstiegen phantastischer Doktrinarismus mischen sich bei ihm in seltsamer Weise. Mag das Lob Treitschkes berechtigt sein, der ihn den geistreichsten süddeutschen Diplomaten vor 1848 nennt, für Württemberg speziell war er nicht der rechte Mann. Das spricht freilich mehr gegen die Schwaben als gegen ihn. Die hartköpfigen



und kurzſichtigen Verfechter des guten alten Rechtes, die im Verfaſſungſtreit als Repräſentanten aufgeſtellt waren, gewiegte Juriften und kleinliche Politiker wie Zahn, Weiſhaar, Bolley und andere konnten mit dem glatten, ſie an Formen wie an geiſtiger Beweglichkeit weit überragenden „Ausländer“ unmöglich zufrieden ſein; ſeine flüſſig dialektiſche Redegewandtheit ſtach ſchon äußerlich denkbar weit von ihrer umſtändlich unfreien Manier des monoton ſchwäbelnden Abſehens ab, an deren Unlebendigkeit Hegel ſo ſtarken Anstoß nahm. Dazu konnte der fremde Kavalier einen gewiſſen überheblichen Spott gegenüber der einheimiſchen Querköpfigkeit nicht immer verbeißen und die burſchikofe Abfertigung von Angelegenheiten, die den Ständen heilig und wichtig waren, mußte ſie andauernd verſtimmen. Aber natürlich war auch da die ſachliche Differenz das Grundhindernis: Wangenheim hatte 1815 in einer Schrift mit dem Titel: „Idee der Staatsverfaſſung“ die Grundlinien der freiheitlichen Konſtitution vorgezeichnet, wie ſie ihm für das Land am geeignetſten ſchien. Obſchon er in der Praxis den Ständen weiter entgegenkam als in der Theorie, hat er doch natürlich den Standpunkt nie innegehabt, den jene allein für diskutierbar hielten: der Boden des guten alten Rechtes durfte nicht verlaſſen werden, wenn man mit ihnen verhandeln wollte.

Die Schrift iſt das Produkt einer in Tübingen verbrachten Erſilzeit. Wie ſpäter bei den Ständen, ſo hatte Wangenheim ſich ſchon 1811 beim König durch ſeine allzu freien Anſchauungen und Allüren mißliebzig gemacht, und war deshalb kurzerhand als Kurator der Univerſität nach Tübingen verſchickt worden. Dort ſpielte er eine nicht unbedeutende Rolle. Der literariſch gebildete und intereſſierte Mann hatte bereits früher mit einer originellen Abzweigung der ſüddeutſchen Romantik, mit dem Kreiſe

des alten ritterlichen Freiherrn von Truchseß auf der mainischen Bettenburg, Fühlung gewonnen und war dadurch Friedrich Rückert nahegetreten. Jetzt konnten Beziehungen zu der Tübinger Romantik nicht ausbleiben, und so lud der Freiherr denn auch Uhland und Schwab in seine gastfrei liebenswürdige Häuslichkeit. Uhland hatte persönlich dem Freiherrn manches zu danken; denn Wangenheim ist es gewesen, der Cotta zum Verlage der Gedichte vermochte. Und wie rührend erfinderisch bemühte er sich in jenen Jahren um eine einträgliche Stelle für Uhland! Die ersten Versuche, ihn an die Universität zu fesseln, sind von Wangenheim ausgegangen.

Er mag dazu durch seine Hochachtung vor des Dichters Talenten wie durch die Bitten des Vaters veranlaßt worden sein. Wangenheim stand mit dem Universitätssekretarius auch persönlich sehr gut. Als trefflicher Kurator hat er sich nicht nur um die Hebung der Hochschule im allgemeinen verdient gemacht, sondern auch die Besoldungsfrage der Beamten und Lehrer in den harten Zeiten immer im Auge behalten. Andererseits scheute sich der vorurteilslose Kavalier auch nicht, von Vater Uhland ein Darlehen zu erbitten, als er nach Stuttgart übersiedelte und ihm durch die Ministerwürde vielerlei Kosten erwuchsen. Später hat sich das ungleiche Freundespaar überworfen.

Wangenheim trat sein Amt in siegesgewisser Zuversicht an, der Gang der Dinge in den nächsten Monaten bedeutete aber für ihn wie für den König eine ständige Kette von Enttäuschungen. Doch wurde ihm wenigstens die eine Genugtuung, daß die Stimmung objektiver Beurteiler, die sich nicht in das gute alte Recht verbissen hatten, mehr und mehr zugunsten Friedrichs und seines Ministers umschlug. Denn Wangenheim ging so weit wie nur denkbar, wenn er den Altrechtlern einräumte, sie seien eigentlich mit ihrer Forderung ganz im Rechte, nur ver-

bierte sich die Rückkehr zu dem alten Zustand aus praktischen Gründen. Was an ihm irgend noch brauchbar sei, das sollte in den neuen Verfassungsentwurf eingehen. Alles umsonst, die radikale Forderung der Stände blieb bestehen. Sie riefen sogar zweimal die auswärtigen Mächte, die alten „Garanten“ der Verfassung, zum Schutze der Volksrechte auf. Reale Politiker wandten sich achselzuckend von solchem Starrsinn ab, das Urteil des Freiherrn von Stein ging von der ständischen auf die königliche Seite über. Der Ton ward beiderseits immer schärfer, die Lage gespannter.

In diese Lage fällt die poetische Auseinandersetzung Uhlands mit Wangenheim; er ließ sich durch die immer gewährte dankbare Hochachtung vor dem trefflichen Manne von dem Waffengang mit dem Minister nicht zurückhalten. Seine schärfsten Verse, in denen Wangenheim als eine Art Hampelmann erscheint, hat er allerdings wohlweislich ins Pult verschlossen. Im Gegensatz zu der etwas dünnen Katalogmäßigkeit der beiden vorhergehenden Gedichte hat er in dem alsbald veröffentlichten *Gespräch* die lebendige Form des schlagfertigen Dialogs gewählt. Er selbst ist es oder irgendein anderer Altrechtler, der hier mit Wangenheim ein Wortgefecht liefert. Er nimmt den Vorwurf der Engherzigkeit ruhig in Kauf und beharrt bei dem Wort: „Ich bin des Alten treuer Knecht weil es ein Gutes ist!“ und am Schlusse, wo der hier trefflich gezeichnete Wangenheim sich schmerzvoll in die Höhen des idealistischen Liberalismus versteigt („Du hast das Ganze nicht erfaßt, der Menschheit großen Schmerz“) erhält er die bittere, aber aus aller Schwaben Herzen gesprochene Abfertigung: „Du meinst es redlich, doch du hast für unser Volk kein Herz!“

Auch Wangenheim indes fand seinen Kämpen, der die Antwort nicht schuldig blieb. Hatte Uhland für die Bollen, Zahn usw. gesprochen, so sprach jetzt kein geringerer

als Friedrich Rückert für Wangenheim, und mit scharfer Replik weiß er jede der Äußerungen Uhlands zu parieren, die er sämtlich wortgetreu aufgreift. Hatte jener gesagt: „Ich bin des Alten treuer Knecht weil es ein Gutes ist,“ so rundete Rückert diese Zeilen zur Strophe ab durch die harte Erwiderung: „Das Gute bessern ist ein Recht, das nur der Knecht vergift.“ Mit gefühlvoller Schlußwendung läßt er Wangenheim auf Uhlands letzte Worte hin seine unveränderliche Liebe zum Schwabenvolke betonen: „Für es trag' ich samt andrer Last auch dieser Kränkung Schmerz.“

Aber Uhland und Rückert haben damals nicht nur die Waffen feindselig gekreuzt, sie haben auch friedlich als gute Gesellen Seite an Seite gestanden und, ob sie nun Spaziergänge machten oder sich im Weinhause trafen oder auf ihren Buden im Schachspiele einander gegenüber saßen, beiderseits aus diesem Umgang erfreuliche Anregung gezogen. Selbst Uhlands in persönlicher Stimmungsäußerung so kargen Briefe rühmen die „sehr angenehme Bekanntschaft“ mit dem „an schönen Dichtungen reichen“ Rückert.

Wie der hochgewachsene, bleiche, langlockige und altdeutsch schwarzgekleidete siebenundzwanzigjährige Sangeskollege äußerlich einen sehr starken Gegensatz zu Uhland darstellte, so ist auch beider Kunstbegabung und Kunstübung durch sehr weiten Abstand getrennt. Der naheliegende Vergleich zwischen ihnen ist in den dreißiger Jahren durch den schwäbischen Dichter Pfizer in einem geistreichen Schriftchen gezogen worden. Rückert ist in ganz anderem Maß als Uhland eine echt lyrische Natur. Jede Zeile seiner Dichtung ist erlebt und jedes Erlebnis nimmt ihm dichterische Form an. Aber nicht so, daß das Erlebnis ihn ungestüm zur Dichtung drängte: das Bedürfnis, Verse zu machen, ist bei ihm zuerst da und bemächtigt

sich seiner oft sehr nebensächlichen Erlebnisse. Er hat es ausgesprochen, daß Essen, Trinken, Schlafen, Dichten ihm gleich natürliche Bedürfnisse sind. Ihm ist eine spielende Sprachbeherrschung verliehen, die jeden Gedanken wenigstens äußerlich Gedichtform annehmen läßt. Von emsiger Stoffsuche, von beharrlichem Emporringen zu größerer formaler Vollendung, von sparsam keuscher Zurückhaltung wie bei Uhland ist bei ihm keine Rede, und vollends nicht von besonnenem Aufhören in der Zeit, da der innere poetische Vorrat erschöpft war. Es fehlt ihm an Strenge gegen sich selbst, an Feile, an künstlerischer Formreife. Den Eindruck, daß er spiele, wird man bei den wenigsten seiner Dichtungen los.

Als er Uhland gegenübertrat, da befand er sich in einer günstigen poetischen Zeit. Eines der wenigen dichterisch epochemachenden Ereignisse seines Lebens wirkte noch nach: die Freiheitsbewegung. Viel lebhafter als bei Uhland war bei ihm das Bedürfnis zutage getreten, selbst zum Sturze des Tyrannen die Waffen zu führen. Mit ganz anders ingrimmig-pathetischer Wucht als dieser fuhr er denn auch, als sich ihm das Waffenhandwerk verschloß, in die Saiten seiner Leier und stellte für die gute Sache „mit Glutblick trutzend Krieger, zwar nur nachgeäffte, geharnischter Sonette ein paar Duzend“. Auch diese zum Teil sehr glücklichen und stimmungskräftigen Gedichte zeigen durch den Abstand zwischen künstlich zwangvoller Strophenwahl und schrankenlos dahinstürmender Gedanken- und Leidenschaftsfülle die Gefahren der Rückert'schen Formvirtuosität. Seine leidige Gewohnheit, ein Thema bis zum letzten auszupressen, konnte Uhland bald darauf aus dem schwächlichen „Kranz der Zeit“ kennen lernen, einer langweiligen Sammlung aktueller Gedichte, die das politische Thema der Befreiungszeit noch einmal breittritt.

Anderer Seiten der Rückert'schen Poesie mußten ihn verwandter anmuten. Germanische Vorzeitstoffe hatten durch romantische Vermittelung schon früher ihre Macht auf ihn ausgeübt, mag sein, daß der Umgang mit Uhland hier neue Anregungen brachte. Rückert konnte dem Freunde seine schon aus dem Jahr 1814 stammende Bearbeitung der lieblichen altfranzösischen Fabel von Flor und Blanchefleur vorlegen, mit der dieser sich auf der Pariser Bibliothek gleichfalls vertraut gemacht hatte. In der Stuttgarter Zeit entstand das kleine Epos von „Rind Horn“ in der Nibelungenstrophe, die eben erst durch Des Sängers Fluch und die Eberhardballaden ihre Auferstehung gefeiert hatte. Da muß unmittelbare Beeinflussung des jüngeren Dichters durch den älteren vorliegen, obschon jener sich des neuen Maßes mit der größten Freiheit bedient.

Auch der Minnesang bildete ein gemeinsames Interessensfeld. Rückert hat in Stuttgart mit Uhland zusammen die neuerworbene Weingartner Handschriftesehen und Stücke daraus übersetzt.

So mochten sich die beiden sangeskundigen Freunde dazu angeregt fühlen, in der Art der mittelalterlichen Troubadoure ihre Kräfte einmal aneinander zu messen. Sie haben das zweimal in allerliebster Weise getan. Zuerst durch gemeinsame Abfassung einer scherzhaften Romanze, bei der sie sich Strophe für Strophe ablösten, dabei boshaft immer die Schwierigkeiten der Fortsetzung häufend; und dann durch Verabredung eines richtigen Tenzons, eines Streitgedichtes nach altfranzösischem Muster, dessen Thema sie auch aus altfranzösischer Quelle bezogen: „Was ist schlimmer, Tod oder Untreue der Geliebten?“ Rückert kommt zu dem Schlusse: „Eher falsch, als tot!“ Uhland aber huldigt seiner alten Vorliebe für das rührende Bild der toten Braut und zieht „mit zwie-



zwei kräftige Gedichte, deren eines, An die Volksvertreter, recht charakteristisch den Grundirrtum des starren Altrechtlers zeigt: Treue gegen das alte Recht ist ihm gleichbedeutend mit Festhalten an dem Rechten überhaupt, an dem absolut Wahren und Moralischen. Nicht um alte Rechtsformen und Gerechtfame, sondern um „das Rechte, alterprobt einfach Achte“ geht der Kampf, um die ewig unveräußerlichen Güter der Sitte und Sittlichkeit. In gleichem Sinne wiederum ruft ihn der 18. Oktober auf den Plan. Jetzt endlich hat er, durch Zurückgreifen auf befeuernde Klänge und Gestalten der Freiheitskriege, ganz die Töne gefunden, die in weitesten Kreisen einschlagen mußten, die wert waren, im nationalen Gesange jahrzehntelang fortzuwirken. Sein packendstes politisches Lied: „Wenn heut ein Geist herniederstiege, zugleich ein Sänger und ein Held“ — wendet sich an ganz Deutschland und stellt für jeden, nicht nur den württembergischen Verfassungskampf den Grundsatz auf: „Freie seid ihr nicht geworden, wenn ihr das Recht nicht festgestellt.“ Ganz anders als gleichzeitig Rückert hat er hier den Geist Theodor Körners beschworen, um über die trübselige Gegenwart Gericht zu halten.

Unmittelbar danach wurde den Altrechtlern ihre stärkste Waffe entwunden. Persönlicher Groll gegen den König haben wir als eine der tiefsten Wurzeln des Mißtrauens gegen jedes Verfassungswerk erkannt. Niemand wird es Ahland verargen, wenn er ohne Spur von Ergriffenheit am 1. November 1816 an Kerner von der „großen Neuigkeit“ spricht —: König Friedrich war zwei Tage zuvor gestorben und sein Nachfolger, Wilhelm I., bestieg den Thron.

Eine grundandere Persönlichkeit als der Vater, kein Despot, sondern ein Pflichtmensch, nicht auf kostbare Liebhabereien bedacht, sondern mit praktischem Sinne für das



Ökonomische und Solide ausgestattet, daher weit entfernt, seine Länder als Ausbeutungsobjekt anzusehen. Hatte König Friedrich durch Späher insgeheim die Stuttgarter Bürger aushorchen lassen und in peinliche Anklagen verwickelt, so ging König Wilhelm wohl einmal als ein neuer Harun al Raschid selbst im Bürgerkleide durch die Straßen, um sich von der allgemeinen Stimmung zu überzeugen und Mißständen seines Regiments auf die Spur zu kommen. Gutbürgerliche Lebensgewohnheiten kennzeichneten ihn überhaupt, er war soldatische Zucht und Einfachheit gewöhnt, und so büßte Stuttgart unter ihm den Ruf einer kostbaren eleganten Residenz wieder ein, wie auch der schwäbische Landmann sich endlich von der furchtbaren Plage der königlichen Jagden befreit sah. Selten mag ein Regierungswechsel einen so vollkommenen Umschlag in allen Regierungsformen gebracht, eine solche Fülle von Mißständen beseitigt haben. Die Volkstümlichkeit des neuen Königs wurde denn auch bald sehr groß und viele Württemberger, die sich unter Friedrichs Joch murrend gebeugt hatten, empfingen von den ersten Regierungsjahren des liberalen und leutseligen Fürsten so starke Eindrücke, daß sie auch späterhin mit ihm durch dick und dünn gingen und alle Opposition gegen ihn als Querköpfigkeit verwarfen. Die Liberalen wurden jetzt Regierungspartei.

Uhland, der späterhin als Abgeordneter so häufig den Groll Wilhelms auf sich laden mußte, hat seinen Charakter offenbar richtiger erfaßt als der damalige Durchschnittschwabe und auch als mancher gewiegte auswärtige Politiker. Mehr instinktiv muß sich bei dem mißtrauischen Beobachter ein Bild des Mannes eingestellt haben, ähnlich dem, wie es sich viel später pragmatischer Geschichtschreibung erschloß. Wohl war der König liberaleren Sinnes als sein Vater, wohl hat er vielen trefflichen Fort-

schritten energisch Bahn geschafft. Aber ganz rein und uneigennützig sind seine Absichten dabei doch nicht gewesen. Er wollte der Vater seines Volkes sein, aber das war sein Ehrgeiz und nicht sein Bedürfnis. Er wollte das Mustergebäude einer Konstitution errichten, aber nicht um Württemberg zu beglücken, sondern um nach außen hin zu prunken und sich in Deutschland eine maßgebende Stellung zu verschaffen. Und als sich seine Ausichten auf den Posten eines Reichsfeldherrn zerschlagen hatten, da wurde er der Verfechter jener Triaspolitik, die im Zusammenschlusse der kleinen, besonders der süddeutschen Bundesstaaten ein Gegengewicht gegen die Macht Oesterreichs und Preußens suchte. Später hat er sich nur sehr unlustig der Autorität der Bundesbeschlüsse gefügt, aber doch keineswegs bloß aus Abneigung gegen die Knebelung seines Landes, sondern aus ehrgeizigem Selbständigkeitstrieb.

Zunächst aber, als er sich die Krone aufs Haupt setzte, jubelte ihm alles hoffnungsfreudig zu, und selbst Umland hat in schwer begreiflicher Verblendung gerade von diesem Fortschrittsmann auf dem Throne die Erfüllung der alt-rechtlerischen Forderungen erwartet. Bei ihm mußte ja zweifellos „das Herz für unser Volk“ zu finden sein, und so gilt dem neuen Fürsten der Willkommgruß des unbestechlichen Politikers.

Doch bald hingen die hochgeschwellten Hoffnungssegel wieder schlaff herab. Bereits der Neujahrswunsch auf 1817 zeigt die alten Töne der ständig bohrenden Rechtsforderung, und man hat den peinlichen Eindruck, daß der politische Dyrker allmählich die abschüssige Bahn fanatischer Übertreibung betritt, wenn er hier erklärt, das Volk wünsche nur was es wünschen müsse und könne ohne Freiheit, das heißt also ohne das gute alte Recht, überhaupt nicht leben.

Trotz dieses gemilderten Optimismus ist es eine harte

Enttäuschung gewesen, als endlich im März 1817 der königliche Verfassungsentwurf erschien, für den wieder Wangenheim in erster Linie verantwortlich war. Dieser Entwurf „ist über alle Erwartung schlecht ausgefallen, zwei Kammern, keine Kasse, kein Ausschuß“, so stellt ein Brief Uhlands fest. Also zwei Kardinalforderungen seiner Partei, die Wiedereinführung der durch die Stände zu verwaltenden Kasse und die Erhebung der landständischen Mitregierung in Permanenz durch Einführung eines ständigen Ausschusses waren abgelehnt, neu eingeführt das Zweikammersystem, das unter Friedrich zunächst nicht beabsichtigt gewesen war, das aber in Wangenheim einen eifrigen Fürsprecher fand. Nachdem Uhlant in einem Gedichte vom 14. März zuerst die Stände ganz allgemein zur Verwerfung des königlichen Projektes aufgefordert hatte, ging er einen Monat später als politischer Schriftsteller einem bestimmten Abschnitte des Entwurfes zuleibe und schrieb das schlagend knappe Flugblatt: *Keine Adelskammer!* Es ist als Glaubensbekenntnis sehr interessant. Auf altrechtlicher Grundlage ruhend, erhebt es sich zu einem modern demokratischen, den Ständeunterschied rücksichtslos verwischenden Fortschrittlertum. „Dreißig Jahre hat die Welt gerungen und geblutet. Der entwürdigende Aristokratismus sollte ausgeworfen werden; davon ist der Kampf ausgegangen.“ Uhlands politisch-historische Begriffe haben sich so verschoben, daß er in der alten Verfassung nicht das sah, was sie wirklich gewesen ist, nämlich auch eine Art Aristokratismus oder wenigstens Oligarchie, sondern nur die vertragsmäßig gesicherte Gleichberechtigung von Fürst und Volk in ihr erkennt; zwar keine Regierung des Untertanenverhältnisses, aber doch dessen denkbarste Einschränkung. Die zweideutige und den Altrechtlern längst unbequeme Stellung des damaligen württembergischen Adels mag ihr gutes Teil zu

diesem Antiaristokratismus beigetragen haben. Die Wurzel dieser Gegnerschaft war aber zweifellos die Befürchtung, es möchte sich ein weiterer Stand, der bisher in der Verfassung gar keine Rolle gespielt hatte, zur Unterdrückung der Volkssouveränität zwischen Fürst und Untertanen eindrängen. Diese „Schändung der altwürttembergischen Verfassung“ mußte unter allen Umständen verhindert werden. Und wiederum greift Uhland die verblasene Romantik Wangenheims an, der die Adligen zu Halbgöttern emporgehoben hatte. Es waren Töne hier angeschlagen, die bei dem modernen Liberalismus Widerhall wecken mußten. Barnhagen, der dem Fanatismus Uhlands sonst kopfschüttelnd zusah, hat hier freundschaftlichen Beifall gespendet und ist ihm in einer ähnlich gerichteten Schrift zur Seite getreten.

Bald hatte der Feind des neuen Verfassungsentwurfes wieder Gelegenheit, seine Leier zu einem Lied an die Landstände zu stimmen. Nach wüsten Aufläufen, die der April in Stuttgart gebracht hatte und bei denen ein erregter Volkshaufe sogar Wangenheims Wohnung bedroht hatte, erfolgte im Juni in brücker Form die Auflösung des Landtages. Der Verständigungswille des Königs hatte denn doch seine Grenzen. Der *Nachruf*, den Uhland den Ständen widmete, ist das Trozigste, was er gesungen hat, im Geist jener schroffen Unversöhnlichkeit gehalten, die den ganzen Streit auszeichnet. Der Anfang schon ist kennzeichnend für die spezifisch antifürstliche, demokratische Richtung, in die die Altrechtler allmählich gedrängt worden sind:

Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet,  
 So auserwählt kein ird'scher Mann,  
 Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,  
 Er sie mit Freiheit tränken kann.

Nicht Gnade, sondern Recht wird verlangt — dieser alte Grundton beherrscht auch das vielleicht populärste politische Gedicht Uhlands.

Es folgte dieser Ständeauflösung eine Zeit, die dem fanatischen Konstitutionalisten peinvoll sein mußte, dem ganzen Lande aber entschieden zum Heil ausschlug. In den verfassungslosen zwei Jahren hat König Wilhelm mit seinen liberalen Ministern ein so verständiges und fortschrittliches Regiment geführt, daß kein klar Urteilender die Mitwirkung der Stände ernstlich vermissen konnte. Neben Wangenheim stand ihm ein weiterer aufgeklärter Minister zur Seite in der Person Karl Kerners, des ehemaligen Generals. Diese wackere sympathische Persönlichkeit war in vieler Hinsicht das Widerspiel des Bruders Justinus und bot somit auch ein heilsames Gegengewicht zu Wangenheims schwärmerischen Staatstheorien. Er war als alter Soldat ein Mann der Praxis und *vita activa*, ehrlich und nobel und dazu absolut unromantisch, so sehr, daß Spindelman der Rezensent viel mehr sein Geschmaç war als Justinus der Dichter. Etwas vom Geiste Weißers konnte ihm mit Recht nachgesagt werden, aber es versteht sich, daß solch nüchterne Verständigkeit in der Politik und Verwaltung weit eher am Platze war als in der Literatur. Trotz des Gegensatzes der Naturen und Temperamente mußte aber Justinus politischer Parteigänger des Bruders sein, und das um so mehr, als ihm der Radikalismus und Starrsinn der Ultraliberalen immer fremd und unerfreulich gewesen war. Es bedurfte der ganzen freundschaftlichen Gutmütigkeit, die sich bei ihm wie bei Uhlend vorfand, um einen Konflikt zu vermeiden. „Die rasen d hartnäckigen Freunde, die sich in die Landstände recht eigentlich verbissen haben und ihre Kinnladen zu nichts anderem mehr bewegen können,“ hören von ihm viele bald rührend bewegliche, bald satirische Zurufe, auf ihrer Bahn innezu-

halten, aber seine kindliche Ratlosigkeit bei so unbegreiflicher Unstimmigkeit zwischen ihm und dem „Herzbruder“ findet schließlich nur den einen Ausweg: „O Uhland, Uhland, ein anderes Leben wird uns zeigen, wer recht hat!“ Auch die ganz einseitige Richtung der Uhlandschen Poesie bekümmert ihn, trotzdem ihm Wagnhagen mitteilen kann, daß der Dichterruhm des Freundes sich immer mehr ausbreite und man diese Lieder nicht nur in Württemberg begierig von Mund zu Mund trage, sondern auch in Preußen eifrig abschreibe. 1817 sind sie gesammelt im Druck erschienen; denn ihre Reihe war geschlossen.

Nur noch einen Anlaß brachte das Jahr 1818, eines aktuellen Vorgangs im Gedichte zu gedenken: Da wurde aber nicht stürmische Opposition gegen die Regierung laut, sondern der heimische Sänger trat seinem König tröstend und mittrauernd an die Seite, als er seiner Gattin Heimgang beklagte. Wieder ist Uhland Sprecher des ganzen Landes, man hört es diesem taktvoll zarten und sparsam gedämpften Trauergedicht an, daß der demokratische Dichter sich ein Gedicht auf eine Fürstin abringen muß und geflissentlich das rein Menschliche an *K a t h a r i n a* feiert. Sie ist dieses einzigen höfischen Gelegenheitsgedichtes aus der Feder Uhlands wohl wert gewesen, die geistvolle, lebenswürdige, im schönsten Sinne landesmütterliche Ruffenprinzessin und Schwabekönigin, die in dem bösen Hungerjahr 1816 ebenso weitblickend wie warmherzig der Not des Landes gesteuert hatte. Ihr zu huldigen, kann der Uhlandschen Muse nicht als Byzantinismus ausgelegt werden; „hat sie nicht die Lebenden erhoben, die Toten, die nicht hören, darf sie loben“.

Uhland mag damals, Januar 1819, zu freudigem Lob eines Gliedes des Herrscherhauses mitgestimmt worden sein durch die angenehme Aussicht, endlich aus der ihn persönlich so bedrückenden Misere der verfassungslosen Zeit

herauszukommen. „Nachricht, daß wieder Landstände im Wert seien,“ hatte er sich schon am 8. ins Tagebuch notieren können, und seiner Skepsis zum Trotz schlugen die Ereignisse jetzt einen rüstigen Gang ein. Im Juni erfolgte in der That die neuerliche Einberufung des Landtages.

Diesmal sollte Uhland nicht bloß als leidenschaftlicher Zuschauer und politischer Kommentator den Ereignissen aus der Ferne folgen, sondern aufs unmittelbarste an ihnen teilnehmen. Schon 1817 hatte sich für ihn flüchtig die Möglichkeit eröffnet, selbst in die Kammer gewählt zu werden, doch fehlten ihm zu dem gesetzlichen Alter von dreißig Jahren noch ein paar Monate. Jetzt erklärte er, eine Repräsentantenstelle zwar nicht anzustreben, aber sich auch seiner Bürgerpflicht nicht entziehen zu wollen. Und es zeigte sich, wie tief sich der Verfasser der vaterländischen Gedichte in die Schwabenherzen hineingefungen und welches Maß politischer Reife man auch in seiner Flugschrift gefunden hatte: Nicht weniger als vier Oberämter wollten ihn als Kandidaten aufstellen, Tübingen trug zum freudigen Stolge der Eltern den Sieg davon.

Auf den 13. Juli war die Kammer nach Ludwigsburg berufen. Uhland verfaßte die Dankadresse an den König und wurde von ihm empfangen. „Ich hoffe, wenn wir in den Meinungen verschieden sind, so werden wir es nicht in den Gefühlen sein,“ sagte der Monarch zu dem poetischen Leichenredner Katharinas. Von nun an hat Uhland als einer der Eifrigsten und Sachkundigsten an der Konstitution mitgearbeitet, und auch seiner rastlos treibenden Kraft war es zu danken, wenn sie schon Anfang September unter Dach und Fach kam. Betrachten wir uns aber die Frucht dieser Tätigkeit, das Verfassungswerk, zu dessen Vätern Uhland zählte, so werden wir zunächst erstaunen. Sein vernichtendes Urtheil über den Entwurf von 1817 hatte gelautet: „Über alle Erwartung schlecht, zwei Kam-

mern, keine Kasse, kein Auschuß!" Nun, auch für die Verfassung von 1819 hatte Uhlands heißes Bemühen weder das Einkammersystem, noch die altwürttembergische landständische Kasse retten können. Woher jetzt das demonstrativ freudige, bejahende Votum, mit dem Uhland bei der Plenarabstimmung den Entwurf besiegelte?

Man darf den trozigen Verfechter des guten alten Rechtes nicht durch die Länge und Unerfreulichkeit der Zwischenzeit gebeugt wähnen. Die Verfassung von 1819 bedeutet wohl eine Niederlage der extremen Partei, da von einer Annahme auch nur der Grundlinien des alten Rechtes nicht die Rede sein kann. Aber sie bedeutet doch wiederum einen Sieg insofern, als der König diesmal nicht mit einer fertigen Verfassung an die Stände herangetreten war, die er ihnen aufzwingen wollte, sondern den Konstitutionsbau auf dem Boden des Vertrages errichtete. Gegenseitige Verständigung und Beratung zweier gleichberechtigter Faktoren, des Königs und des Volkes, haben ihn zustande gebracht. Jeder Verzicht der Anhänger des Alten auf ein geliebtes Vorrecht hatte wenigstens den Anschein der Freiwilligkeit, so zäh gerade Uhland jeden Fußbreit Bodens verteidigt haben wird. Seinem formalistischen Rechtsempfinden erschien es als maßgebend, daß „jener Urfels unseres alten Rechtes, der Vertrag“, bestand.

Doch kam ein Weiteres hinzu. Die Eile, in der Verhandlung und Abstimmung schließlich zu Ende geführt wurden, hatte ihren Grund auch in äußerer Nötigung. Wer konnte wissen, wie lange es den einzelstaatlichen Souveränen noch gestattet sein würde, ihre Verfassungen aus eigener Machtvollkommenheit aufzubauen! Jeder liberal Gesinnte, König Wilhelm so gut wie Uhland, mußte eine Knebelung durch den Bundestag gewärtigen in einer Zeit, wo die Furcht der Mächte vor politischen Umtrieben ihren Gipfel erreicht hatte. Diese „Bundschmeckerei“ war





und pünktlichstes Mitglied. Aber gerne hat er diesen Platz nicht innegehabt, ausgefüllt hat ihn die Politik nie, „freudlos“ ist ihm nach seinem eigenen Worte die Zeit verlaufen. Die Ansicht der Mutter, daß er ein großes Opfer bringe, war unausgesprochen auch die seine. Trotz Fleiß und Anteilnahme war er zum Volksvertreter von Hause aus auch nicht befähigt.

Wie es in dieser Kammer zu König Wilhelms Zeiten ausgesehen hat, davon weiß der liebenswürdige Erzähler Willibald Alexis ein lebendiges Bild zu entwerfen. „Ich will nicht sagen: Vertraulichkeit, aber Lebendigkeit herrscht durch den hellen, geschmackvoll erleuchteten Saal . . . Man hört selten lange Reden, kunstreiche Auseinandersetzungen, welche durch die Gewalt der Dialektik wirken sollen; es wird mehr von der Leber weggesprochen, und jeder bleibt auf seinem Fleck, was auch buchstäblich gilt; denn es steht keine Tribüne im Saal und man redet von seinem Platze aus. So gewinnt das Ganze mehr den Anblick einer vertraulichen Besprechung, und die zurückgeschlagenen Deputiertenmäntel haben nichts weniger als etwas Feierliches. Die enge Galerie ist immer gedrängt voll; alles ist Aug' und Ohr, und keine Silbe scheint hier verloren zu gehen . . .“

Uhlands mangelnde Beredsamkeit, sein Ringen mit dem Ausdrucke, das gelegentliche Stammeln seiner Zunge hat manchen fremden Besucher enttäuscht, der dichterische Verherrlicher der Stände wird von eigenen Kollegen sogar als ganz besonders „prosaischer Abgeordneter“ bezeichnet. Kotter lief als junger Mensch entrüstet davon, als der berühmte Poet sich eine Viertelstunde lang über das Landesgestütswesen ausließ. Alexis berichtet Günstigeres: „Uhland tritt selten als eigentlicher Redner auf; er muß, um zu wirken, ganz von der Fülle seines Gegenstandes hingerissen sein; mehr wirkt er durch seine Gesinnung und Stellung. Seine eingestreuten Bemerkungen sind scharf, oft mit

bitterer Spitze. Man rühmt von ihm als Sprecher, daß er, feind allem nur hohlen Reden, das Wort ergreift, wenn er etwas vorzubringen hat, was ein Gewicht in die Schale legt. Er trumpsft gern ab, nachdem andere ausgespielt haben, und macht das Punktum.“

Bei dieser Schilderung, die eine ganz gesunde Erziehung der schüchtern wortkargen Persönlichkeit durch die Politik erkennen läßt, mag freilich mehr der Oppositionsmann der späteren Zeit vorschweben. Zu ihm hat sich Uhland in den zwanziger Jahren langsam entwickelt. Unmerklich glitt er vom Altrechtler zum modernen Demokraten hinüber. Aus der alten Forderung nach Freiheit, Vertragsverhältnis zwischen Fürst und Volk und jährlichem Zusammentritt des Landtages ergeben sich viele Punkte des neuzeitlichen liberalen Programmes von selbst. Die Öffentlichkeit und Unabhängigkeit der Rechtspflege verlangte mit den Fortschrittlern der Zeit der Ministerialsekretär, der während der Kabinettsjustiz seine Erfahrungen gesammelt hatte; Pressefreiheit der Stuttgarter, dem unter Friedrich I. kein unabhängiges Blatt zu Augen gekommen war. Der erste Zusammenstoß mit der Regierung erfolgte bei dem Ausschlußverfahren der Kammer gegen eines ihrer Mitglieder, den Nationalökonom *List*. Die Mehrzahl der Abgeordneten zeigte sich noch rückständig und ließ den Kollegen fallen, der Rechtspflege und Verwaltungsbehörden des Landes in überscharfer Weise angegriffen hatte. Uhland vertrat dieser parlamentarisch ungeschulten Majorität gegenüber die modernen Prinzipien des freien Wortes und der Immunität des Abgeordneten. Geschlossene Parteien bildeten sich in jenen Kinderzeiten des Verfassungslebens erst sehr allmählich aus, und Uhland ist nie ein Mann gewesen, der sich bedingungslos einer Partei angeschlossen hätte. Das bedeutet immer einen Kompromiß, und er liebte es, in jeder Hinsicht auf eigenen

Füßen zu stehen; eine gewisse politische Eigenbrödelei hat er sich bis in die Tage der Paulskirche gewahrt. Macht ihm diese Scheu vor Schematismus und Zugeständnissen menschlich Ehre, so bezeugt sie doch einen gewissen Mangel an praktischem politischem Sinn.

Doch wir sind den Ereignissen vorausgeeilt. Wir stehen noch im Jahre 1819, in dem der junge Abgeordnete Uhland das Verfassungswerk abschließen, die Versöhnung zwischen Fürst und Volk besiegeln half. Das tat er nicht nur durch die hingebende Arbeit in der Kammer, sondern auch als Dichter hat er den letzten Strich unter die glücklich überwundene Konfliktzeit gesetzt. Am 29. Oktober wurde auf dem Hof- und Nationaltheater in Stuttgart sein Drama Ernst, Herzog von Schwaben zur Verfassungsfeier aufgeführt, und Uhland durfte einen warmherzigen Prolog vorausschicken. Durch viele Jahre der Nöte und des Konfliktes hat das Schwabenvolk und sein König hindurchgefunden und sich „zum freien Bund der Ordnung und des Rechts die Hand gereicht:

Heil diesem König, diesem Volke Heil!“

---



## 8. Kapitel

### Uhland als Dramatiker

Ehrgeiz und feuriges Streben ist dem Poeten Uhland wie dem Menschen zeitlebens fremd gewesen. Er wartete ab, was ihm die Zeit an Früchten in den Schoß warf. Dennoch schwebte dem Lyriker und Balladendichter durch Jahrzehnte ein Ziel vor Augen, das er nicht nur aus der Ferne sehrend betrachtete und behutsamen Ganges zu erreichen suchte, sondern um das er lange und stark gerungen hat. Das Empfinden, daß er nur erst der anspruchslosesten und flüchtigsten aller Gattungen huldige, war bei ihm entwickelt, seit er Gedichte schrieb. Nicht größere äußere Erfolge, aber größere subjektive Befriedigung und objektive Künstlerchaft hat er angestrebt, wenn er so hartnäckig sich um die Palme in der dramatischen Dichtkunst bemühte.

In Zeiten, die den Lyriker schon festen Schrittes auf dem sicher gebahnten Wege daherschreiten sehen, wandert der werdende Dramatiker noch als tastender Dilettant ruhelos umher und gerät auf die verschlungensten Pfade. Selbstbeobachtung und Zweifelsucht hemmen seine Versuche in sonst ungewohntem Maße. „Und mein Talent für das Drama?“ — diese in den Briefen mehrfach anklingende Frage hat sich Uhland in jenen Jahren immer und immer wieder in quälender Unsicherheit vorgelegt. Vergebens versuchte ihn Seckendorffs feuervolles Drängen aufzurütteln. Barmhagen lernte ihn in dieser Stimmung

kennen, und er umschreibt Uhlands erwünschtestes Ziel, wenn er äußert, durch bewegteres Leben, stärkere Eindrücke könne sich ihm die „Pforte zum Drama“ vielleicht erschließen. In den Versuchen, die ihm 1809 vorlagen, sah der kritische Freund mit Recht einige Aussicht dafür, aber noch keine sichere Gewähr. Man wird in der That nicht sagen können, daß des Dichters ungeduldige Zweifel unberechtigt waren. Was er im ersten Jahrzehnte seiner dramatischen Schülerschaft produziert hat, das waren nicht die schlackenreichen Würfe des jungen Genies, sondern es war trockene Lehrlingsarbeit von oft erstaunlicher Unreife und Rindlichkeit.

Vor allem fehlt es ihm an Beharrungsvermögen; kein Stoff ist zur Entfaltung gelangt, der äußerlich fertige pflegt es innerlich am wenigsten zu sein. Mit Recht spricht er selbst lediglich von dramatischen Studien und Skizzen. Weiterhin litt er unter dem damals so oft beklagten Stoffhunger. In das Leben der Gegenwart einzugreifen, in Nachahmung Kozebues „Hofmarschälle und Hofräte“ die Bühne betreten zu lassen, konnte die Sache des jungen Romantikers nicht sein. Der idealen Ferne allein lohnte es sich nachzuschwärmen. Sonst war er in der Wahl seiner Vorwürfe nicht eben engherzig. Die Bibel und Homer, Boccaccio und die deutschen Volksbücher haben gleichen Anspruch auf sein praktisches Interesse. Der angehende Schauspieldichter wird mit Vorliebe Episches zu dramatisieren suchen. Das war auch Uhlands Auskunftsmittel, aber er mochte lesen, was er wollte, Rittergeschichten, mittelalterliche Epen, romanische Novellen — überall sah er zuerst die Schwierigkeiten und nicht die lockende Hoffnung des Gelingens. Dennoch fehlte ihm vollkommen der Blick für das auf dem Theater Mögliche. Selbst jene hübsche altfranzösische Novelle, in deren Mittelpunkt ein buntes Pferd steht, nahm in seiner Phantasie sofort drama-

tische Form an. Die erwünschte Stoffzufuhr erfolgte schließlich von außen, nach einer Erschöpfungspause, in der das forcierte Ringen um das Drama resigniertem Abwarten gewichen war. Auch dem Schauspieldichter erwuchs Heil, als er sich auf festen Boden stellte, auf den der Geschichte. In unmittelbarem Anschluß an die Periode, die den objektiven Balladendichter hat ausreisen lassen, folgten auch die gelungensten Leistungen des historischen Dramatikers Schlag auf Schlag.

Auch bei ihm könnte man daher von einer subjektiv und einer objektiv gerichteten Schaffensepoche reden; denn es ist falsch, eine Äußerung, die er als junger Mensch an Seckendorff getan hat, für die Praxis auch des Dramatikers Uhland allgemein gelten zu lassen. „Selbst im Drama,“ heißt es da, „kann er (der Dichter) sich selbst oder vielmehr seine idealisierte Individualität anführen, wenn er ihr nur Leben und Objektivität zu geben weiß.“ In den späteren Dramen hat sich Uhland niemals selbst so eingeführt, wie dies etwa jungdeutsche Art war. Wenn Werner in politischen Äußerungen dann und wann als Sprachrohr des Dichters erscheint, so geschieht das im Sinn und Stile der vaterländischen Lieder, die einen aus dem Herzen vieler reden lassen, und nicht in jenem weichen Überindividualismus der Jugendlirik. Dagegen wissen sich die frühen dramatischen Versuche, wenn sie auch selten dem Dichter selbst das Wort erteilen, weniger als die späteren zu objektiver Anschaulichkeit zu klären. Sie bieten eine bloße Stimmungsdramatik, einen Seitentrieb der lyrischen Gedichte, während die Stücke der Reifezeit sich zu dem ausgesprochenen Ideale der epischen Dramatik bekennen, einen Seitentrieb der Ballade und des bereits halbgelehrten Mittelalterstudiums darstellen.

Stimmt so die Entwicklung des Dramatikers in großen Linien zu der des Lyrikers, so wird sich diese Ähnlichkeit

auch in den einzelnen Phasen der von ihm durchmessenen Bahn wiederfinden lassen.

Die Entwicklungsstadien folgen sich in der That in ebensolcher Mannigfaltigkeit und zeigen einen gleich bunten Wechsel der Vorlagen. Die Unselbständigkeit, die in den Gedichten bis etwa 1804 so störend hervortritt, dauert hier noch viel länger an. Aber — und das ist ein gewichtiger Unterschied — nur im Stofflichen, nicht in der Form herrscht diese oft beschämend starke Abhängigkeit von Mustern. Stilistische Stümpereien, wie sie nicht nur die göttingisierenden Versuche des Konfirmanden, sondern auch die Halbballaden der Wunderhornzeit noch reichlich geboten hatten, sind auf dramatischem Gebiet ohne Entsprechung. Es ist — mit einigen wenigen Ausnahmen — von der Frühzeit an sehr schwer, Uhlands Dramenversuche an ein bestimmtes äußeres, technisches oder metrisch-stilistisches Vorbild anzuschließen. Die Alten, Schiller, Shakespeare, die Spanier stehen gleich ferne, und am verkehrtesten ist, die Romantiker zu Mustern dieser wenig ausgeprägten, formglatten Diktion zu machen, die von dem jugendlichen Helgo bis zum späten Speerwurf dem fünffüßigen Jambus fast alleiniges Recht einräumt. Läßt sich doch die Frage, ob dieses letztere Fragment vor 1810 oder nach 1820 entstanden ist, aus metrisch-stilistischen Kriterien in keiner Weise lösen. Man empfängt hier den Eindruck jener nicht unkräftigen, aber unpersönlichen Prägung, die auch so viele Gedichte nach 1805 auszeichnet.

Beweist das frühe Reife und Selbstbewußtheit, so tut sich innere Armut und Unfertigkeit im Stofflichen um so verletzender kund. Uhlands Drama steht nacheinander unter dem inhaltlichen Einflusse der Antike, Wächter-Sargo-Ossians, der Romantik des Schlegel-Tieckschen Kreises, der deutschen Heldenlegendenmärler, der spezifisch nordischen Volksballade, des Altfranzösischen, der jüngeren Romantik



Fouqués. Es ist, wie man sieht, dieselbe Reihe und auch dieselbe Reihenfolge wie bei den Gedichten. Wir werden also viel weniger als der junge Dichter selbst seinen absoluten Stoffmangel beklagen. Im Gegenteil, wir sehen ihn von einem Stoffkreise zum andern taumeln und nirgends festen Fuß fassen, weil er über das Gegebene nicht hinausfindet. Mangel an Erfindungsgabe, an spezifisch dramatischer Phantasie steht ihm im Wege. Deshalb verfällt er entweder in ärmlichen Lakonismus, oder er stopft in unorganischer Weise Fremdes, Entlehntes in die vorgefundenen Handlungsschemata herein, um sie zu dehnen.

Die antikisierende Epik und Lyrik reicht bis 1803. Zu gleicher Zeit setzt die Tätigkeit des Dramatikers ein, der allerdings zunächst nur den Ehrgeiz des Übersetzers hat. Schülerarbeit und nichts mehr ist die absichtlich manches modifizierende Übersetzung von Senekas *Thyest* in fünffüßige Jamben, die höchstens durch ihren schauerlichen Stoff einen Rückschluß auf Uhlands damalige Geschmacksrichtung gestattet. Aber wie auf jedem, so gilt auch auf antikem Stoffgebiete, daß der Dramatiker es noch bebaute, als der Epiker längst Abschied genommen hatte. In das Jahr 1805 fällt der Plan zu einem Trauerspiel *Achilleus*, von dem wir durch einen Brief an Sedendorff Kunde haben. Bis 1808 wurde es erwogen und scheint von den Freunden vor allem Mayer interessiert zu haben. Es nimmt sich denn auch in der an den Berater geschickten Skizze fesselnd genug aus. Achilles wird vor der Hochzeit mit Polyxena ermordet, doch seine große Idee, die Versöhnung und Verbrüderung Asiens und Europas, bleibt unbefiegt vom Schicksal. Aber wie sollte dieser positive Schluß nach der Katastrophe auf der Bühne Wirklichkeit und Wirksamkeit gewinnen? Das war wohl das Hemmnis, das Uhland trotz dreijährigen Übergrübelns nicht einmal gestattete, die Feder ernstlich zu dem Stück anzusetzen. So



greifbaren deutschen Mittelalter gewichen, was eine Erstarkung darstellt. Das Schloß, das wir hier betreten, steht am Ufer des Rheins und ein paar Namen aus der deutschen Heldensage klingen an. Darin aber liegt ganz und gar kein Fortschritt, daß es doch im wesentlichen wieder das Mittelalter der Ritterromane ist, in das wir eintreten.

Aber die Einflüsse dieser Lektüre reichen zeitlich noch viel weiter. Bot sie doch eines in Fülle, was Uhland immer und immer wieder vermischte: rohe Stoffmasse. Noch Ende 1809 hat er sich einmal gewaltsam von seiner Subjektivität loszumachen getrachtet und so einer wunderlichen Mißgeburt das Leben geschenkt. Er schrieb in einigen Tagen das dreiaktige Trauerspiel *Benn o*, — „grell, o grell“! wie er selbst sagt, ist es ausgefallen. Kein Wunder, da es sich ganz an den Ritterromanen schult und jede Empfindung, jede Reflexion streng verbannt, um nur Handlung und wieder Handlung aufzuweisen. Gerade diese vermeintliche gedrängte Fülle zeitigt die größte innere Leere, der übermäßige Lakonismus bringt einen fast puppenspielhaften Stil zumege; die Furcht vor Stimmungsschwelgerei führt zu kahlster Stimmungslosigkeit, und die Anhäufung von Schauereffekten, die der Dichter seinem noch so weichen Herzen abringen muß, zu ungewollter Komik. Die Handlung ist scheinbar frei erfunden, borgt aber in Wirklichkeit ihre trassen Effekte überallher zusammen. Daß bei dem Überfall auf ein verhaßtes Geschlecht dessen junger Stammhalter in die Flammen der väterlichen Burg geschleudert wird, stammt zum Beispiel direkt aus Cramers vielgelesenem Roman *Hasper a Spada*. Dergleichen Belege könnte man häufen, wenn es nur der Mühe wert wäre. Auch die höheren Literatursphären hat Uhland durchstößert. Den Brudermord scheint die Braut von Messina geliefert zu haben, Stimmung der Schluß-

zene und Haltung des Bösewichts Siegbert erinnern sehr an Kleists Familie Schroffenstein, der Uhland nachweislich sein Interesse zugewandt hatte. Als sein eigener Plagiator erscheint er schließlich in dem Motiv des vergessenen Handschuhs, das aus Francesca da Rimini stammen dürfte.

Dieses Drama sollte man seiner Stoffwahl nach als romantisch bezeichnen dürfen. Seckendorff hatte auf die berühmte Stelle in Schlegels Danteübersezung verwiesen. Aber was Uhland da vorfand, genügte seiner damaligen Geschmacksrichtung nicht. „Glänzende Gestalten stiegen in mir auf“ — so gibt er selbst den Eindruck seiner Lektüre der Infernoepisode wieder und zeigt damit die gänzlich falsche Einstellung seiner Phantasie. Er lebte und webte eben damals — 1807 — noch im ritterlichen Mittelalter, und so sollte „das Rittertum noch einmal in vollem Glanze erscheinen.“ In rein dantischem Sinne läßt sich der Stoff nur im sehr eingeschränkten Rahmen einer psychologischen Tragödie behandeln; das hat der Italiener Silvio Pellico richtig erkannt, wenn er überhaupt nur vier Personen in Aktion treten läßt, außer dem schuldigen Liebespaar Francesca und Paolo nach Francescas Gatte Lanciotto und ihren Vater Guido. Uhlands Streben mußte hingegen wieder auf Erweiterung gerichtet sein, und so war seiner Erfindungs- oder vielmehr Entlehnungssucht Tür und Tor geöffnet.

Anderere Gründe zur Umbildung des Stoffes traten hinzu. Wie zweiundzwanzig Jahre später in der Merlinballade, so hat Uhland auch hier an dem Motive des Ehebruchs Anstoß genommen. Die beiden Liebenden werden nur der Gedankenfünde schuldig, und diese ist gerechtfertigt dadurch, daß Paolo und Francesca tatsächlich einmal für einander bestimmt gewesen sind, und nur die falsche Kunde von des Geliebten Tode die Jungfrau in die Arme Lanciottos ge-

trieben hat. Den Gatten der Heldin hat Uhländ zu wandeln gesucht und dadurch die Schwierigkeit vermehrt. Er ist nicht lahm und ungestalt, auch von Charakter nicht böseartig und grausam, sondern nur ernst und düster, ein Pessimist, der nicht glaubt, daß ihm je etwas in Leben und Liebe zum Vorteil ausschlagen könnte. Die erste interessante Charakterstudie des jungen Uhländ.

Die Umbiegung des Problems machte eine Reihe von neuen Erfindungen und Figuren nötig: Den Verräter Nicolo, da ja das Paar hier nicht, wie in der Quelle, in flagranti ertappt werden konnte; dann zwei Vertraute, da die Liebenden sich nicht gegenseitig ihr Herz auszuschütten vermögen. Der erste Entwurf von 1807 zeigt aber über diese notwendigen Zutaten hinaus viel erborgten Flitter und trägt das Gepräge theatralischer Unnatur.

Ein eigenes Gedicht von 1805, Der Dank, ursprünglich aus Wächter bezogen, wird hereingearbeitet. Für eine Reihe von Einzelheiten weist Schiller die Wege: für eine Turnierzene und ein Stelldichein im Garten der Don Carlos, für das Motiv des irreleitenden roten Mantels Fiesco. Am deutlichsten ist der Anschluß an ein Sturm- und Drangdrama, das (gleich dem Benno) das Motiv der feindlichen Brüder in den Mittelpunkt stellt: Das ist Leisewitzens Julius von Tarent. Der Held mag auf den grüblerischen Lanciotto gewirkt haben. Vor allem aber stammt daher der Zug, daß die tragischen Ereignisse sich an einem Familienfeste abspielen, dem Geburtstage hier des Fürsten, dort des Ritters Guido.

Diese Vaterfigur bleibt im Entwurfe von 1807 ein bloßer Statist, dem keinerlei Funktion im Gefüge des Dramas zufällt. Als Uhländ Jahre später noch zweimal zu dem Stoffe zurückkehrt, ist sein Hauptbestreben, diese von der Quelle gebotene Gestalt etwas zu heben. Dem

dient eine neue Turnierszene, die er 1811 entwarf, und namentlich eine 1812 vorgenommene Umarbeitung der Eingangsszene, die geschickt den Vater an Stelle der farblosen Konfidente einsetzt. Aber auch eine weitere Persönlichkeit bot sich indirekt durch die Quelle dar: Dante, der Erzähler der Episode, hatte in jenen Jahren in Ravenna gewohnt und vielleicht Francesca selbst gekannt. Es war Sedendorffs Gedanke gewesen, auch dem Gewährsmann der Geschichte eine Rolle im Drama einzuräumen. Uhland folgte dem Wink und zeigte sich damit zugleich als Schüler Tiecks: Genau so hatte dieser in die Genovena den heiligen Bonifazius eingeführt, der den Prolog spricht, in der Mitte des Dramas auf den Höhepunkt vorbereitet und als Epilog „beschließt“.

Unter dem Zeichen Tiecks scheint auch die Stoffwahl jenes Halbdramas zu stehen, das 1809 in friedlichem Wettstreite mit Kerner entstanden ist. Das Volksbuch von Eginhard hatte die Vorlage abgegeben. Aber weder die weiterschweifige Motiv- und Formenfülle der Genovena und des Oktavian, noch die parodische Stillosigkeit des Blaubart oder des Gestiefelten Katers finden sich hier wieder. Was Uhland bietet, ist viel mehr ein knappes Capriccio als ein Drama, wiederum ein zwiespältiges Produkt. Es herrscht weder heitere Komödienstimmung noch werden wir gläubig in die romantische Zaubersphäre eingewiegt. Die Kürze, mit der der Dichter gerade über die wichtigsten Szenen hinweghuscht, erzeugt wieder den sichtlich ungewollten Eindruck des Marionettenhaften und steht im Widerspruche zu anderweitiger breiter Redseligkeit. Als gelungene Neuerung erscheint nur die Charakteristik einer in der Vorlage bloß eben skizzierten Gestalt, eines Schildknappen, den gelinder Größenwahn besetzt, der alles, was geschieht, auf künftiges Glück und künftige Größe ausdeutet und durch nichts aus der Illusion zu



zweifellos die Romanzenform, in die er ein paar Jahre später einen Teil des Stoffes umgegossen hat.

Als eine spärliche Kostprobe aus der dramatischen Frühzeit erschien 1813 eine Szene *Das Ständchen* im Druck. Dieser gleichfalls von etwas gequältem Humor durchzogene, möglicherweise an Shakespeareschen Diener-  
szenen geschulte Auftritt hat aber mit der Serenade nichts gemein, sondern verweist in ein ganz anderes Stoffgebiet. Auf der Suche nach dramatischen oder zu dramatisierenden Sujets ist Uhland auch an älteren Balladen nicht vorbeigegangen, denen ja ein dramatischer Aufbau von Haus aus eignete. Eine Dichtung der Art, *Der junge Tamlän*, war ihm in Conzens Übertragung nahegetreten, und gab die Grundlage für das Schauspiel *Tamlan und Jannet*, das demselben reichen Jahr entstammt. Hier ist Uhland nicht nur am weitesten gekommen, sondern der ganz ausgeführte erste Akt stellt auch das Erfreulichste dar, was der Dramatiker vor Beginn seiner historischen Periode zu bieten wußte. Auf das Ständchen, die grotesken Szenen des Junkers David, ist dieses Lob allerdings nicht auszudehnen, die ersten Auftritte aber atmen viel Zartheit und Stimmung. Der junge Tamlan ist vor Jahren durch die Elfen in den Zauberwald verlockt worden und dort verschwunden; seine Geliebte Jannet hängt noch mit aller Zärtlichkeit an ihm und möchte in den Wald eindringen, um ihn von dem Banne zu lösen. Die hauptfächliche Talentprobe hätte dem romantischen Dramatiker erst bevorstanden bei der Ausmalung des lichten Böldchens selbst. Kennzeichnend für sein ängstliches Streben nach Selbständigkeit ist es, daß er sich wohl gehütet hat, Shakespeares *Sommernachtstraum* vorher zu lesen. Er bedurfte dessen in der Tat nicht: denn die beiden Elfengedichte, die ursprünglich als Einlagen für den Tamlan bestimmt waren, *Harald* und *Die Elfen* zeigen ihn im Besitz



von Stimmungsmitteln, die den Leser und Hörer ganz in den Bannkreis elfischen Zaubers hineinzwingen. Die Last der Berufsarbeit scheint ihn selbst aber damals beharrlich aus dieser Wundersphäre gerissen zu haben, so daß er erlahmte, als erst eine kleine Strecke Wegs zurückgelegt war.

In Paris sah Uhland bei der Lektüre altfranzösischer Dichtungen zunächst in jedem Romansujet ein verkapptes Drama. Aber Hand anzulegen war ihm wieder nicht vergönnt, er durfte erst nur einheimfen, nicht verarbeiten. Seinem besser prüfenden Auge schien dann namentlich der Karlskreis manchen dankbaren Schauspielstoff zu bergen. Die Spanier, die er damals ohne kenntlichen stilistischen Gewinn studierte, hatten ja auch schon aus dieser Quelle geschöpft, und dem Wohlgefallen an ihren Vorbildern entsprang der erste Pariser Entwurf zu einem *Bernardo del Carpio*. Daneben lockte der altfranzösische Gallienroman zur Dramatisierung. Die grotesk-komische Geschichte von Karls des Großen Reise nach Jerusalem vertrug aber weder die spanische noch die gewohnte Jambenform. Es liegt hier vielmehr einer der nicht häufigen Fälle vor, in dem Uhland seine in der Ballade oft bewährte Kunst auf das Drama übertrug und durch Stil und Diktion Farbe gab. Mit dem Hans Sachschen Knittelverse geht auch Sachsche Diktion und Technik Hand in Hand. Ein Herold schreitet diesem Drama voran, in naiv derber Rede werden die großen Paladine und Karl selbst auf Vorstadtbühnenniveau herabgedrückt. Eigene Lektüre des Nürnberger Schusters, die Uhland seit mehreren Jahren betrieb, hat diese glückliche Prägung ermöglicht, wenn ihm auch der Vorangang Tiecks im Oktavian und namentlich Stolls, des glücklichsten Hans-Sachs-Kopisten jener Zeit, bekannt war.

Zu Unrecht hat man, wie so oft, Fouqué als Vorbild für den angefangenen Schwank von der Karlsreise ver-

antwortlich machen wollen. Dieser hat in Wahrheit nur einmal nachweislich einem Uhlandschen Drama die Wege gewiesen. Mit größtem Recht ist der Normännische Brauch dem ritterlichen Sangesgenossen zugeeignet. Anlage, Stil und selbst Fabel verweisen völlig auf sein Vorbild.

Die kurzen dramatischen „Abentheuren“ aus der nordischen und deutschen Vergangenheit, die Fouqué so zahlreich verfaßte, haben es Uhland angetan. Auf einen Schauplatz und wenige Personen eingeschränkt, geben sie in schlichter Diktion einen Ausschnitt aus dem vorzeitlichen Leben. Biedersinn, Tapferkeit, Gastfreundschaft erfahren Preis. So auch bei Uhland; es war einst normännische Sitte, daß der Gast seinem Wirte die Herberge durch eine Erzählung lohnen mußte. Die Geschichte, die der seefahrende Held Balder dieser Verpflichtung getreu zum besten gibt, ist aufs engste mit den Schicksalen seines Gastfreundes Richard und der lauschenden Thorilde verbunden. Thorilde ist eben die Braut, die Balder in der Jugend entrißen worden ist und die er in der ganzen Welt gesucht hat. So endet die sehnsuchtsvolle Erzählung mit einer freudigen Wiedererkennung. Die Schicksale des Mädchens hat Uhland nicht frei gestaltet, sondern in sinniger Huldigung an den Dichterfreund dessen lieblichem Undinensmärchen getreu nachgebildet. Zum ersten Male entläßt uns hier der Schauspielidichter Uhland mit einem ungetrübt harmonischen Eindrucke; freilich spezifisch dramatische Verdienste bleiben dem anspruchslosen Dramolet ferne, wenn ihm auch einmal eine Stuttgarter Aufführung zu einem freundlichen Erfolge verholfen hat. Er gelangte von hier jedenfalls nicht in gerader Linie zu den Leistungen, mit denen sich Uhland „die Pforte zum Drama“ erschlossen hat. Nicht der Freund Fouqués und auch nicht der romantisch-ironische Fortunatdichter von 1814 hat den Schlüssel zu ihr

gefunden, sondern der Sänger Eberhards, der Vorfechter guten alten Schwabentums.

Den Übergang von dem leichten romantischen Spiele zu den ernstern vaterländischen Vorzeitstucken bahnt ein kleiner Entwurf an, in dem Hans Sachs'scher Knittelversstil neuerlich zur Vergegenwärtigung kräftiger historischer Tatsächlichkeit dienen sollte. Es steht dahin, ob Uhland zu den gläubigen Anhängern der Tradition von den Weibern von Weinsberg gehört hat, deren geschichtliche Echtheit man leztthin wieder mit Erfolg verfochten hat. Ernst und pathetisch hat er die merkwürdige Rettungstat jedenfalls nicht gefaßt, sie aber doch aus dem Reiche der Legende in das der derbsten Lebendigkeit übergeführt. Die erhaltenen Szenen sind ganz köstlich und zeigen den Humoristen Uhland, der seinen Reichtum so selten offenbart, von einer völlig neuen Seite. Schwerer fast als die Abwehr des Weinsberg bedrängenden Kaiserheeres wird dem Bürgermeister der Streit mit der handfesten Gattin, einer erstaunlich lebenswahr gezeichneten bösen Sieben, die die Weiber des Städtchens zur Gegenaktion wider die kriegerischen Gelüste der Spießbürger zu organisieren sucht, mit spizer Stichelei gegen die bescheidene Schwiegertochter aber nicht weniger ins Schwarze zu treffen weiß als mit grober Handgreiflichkeit gegen den Chemann. Ungeordnete und flüchtige Niederschrift läßt in diesen ganz famosen Szenen eine frische, völlig vom Augenblick eingegebene Improvisation erkennen, zu deren Fortsetzung zwar Lust und Kräfte mangelten, die aber immerhin einen verheißungsvollen Auftakt zu der nun folgenden Dramenreihe bildet.

Kennzeichnend, daß der erste Reim zu dem Hauptstück der historischen Dramatik noch der Lektüre eines Sagenwerkes entsprungen ist! Im August 1815 las Uhland das mittelhochdeutsche Gedicht von Herzog Ernst, das sich nach

einem kräftigen Einfaß in orientalische Reisesabeli verliert. Wenn nicht die Sagenfigur, so gab vielleicht deren historisches Urbild, der wirkliche Herzog Ernst mit seinen bewegten und traurigen Schicksalen, einen dankbaren Dramenhelden ab? Die geschichtlichen Quellen, die Uhland zu Räte zog, beantworteten diese Frage vollauf mit Ja. So ging er denn im Juni 1816 ernstlich ans Werk. Der Politiker vermochte dem Poeten auf die Dauer das Konzept nicht zu verwirren, es zeigte sich vielmehr, daß sich bei diesem Stoffe beide in die Hände arbeiten konnten. Im Juli 1817 lag das historische Trauerspiel *Ernst, Herzog von Schwaben* vollendet vor.

Nicht mit einem kraftvollen Zuge hat sich Uhland auf die überragende Höhe dieses Stückes geschwungen; Unnatur und Motivüberladung, wie sie die Francesca und den Benno verunstalten sollten, hat er nicht plötzlich so vollkommen abzustößen gewußt. Wir besitzen den ersten Entwurf des Stückes vom Juni 1816 und entnehmen ihm, daß auch der reife Dramatiker noch einschneidender Selbstkritik bedurfte, um sich aus den Nezen der hohlen und grellen Theatralik der Frühzeit freizumachen. Wiederum hat ihn offensichtlich die Furcht beherrscht, das historische Handlungsgerippe könne dem fünfsaktigen Schema nicht Genüge tun und müsse daher gedehnt, erweitert und mit allerlei Fremdkörpern aufgebauscht werden. Dem diene zunächst die völlig müßige Erfindung einer Liebesgeschichte; der blutlose Schatten Edelgarde, des Grafentöchterchens, huscht zweimal über die Bühne. Vom dramatischen Standpunkte bleibt das Motiv dieser Liebe völlig blind, Graf Hugo, Edelgarde Vater, wird durch die Neigung seiner Tochter auch nicht einen Augenblick in Versuchung geführt, von der kaiserlichen Partei zu der Ernsts überzugehen. Zum Schlusse bleibt der Enttäuschten natürlich nichts übrig als gleich Silma und Berthilde (Benno)



Effekten, nach überraschendem romantischem Aufpuße verdrängen.

Wipos Vita Cuonradi hat Uhland die Grundlinien der Handlung geliefert. Die zwei ersten und wiederum der fünfte Akt werden in ihrem Verlaufe wesentlich von dieser Quelle bestimmt, während im dritten und vierten eigene, ungezwungene Kombination aus historischem Materiale neue Situationen und Gestalten schafft. Der geschichtliche Herzog Ernst von Schwaben hat als besiegter Auführer ein paar Jahre (1027—30) in Haft zugebracht, bis Kaiser Konrad, sein Stiefvater, ihm Befreiung und Wiedereinsetzung anbot. Zu den für Ernst unannehmbaren Bedingungen dieser Rehabilitation gehörte die Lossagung von seinem treuesten Vasallen Wezel. Ernst wandte sich, mit dem Kaiser aufs neue in Fehde, nach Burgund und versuchte vergebens, Odo von der Champagne auf seine Seite zu ziehen. Dann warf er sich in den Schwarzwald, angeblich in die Burg Falkenstein bei Schramberg, deren Trümmer noch heute von steiler Felswand beherrschend in das enge Tal hineinragen; dort unterlag er im Verzweiflungskampf gegen den Kaiser.

Herzog Ernst soll mit einer Tochter Hugos von Egisheim vermählt gewesen sein. Dieser also, wie alle anderen Personen, die Uhland in die Handlung eingreifen läßt, haben irgendeine historische Beziehung zu dem Helden. Freilich hat der Dichter zum Teil weit auseinanderliegende Geschichtstatsachen kombiniert und farblosen Gestalten der Quellen neues Leben eingehaucht. So den Anhängern Ernsts, Warin und Adalbertus, die in der Quelle nur Namen waren. Geschickt hat er dabei aus diesem Adalbert und Adalbero, dem historisch bezugten Mörder von Ernsts Vater, ein und dieselbe Person gemacht.

In manchen Fällen hat er zwischen der unpoetischen Tatsächlichkeit der Geschichte und der romantischen Er-

findung des Entwurfes einen glücklichen Mittelweg eingeschlagen. Ernst ist nicht Bräutigam und nicht Ehemann, die sentimentale Liebhaberin hatte in dem ernstesten Männerstück ebensowenig Platz wie die trauernde, vielleicht von zwiespältigem Gefühle zerrissene Gattin, die doch nur eine Doublette Giselas hätte sein können. Die schmerzvoll resignierte Erzählung Hugos von Edelgarde's Schleiernahme ist jetzt wirksamer und poetischer, als jedes persönliche Auftreten des unglücklichen Mädchens sein könnte.

So läßt sich künstlerische Feinheit und praktisches Geschick an fast jeder Einzelheit des Stückes bewundern. Aber zu einem großen Ganzen will es sich nicht gestalten. Wenn Uhland auch hier wieder fragte: „Und mein Talent für das Drama?“ so würden wir erwidern, daß wir den zartfühlenden und gefinnungskräftigen Poeten mit innigem Vergnügen am Werke sehen, daß aber eine spezifisch dramatische Begabungsprobe auch in diesem besten Uhlandschen Stücke nicht geliefert ist.

Wir sprechen von dramatischen, nicht von theatralischen Qualitäten. Was diese betrifft, so zeigt Uhland, daß er nicht ohne Gewinn seit der Pariser Zeit mit der Bühne Fühlung genommen hat. Nichts wäre verkehrter, als ihm Theaterfremdheit vorzuwerfen, im Gegenteil, die Sicherheit, mit der er Wirkungen zu berechnen, Szenen aufzubauen versteht, ist für einen Anfänger erstaunlich. Vor allem sind seine Szenen prägnant und kurz beisammen. Wie schwer haben in jener Zeit historische Halbdramatiker in Reichsversammlungen und Kampfscenen gegen die Anforderungen der Bühne gesündigt! Uhland läßt hier dem Rotstifte des Regisseurs keinerlei Spielraum. Jedes Wort ist nötig; und die wenigen epischen Einlagen, die er bietet, mußten dem Bühnenkünstler erst recht willkommen sein. Natürlich hat der berühmte Schauspieler Ekblair sich vor allem wegen der Erzählungen im zweiten und vierten

Äkte um die Rolle des Werner beworben. Das Interesse zweier Darsteller war für die Aufführung des Stückes in Stuttgart maßgebend; daraus spricht das Urteil kompetenter Richter, daß Uhland es verstanden hat, mit dankbaren Partien den Bühnenkünstler zu reizen.

Aber aus verständig aneinandergereichten bühnengerechten Szenen entsteht noch kein Drama und gute Rollen schreiben heißt noch nicht wahre und zwingende dramatische Charaktere schaffen. Im Aufbau und der Charakteristik liegen die eigentlichen Schwächen des Uhlandschen Stückes.

Dem Aufbau fehlt es nicht an Symmetrie und Berechnung. Wie klug ist es zum Beispiel ausgedacht, daß Ernst in jedem Akt einen neuen Parteigänger gewinnt, erst Werner, dann Adalbert, schließlich Warin! Aber schon diese Reihenfolge zeigt, daß dem Stücke eine Grundvoraussetzung zur dramatischen Wirkung abgeht: die Steigerung. Wie es immer gleichgültigere Personen sind, die dem Helden zur Seite treten, so geht auch unser Interesse für ihn ständig zurück. Er ist vom ersten Akt an in eine fallende Handlung verstrickt, der es sogar an ernsthaften retardierenden Momenten fehlt. Und weder er noch Werner ergreifen kräftige Maßnahmen, um sich der Umklammerung zu entziehen. Wozu die verwirrende Einführung Odos, wenn dessen Bundesgenossenschaft im fünften Akte dem Geächteten nicht als Ziel, sein burgundisches Reich als Zufluchtsstätte vor Augen steht? So erscheint dem Zuschauer auch der Graf von der Champagne als ein weiterer uninteressanter Widerpart Ernsts. An der Zersplitterung und Farblosigkeit des Gegenspiels krankt das Stück ebenso stark wie an dem Mangel einer kräftigen, vom Helden ausgehenden Aktion.

Lebendige, scharf umrissene Individuen auf die Bühne zu stellen geht ganz über Uhlands Können. Gelegentlich



findet sich sogar noch ein Fall von so naiver Selbstcharakteristik, wie sie im Benno unfreiwillig belustigte. Wie dort der wilde Dttmar bei seinem ersten Auftreten erklärt: „Es ist meine Art so; alles heftig!“ so erfährt man hier hauptsächlich aus Ernsts eigenem Munde, wes Geistes Kind er ist: „Ein großer Sinn faßt große Bilder auf, ein anderer andre“ (dies eine Bemerkung, die sich der Zuschauer notwendig selbst machen mußte!). „War ich sonst träge, jetzt bin ich ein Held“ usw. Aber nicht allein, daß der Held sich selbst kennzeichnet, sondern wie er sich kennzeichnet, bietet Anlaß zu schweren Bedenken. Er ist das Gegenteil eines kräftigen dramatischen Charakters, ein Träumer, ein willenloses Opfer der Ereignisse. Er kann nichts tun als treu sein, und die Treue ist wohl eine liebenswerte menschliche, aber keine fruchtbare dramatische Eigenschaft. Das zeigt sich auch an Werner, der zwar nicht als Schwächling gefaßt ist, dem es aber ebenfalls völlig an Farbe wie an Entwicklung gebricht.

Das Negative, das Fr. Th. Vischer in Uhlands eigener Persönlichkeit vermißt hat, geht auch den Hauptpersonen seines Dramas völlig ab. Aber die es aufweisen, die intriganten, problematischen Charaktere, werden dadurch nicht besser. Sie bleiben allesamt viel zu sehr in der Skizze stecken. Nicht einmal über die Persönlichkeit des Kaisers gewinnt man rechte Klarheit. Stellt er Ernst im ersten Akte mit Bewußtsein eine Falle? Wenn er vor seiner Umgebung seinen wahren Charakter hinter repräsentativer Behaltenheit verbirgt, vor dem Zuschauer hätte sich dieser Schleier notwendig lüften müssen. Die gelungenste Figur ist die Kaiserin Gisela. Bei ihr tritt zwar auch keine wahrhaft dramatische Entwicklung zutage, aber doch ein wirkames Hin- und Herwogen der Gefühle. Wirklich innerlich dramatisch ist von allen Auftritten des Stückes nur ihre große Szene mit Adalbert, dessen hochmütige abweisende

Starrheit sie durch die Macht ihrer Rede und Persönlichkeit in begeistert unterwürfigen Opfermut zu wandeln weiß und dem gegenüber sie ihre Frauen- und Mutterwürde so eindringlich verfißt. Zweimal hat diese edle Frau den Wortbruch nahe gestreift, unter dem Zwang der Not und in der heißen Leidenschaftlichkeit der geängstigten Mutter. Wo die Tadellosigkeit der moralischen Haltung gefährdet zu werden beginnt, wird der Charakter erst interessant. Diese Gestalt erhebt sich zur Hoheit, ohne dem gespreizten Heroismus zu verfallen, den Uhland wohl vor allen Dingen fürchtet.

Die idealistisch repräsentative Größe Schillers, die heroische Starrheit der Franzosen, die warme Lebendigkeit Shakespeares ist den Uhlandschen Menschen gleich ferne geblieben. Auch dieses Drama kann in keinen bestimmten historischen Zusammenhang eingereiht werden. Es ist in keinem Sinn ein klassizistisches Stück, aber bei der Einfachheit der Ereignisse, der Beschränkung des Gesichtskreises auch ganz und gar keine romantische Tragödie. Uhland hat als Schauspieldichter seinen eigenen Stil, dessen Hauptkennzeichen aber wiederum Mangel an stark individueller Prägung ist. Der gute Kenner des Mittelalters nützt sein Wissen nicht zu sprachlich-stilistischer Färbung des Dialoges. Höchstens ein paar Rechtsformeln, das gelegentliche Auftauchen der beliebten mittelhochdeutschen Kampfesironie zeigt seine Vertrautheit auch mit der Ausdrucksweise der alten Zeit. Fast jeder Archaismus bleibt dem harmonischen Gleichflusse dieser Blankverse fern. Das überragende Vorbild des deutschen Jambendramas, Schiller, hat Diktion und Technik freilich nicht völlig unbeeinflusst lassen können. Die große Erzählung im zweiten Akt ist an ihm geschult und beginnt mit hörbarem Anklang an Wallensteins Wort: „Es gibt im Menschenleben Augenblicke“ usw. Die Schlachtschau im fünften Akt erinnert an

die Jungfrau von Orléans. Die Gestaltung des Schlusses endlich gibt sich durchaus schillerisch: Anhäufung großer Erfolge und Ehren auf das Haupt des Gegenspiels bedeutet dessen sittliche Verurteilung.

Der Förderung und des Anspornes, die in einer sofortigen Bühnendarstellung hätten liegen können, mußte Uhland leider entraten. Eine aktuelle Anspielung auf die Fürstendienerie der Gegenwart, die der Entwurf noch vorsieht, hatte er im Stücke selbst weislich beseitigt. Dennoch konnte das württembergische Hoftheater keine Heimstätte für das Werk des Oppositionsmannes sein. Hamburg kam Stuttgart im Mai 1818 mit der Erstaufführung zuvor. Erst als die Verfassungstürme ausgetobt hatten, wurde mit der Einstudierung in Stuttgart begonnen. Auguste Brede, die Heroine des Theaters, hatte sie durchgesetzt, weil sie sich durch die Rolle der Gisela gefesselt fühlte. Gleich ihr nahm auch der berühmte Heldenspieler Esclair mit dem Dichter Fühlung und machte ein paar bühnenpraktische Vorschläge zur Abänderung des Schlusses. Dieser „einzige tragische Schauspieler in Deutschland, voll Ernst und Würde und ohne Quecksilberei“ wie ihn Arnim einmal genannt hat, wurde der erste Werner von Riburg. So stand die Premiere am 7. Mai 1819 unter einem günstigen Sterne. Die Eltern waren zu Uhlands Überraschung von Tübingen herübergekommen und konnten Zeugen des Erfolges sein. Man wunderte sich allgemein, wie sehr das Stück auf der Bühne gewonnen habe; da seine Mängel, wie gesagt, auf rein dramatischem, nicht theatralischem Gebiete liegen, ist das aber nicht weiter erstaunlich. Durchzusetzen vermochte es sich dennoch nicht und hat niemals ein festeingewurzelttes Repertoirestück der Bühnen gebildet, nicht einmal der Stuttgarter. Vor dem traurigen Ruhm, ein beliebtes Schülerstück zu sein, wüßte man es trotz seiner Mängel gerne bewahrt.

Seinen Schwächen zum Troste bildet Ernst, Herzog von Schwaben den Gipfelpunkt von Uhlands dramatischen Leistungen. Vor allem in dem wohl abgetönten Verhältnisse von Geschichte und Eigenerfindung. Als Uhland im Dezember 1817 zu einem neuen dramatischen Stoffe griff, hatte er sich offenbar unbewußt immer mehr auf das historisch Tatsächliche gerichtet. Das Interesse für die dem Studium erfassbare, nicht erst durch die Phantasie aufzubauenende Vergangenheit war so stark, daß sein Abschluß an geschichtliche Quellen nunmehr stellenweise fast in Sklaverei ausartete.

Zum Teil mag sich das ja auch aus der stofflichen Unfreiheit erklären, in der er sich damals befand. Das Münchener Hof- und Nationaltheater hatte im Herbst 1817 drei Preise für die besten Stücke aus der bayerischen Geschichte ausgesetzt. Der Stoff mußte „edel, erhaben, noch nicht bearbeitet und des ersten Theaters der Hauptstadt Bayerns würdig sein“. Hundert Dukaten, eine goldene Ehrenmünze und die Aufführung des Dramas in München winkten dem Träger des Preises. Der Kommission gehörten gewiegte Bühnenkenner an, darunter die Dramatiker Schenk und Babo. Uhland machte sich ans Werk. Die bayerische Geschichte von Zschokke bot ihm mancherlei Anregung. Nach kurzer Bedenkzeit, während deren er auch eine Agnes Bernauer in Erwägung gezogen hatte, siegte das alte Programmwort vom „treuen deutschen Sinn“. Er wählte den Stoff, den Schiller unter dem Titel Deutsche Treue in knappe Distichenform gefaßt hatte. Die äußere Nötigung half dem Schauspieler Ludwig der Bayer zu ungewohnt rascher Entstehung. Nach vier Monaten war es abgeschlossen und ward im Mai 1818 nach München gesandt.

Uhlands Drama hat den Preis nicht erhalten und brachte so in jener an Bitternissen reichen Zeit eine neue

Enttäuschung. Die Niederlage stand der Verbreitung auch sonst hindernd im Weg; Uhland fand wohl einen Verleger, hat selbst aber keine Aufführung erlebt. Erst in den siebziger Jahren erntete es schmale Bühnenlorbeeren.

Wohl gaben sich die Richter eine Blöße, als sie das Werk des bewährten Dichters aus dem Schwalbe von sechs- unddreißig mittelmäßigen Stücken nicht herauskannten. Von namhafteren Dramatikern hatte nur Fouqué mit seinem zerfahrenen und stimmungslosen Hieronymus von Stauff konkurriert. Preisträger wurde ein Professor Erhard in München, der Verfasser einer mit lokalpatriotischen und klerikalen Effekten arbeitenden Märtyrertragödie Heimeran. Sie ist kein völlig schlechtes Stück, aber hölzern und gedehnt und auf die Dauer trotz der Anleihen bei dem Volksdrama und den Spaniern höchst eintönig. Wir wissen jetzt, daß sich einer der Preisrichter sehr eindringlich für Uhlands Werk ausgesprochen hat und daß hauptsächlich kirchliche, nicht künstlerische Bedenken es zu Falle gebracht haben. Vater Uhlands bedächtige Warnung vor ungünstiger Darstellung des Papsttumes hatte also gegenüber dem auf historische Echtheit pochenden Eigensinne des Sohnes recht behalten.

Man wird sicher sein dürfen, daß unter den sechs Dramen des Titels: Ludwig der Bayer, die damals eingelaufen sind, das Uhlandsche die Spitze behauptete. Dennoch ist es kein Meisterwerk. Es leidet von vornherein an einer Zwiespältigkeit der Anlage. Es mußte sich als Ludwigdrama geben und konnte der Natur der Sache nach doch nur ein Friedrichdrama sein! Das hat schon der Rezensent im Morgenblatt 1819 ganz richtig herausgeföhlt und deshalb der früheren Stoffbehandlung durch Klingemann („Deutsche Treue“) den Vorzug erteilt. Die Spaltung des Interesses und seine etwas äußerliche Konzentrierung auf Ludwig ist ein unheilbarer Schade. Seine

sittlichen Taten bestehen einfach darin, daß er den Freund auf Ehrenwort freigibt und schließlich zum Mitregenten annimmt; ehrenwerte und wackere Gesinnungen und Handlungen, aber nichts, was ihn zum Dramenhelden geeignet machte. Friedrich bleibt geistlich mehr im Hintergrunde, und die geringe ihm gewidmete Teilnahme gestattet im fünften Akte keinen lebhaften inneren Zwiespalt, sondern nur wieder Rede und Aktion einer in sich fertigen und selbstsicheren sittlichen Persönlichkeit.

Es lassen sich aber weitere, gewichtigere Bedenken gegen das Stück erheben, die nicht mit jenem Rezensenten durch „das leidige Muß“ entschuldigt werden können. Man sollte denken, die große Zahl der herangezogenen Quellenwerke hätte den Dichter überreichlich mit Stoffe versehen. Im Gegenteile, die peinliche Armut der Frühzeit scheint sich wieder einstellen zu wollen. Die Fülle des Materials muß auf Uhlands Phantasie erstickend statt befruchtend gewirkt haben. Selten hat sie so versagt und sich so ärmlich gezeigt. Das Stück ist auch wieder von verhängnisvoller Kürze. Die einzig freierfundene Szene ist die zweite des zweiten Aktes: es soll da durch persönliche Zusammenkunft der Gegenkönige, der sämtlichen Kurfürsten, des päpstlichen Legaten der Zwist in friedlichem Gespräche beigelegt werden. Die Gegensätze prallen aber so stark aufeinander, daß die Entscheidung der Waffen unvermeidlich wird. Dieser dankbare dramatische Vorwurf wird nun in ganzen hundertundzwanzig Versen und in so marionettenhafter Unlebendigkeit vorgeführt, daß zum Benno wirklich nur mehr ein Schritt ist. Bei so eiligem Tempo fehlt es dem Dichter natürlich auch an Muße, die Charaktere scharf zu umreißen und zu runden. Wiederum der leidige unproblematische Edelmut bei Friedrich und Ludwig, wieder das dramatisch so unfruchtbare Motiv strupelloser Treue.

Fortschritte im einzelnen dürfen nicht verkannt werden. Uhland fühlt selbst das Bedürfnis nach satteren Farben und trachtet sie durch ein paar realistische Bildchen und humoristische Lichtchen zu geben, die er aufsetzt. Der in der Quelle skizzierten Gestalt des Albertus hat er weiten Spielraum gegeben, ohne freilich klar zu zeigen, ob dieser großsprecherische Fahrende ein Magier oder ein Scharlatan ist. Gelungen sind die Episodenfiguren der Münchener Bäcker Thomas und Steffen, die die glückliche Beobachtungsgabe des Verfassers der Weiber von Weinsberg auch dem niederen Volke gegenüber zeigen. Die beiden lassen zu Anfang des dritten Actes in zwanglosem Geplauder die Ereignisse des Zwischenactes an sich vorbeiziehen; so hilft sich der geschickte Beherrscher der dramatischen Technik. Gleich wohlberechnet und eindrucksvoll ist der streng parallele Bau der beiden Szenen, die kontrastierend den bedächtigen Ludwig und den leichtsinnigen Friedrich mit ihren Feldherren vor der Schlacht zeigen.

Bühnenblick zeigt Uhland auch hier in nicht zu unterschätzendem Maße. Der kräftige stichomythische Einsatz des Stückes und die straffe Dialogführung mancher Szenen lassen gute Theaterwirkung ahnen; liest man gar den affektvollen Ausbruch Leopolds am Schlusse der ersten Szene des vierten Actes:

Und ich beschwör' ihn bei den Todeswunden  
 Des Vaters, bei den eigenen Wunden, die  
 Zu Nacht mich schmerzen, daß ich ächzen muß . . .  
 Bei allem, was mir auf der Seele brennt,  
 Bei allem, was an meinem Leben frißt:  
 Bei Rache, Zorn, Verzweiflung, Raserei —

so hört man im Geiste schon die Zuschauer hingerissen in Beifall ausbrechen und kann sich denken, daß die Rolle des Leopold einen tüchtigen Schauspieler reizen müßte. Hat

sie keinen Liebhaber gefunden, so liegt das daran, daß sie gleich allen Figuren des Stückes, auch der unglücklichen erblindeten Isabella, immer nur auf Augenblicke ein Scheinleben gewinnt.

Die weiteren, nicht wenig zahlreichen Pläne zu historischen Dramen, die jenen Jahren entsproßten, zeigen Uhland gleichfalls nicht auf ansteigender Bahn. Es war kein frohes Kraftgefühl, keine gedrängte innere Gestaltfülle, die ihn von einem Gegenstande schnell zum anderen weiterschreiten ließ, sondern jene tastende Unsicherheit, die jetzt als Symptom der sinkenden wie einst der noch nicht erwachsenen Kunst sich einstellt. Die Stoffwahl bleibt unglücklich; kaum ein Sujet, das man als überzeugend und dramatisch rühmen könnte. Wohl aber ist er öfter auf Themata verfallen, mit denen sich vor und nach ihm andere Dramatiker müde gerungen haben. So auf die Geschichte der Hohenstaufen.

Es hat in Deutschland eine Zeit gegeben, in der die Hohenstaufendramatik an der Tagesordnung war. Rammers Geschichtswerk hat seit 1825 diese starke Anregung auszuüben vermocht. Uhland steht noch nicht im Banne der Mode, seine historischen Studien, zunächst vom engeren Vaterlande ausgehend, haben ihn selbständig zu den Schicksalen des heimischen Kaisergeschlechtes geleitet. Wie nach ihm Dukende, hat er in Überschätzung der eigenen Kraft einen groß angelegten Hohenstaufenzyklus geplant. Friedrich II. trat ihm besonders nahe. Dann vereinigte sich sein Interesse auf die rührendste, aber natürlich wieder undramatischste Figur, den jungen Konradin. Nach Ansätzen im März 1816 und 1818 hat der junge Bräutigam im Dezember 1819 innerhalb weniger Tage den ersten Akt gedichtet, den einzigen Rest des geplanten Dramas, den wir besitzen.

Trotz des erst späteren Einsetzens der Staufenhochflut



in Deutschland konnte sich Uhlands Interesse an dem Stoff auf mehrere Vorgänger berufen. Schiller und Leisewitz hatten ihn ermogen, von zwei schwäbischen Landsleuten, Werthes und Conz, lagen fertige Konradindramen vor. Indes konnte Uhland mit dem sehr knabenhaften Sturm- und Drangstücke seines Lehrers, das schon 1782 entstanden war, nichts gemein haben. Die unmittelbare Vergleichsmöglichkeit fehlt, aber die edel gemessene Haltung des Fragments sticht denkbar weit ab von den genialischen Floskeln und abenteuerlichen Motiverfindungen bei Conz. Uhlands Karl von Anjou hätte kaum nach Konradins Ende eine Franz Moorische Verzweiflungs- und Reueeskala abgesungen.

Der überreichlichen historischen Vorbereitung zum Troge setzt Uhlands Stück mit einer ungeschichtlichen Expositionsszene ein; geschickte Erfindung versetzt den jungen Herrscher unmittelbar in sein künftiges Reich, er landet sofort in Apulien, statt vom Gebirge her allmählich in die südlicheren Gefilde vorzudringen. Die Szene hat nur die Bedeutung der Exposition; man lernt die Menschen kennen, die im Stücke als Parteigänger und Gegenspieler Konradins von Gewicht sein werden. Die Besorgnisse, denen der scheidende Truchseß zum Schluß effektvollen Ausdruck gibt, lassen das künftige Verhängnis ahnen; dessen Schatten werden aber sonst durch das intensive Himmelblau, das über der ganzen Szene liegt, überstrahlt. Der Akt nötigt poetisches Wohlgefallen ab und hat auch in seiner Vereinzelnung von der Bühne herab gewirkt. Uhlands Beruf zum Hohenstaufendramatiker tut er nicht dar.

Noch weniger glückt dies einem Entwurfe, der von Ende 1818 bis in den Februar 1819 im Mittelpunkte von Uhlands Interesse stand. Otto von Wittelsbach zog seine Aufmerksamkeit auf sich, der Mörder König Philipps, den schon der Preisrichter Babo vor Jahrzehnten

zum Dramenhelden erkoren hatte. Ammermüllers Hohenstaufengeschichte, eine bewährte Führerin Uhlands, lieferte das historische Material, das ein Entwurf vom Februar 1819 in fünf Akte aufteilt. Die Wirkung auf den Leser ist überwiegend peinlich. Die Kraßheit des Stoffes, der mehrere Mordtaten auf die Bühne zerzt, bringt die Erinnerung an die Frühdramatik nahe, in deren Stil Uhland unwillkürlich auch durch die Hinzuerfindung weichlicher Freundes- und Frauenfiguren verfallen ist. Der Entschluß zur ungeheuren Tat, dem Kaisermorde, reißt gar zu schnell in des Pfalzgrafen Seele, und statt rascher Sühne folgt erst eine langgedehnte Aktion des wiederum zersplitterten Gegenspiels.

Noch ein zweiter Königsmörder stellt sich dem Dramatiker als dankbare Figur dar: J o h a n n v o n S c h w a b e n, Schillers Parricida, dessen schon im „Ludwig“ Erwähnung geschieht. Johannes v. Müllers Schweizergeschichte, auf die sich der Tell beruft, wird Uhlands Quelle. Von 1816 bis 1820 hat er mehrmals des Helden gedacht, nicht mit sittlicher Beurteilung, sondern mit menschlicher Teilnahme an dem Unglücklichen, dem alles im Leben mißlang. Erhalten hat sich nur ein schmales Szenar, das aber wenigstens die Mordtat als Ziel und Katastrophe der ganzen Handlung in den fünften Akt stellt. Ein paar verstreute Verse zeigen kräftige Prägung.

Zu dem großen Drama aus der württembergischen Geschichte, das der Vater nach der Vollendung des Ludwig forderte, ist es nicht mehr gekommen. Wir besitzen nur noch einen Ansatz zu einem Einakter W e l f. Halbhistorische Tradition aus der Zeit Ludwigs des Frommen, die auch die Grimmschen Deutschen Sagen kennen, sollte wohl lustspielmäßige Ausprägung finden. Doch schwand das Interesse nach den Augusttagen des Jahres 1818 schnell dahin.

Ein paar Nachzügler aus anderer Interessensphäre drängen sich in diese Reihe ein und überdauern zum Teil die Beschäftigung mit historischen Stoffen. Das aufkeimende wissenschaftliche Studium der Helden Sage verfrug sich in den ersten Jahren noch mit poetischen Plänen. Mit gleichem Unbehagen wie den Hohenstaufenstoff sehen wir die bescheidenen Kräfte des Dramatikers den macht- und anspruchsvollsten aller Sagenstoffe in Angriff nehmen. Uhland hat 1817 zwei *Nibelungen* dramen entworfen. Eine Anregung A. W. Schlegels mag dem vermessenen Unternehmen zugrunde liegen. Die Aufteilung des Stoffes in zwei Abende ist gar nicht ungeschickt, wenn auch mancher Akt des ersten Teils (Siegfrieds Tod) reichlich leer erscheint. Aber das Ganze ist denn doch ein Versuch mit gänzlich untauglichen Mitteln. Die Fülle überragender Persönlichkeiten auch in den episodischen Rollen des zweiten Teiles hatte für Uhlands Gefühl sichtlich etwas Bedrückendes. Hebbel hat sich da später auf seine Weise geholfen und wenigstens durch renommierte Berichte das gigantische Ausmaß dieses Heldentums eindrucksvoll zu machen versucht. Uhland ist der Schwierigkeit nicht so beherzt zuleibe gegangen, sondern hat sie feige umschlichen. „Ekel ist auf einem Heerzug abwesend“ — diese Randnotiz allein spricht dem Plane das Urteil. Es fehlt ihm sonst nicht ganz an Eigenart der Gestaltung. Interessant für Uhlands damalige und auch noch spätere Auffassung des Stoffes ist die ethische Idee, die er herausliest: „Untreue schlägt ihren Herrn.“ Ein instrumentum fatale zieht sich durch die Handlung, nicht der Nibelungenhort, mit dem er gar nichts anzufangen weiß, sondern das Schwert Balmung. Siegfried, keineswegs ein strahlend reiner Held, hat mit ihm seine Meidungstat begangen und die Nibelungen gefällt. So stirbt denn auch er (gegen das Lied) durch dieses Schwert, wie später

Kriemhild und Hagen durch Balmungs Schwung ihr Ende finden.

Dem neuerwachten Interesse für die mittelhochdeutsche Dichtung entkeimte 1818 der flüchtige Plan zu einem *Armen Heinrich*. Ein paar originelle und kräftige Verse aus der Rede des Arztes sind erhalten. Nach 1820 erwärmte er sich nochmals für einen Helden-sagenstoff: diesmal für einen Abschnitt aus der gotischen Sage, die Geschichte der Harlungen, der unglücklichen Neffen des Ermanrich. Eine knappe, nicht unlebendige Anfangszene ist davon übrig.

Der Dramatiker verstummte etwa gleichzeitig mit dem Lyriker. Nur ein Plan, der Uhland durch fast zehn Jahre begleitet hatte, überdauerte den Eintritt der poetischen Ebbe und nahm sogar noch 1822 einen neuen Aufschwung. Der spanische Romanzenheld *Bernardo del Carpio* war ihm, wie erinnerlich, ursprünglich innerhalb des Karlskreises entgegengetreten. Jetzt, 1819, als der Dichter zu dem Stoffe zurückkehrte, handelte es sich nicht mehr um die Kämpfe des iberischen Nationalhelden gegen den Kaiser und seine Paladine. Es ist eine schöne Ergänzung zu dem tiefpersönlichen Bekenntnisse, das der treue Mann, der Freund seiner Freunde, in den früheren Dramen abgelegt hat, wenn jetzt auch der Sohn, der wie selten einer im Vaterhause wurzelte, die zur lodernen Leidenschaft anwachsende Sehnsucht des scheinbar Verwaisten nach den Eltern, namentlich dem Vater, in poetischer Verklärung erscheinen läßt. Mag unangebrachte Weichheit auch hier die Handlung auf manchen Abweg führen, den Charakter Bernardos trübt sie nicht, er ist in der starren Monomanie seines Lebenswunsches eine der eindringlichsten Uhlandschen Gestalten. In dem späteren Ansätze läßt Uhland auch dem spanischen Ursprunge des Sujets Gerechtigkeit widerfahren und zeigt sich in gewandt

kräftiger Handhabung als Meister des vierfüßigen Trochäus.

Uhlands Drama hat verschiedenartige Beurteilung erfahren. Die Mitwelt war ihm günstiger als die Nachwelt, jene hat den weiten Abstand, die diese zwischen dem Dramatiker und dem Lyriker erkennt, nicht sehen wollen. Im ganzen sind die ersten Besprechungen der Schauspiele auf keinen anderen Ton gestimmt als die der Gedichte. Auch tut der zweifellos schwächere Ludwig der Anerkennung wenig Eintrag. Matthias von Collin, der österreichische Dichter, der dem Ernst hohes Lob zollt, zog den Ludwig sogar fast vor. „Wir glauben nicht, daß irgendein Publikum der sanften Gewalt, die dieses Schauspiel auf die Herzen ausübt, werde widerstehen können.“ Darin freilich sind sich die einsichtigen Kritiker einig, daß hier erst ein Anfang gegeben ist; das Morgenblatt mahnt den Dichter, sich durch den Mißerfolg des Ludwig ja nicht abschrecken zu lassen, und Collin fordert gar von der Meisterschaft eines Uhland, er solle das bisher Geleistete mit noch besserem Gelingen von neuem bearbeiten.

Einen starken, epochemachenden Erfolg haben die Dramen ebensowenig erzielt wie die Gedichte. Aber die Zeitströmung, die diese nach einundeinhalb Jahrzehnten wieder in die Höhe hob, ist auch jenen günstig gewesen. Auch den dreißiger Jahren stand der Dramatiker Uhland so hoch wie der Lyriker, der junge Hebbel hat sich für ihn begeistert, Heine und Gukow haben sehr anerkennende Worte gefunden, der Jungdeutsche Wienberg vollends überschüttete Uhland mit einer Lobesfülle, die diesem selbst überraschend genug geklungen haben mag. Nach Wienbargs Meinung ist er „von Geburt Dramatiker, und der gefeierte Balladendichter ist nur der in tausend Stücke gesprungene Uhland, der kühl und schnöde beseitigte Dramatiker“.

---



## 9. Kapitel

### Die ersten Ehejahre

In Lenaus Berichten an Sophie Löwenthal wird von einem jungen Stuttgarter Mädchen erzählt, das sich nach einer Aufführung des Ernst von Schwaben in den Kopf gesetzt haben soll, der Dichter müsse ihr Mann werden. Gemeint ist die 1799 in Calw geborene *Emilie Vischer*, die in Stuttgart bei dem zweiten Gatten ihrer Mutter, dem Hofrath Pistorius, lebte.

Pistorius und Feuerlein, der Stiefvater und der Mutterbruder Emiliens, hatten sich als Verfechter des alten Rechtes hervorgetan, beide waren überdies als Prokuratoren Uhlands nahe Kollegen. Auch aus diesem Grunde wurden der werdende Politiker und das junge Mädchen vom Stuttgarter Klatsch in nahe Beziehungen gebracht. Zu seinem Träger macht sich 1818 selbst Kerner. Er führt Barnhagen gegenüber die politische Starrköpfigkeit des Freundes darauf zurück, daß Umland „in eine Familie der reichen Kaufleute und Partikuliers geraten sei, die das alte Verfassungswesen bis zur Karikatur“ übertreibe. „Sie sind alle verschwägert und wie ein Weichselzopf mit dem alten Wesen verwachsen. Diese haben den Umland in ihre Mitte gebannt, er wohnt auch ganz in dem Hause des Einen und soll eine Tochter des Pistorius zur Gattin erhalten.“ — Allerlei gute Freunde sollen weiterhin noch als Helfershelfer aufgetreten sein, namentlich hätte sich Schwab

um das Zustandekommen der Verbindung gemüht, wie wieder Lenau gehört haben will.

In Wahrheit hat weder die Poesie, noch die Politik, noch wohlmeinender Freundeseifer das Band schlingen helfen, das Uhland zu seinem Glück fürs Leben fesseln sollte. Mochte bei seiner trocken gefühlstargen Persönlichkeit eine starke innere Leidenschaft unglaublich erscheinen: wir halten jetzt das untrügliche Bekenntnis seiner Tagebuchblätter in Händen und können Stufe für Stufe das Keimen, das Emporblühen und die mächtige Entfaltung dieser Neigung beobachten. Die zähe Beharrlichkeit, mit der der Buchstabe E. Jahre hindurch ohne Kommentar immer und immer wieder, oft mehrmals des Tages auftaucht, läßt die Gewißheit erstehen, daß von der Zahl solcher E.s Glück und Wohlbefinden des Schreibers abhingen. Mancher Verliebte und Bräutigam könnte Uhland um die Häufigkeit ihres Auftretens beneiden. Es gab in der That so mannigfache Fäden, die sich von ihm zu Emilie Vischer hinüberzogen, daß der zufälligen und beabsichtigten Zusammenkünfte viele waren. Kerner verkehrte im Hause Pistorius, auch Rückert war dort ein gerne gesehener Gast. Roser, Uhlands vertrauter Universitätsfreund, war mit Emiliens älterer Schwester vermählt. Ihr Pflegevater, Dr. Zahn in Calw, wurde ihm als politischer Gesinnungsgenosse schon frühe wert.

Im Dezember 1814 notiert sich Uhland zum ersten Male den Namen Emiliens oder Emmas, wie er sie am liebsten nannte, in sein Tagebuch, zum Beweise, daß sie ihm Eindruck gemacht hat; im folgenden Jahre bereits ihren Geburtstag, den 15. Mai. Später hat er einmal diesen Tag durch ein Gedichtchen gefeiert; neben ein paar Zeilen auf eine Rose, die sie ihm geschenkt, die einzige direkte poetische Blüte, die diese Neigung getrieben hat. Bis sich sein sprödes Gemüt erschloß, bis gar seine zu so

hartnädiger Schweigsamkeit gebildeten Lippen sich öffnen mochten, ging noch so manches Jahr ins Land. Und so war es auch für Emilie Vischer das in seiner Entstehung unkontrollierbare stadtverbreitete Gerücht, das sie zunächst mit ihrem künftigen Schicksale bekannt machte. Als kompetenteste Berichterstatterin erzählt sie selbst: „Das Gerücht interessierte wohl das noch ganz junge Mädchen, mehr noch interessierten sie die gerade damals herausgekommenen Gedichte Uhlands, die sie bei der Schwester zu lesen bekam; aber — an dem ernstern, stillen Herrn Uhland war doch auch gar nichts von einem Liebhaber zu entdecken!“

Nüchtern-prosaisch, wie Uhlands ganze Persönlichkeit nach außen hin, mag auch seine Liebes- und Brautstandsgeschichte anmuten. Sie war es in der That nicht. Man muß auch hier zwischen den schlichten Zeilen des Tagebuchs zu lesen wissen, und es ersteht ein Liebesroman, der zwar nicht von heißen Leidenschaften und Konflikten handelt, wohl aber von Not und inneren Kämpfen, Standhaftigkeit und tapferem Entschlusswillen.

Erst jetzt ersieht man die volle Tragweite des Opfers, das der Altrechtler seiner politischen Überzeugung brachte. Er beraubte sich dadurch nicht nur der Genugthuung, die Eltern von ihrer ständigen Sorge zu entlasten, vor der Welt als geachteter Mann dazustehen, in der Wahl des täglichen Berufes seinen Neigungen zu folgen — er stellte auch sein inneres Lebensglück in Frage und trug jahrelang die quälende Erwartung in sich herum, daß ein anderer seiner, des Amtes- und Mittellosen, unausgesprochenen Neigung zuvorkommen und die Braut heimführen könnte. Wenn je sein Verhalten und seine Persönlichkeit einen Schimmer von Größe erhalten, so ist es hier.

Wir verfolgen das werdende Liebespaar, wie es sich auf Bällen, im Theater, im Konzert trifft. Zwangloser traten sie sich noch auf Spaziergängen nahe. Roser und



seine Frau pflegten gegen Abend aufs Land hinaus zu wandern, Uhland durfte sich ihnen öfter anschließen und fand in der Schwester Frau Rosers, Emma, eine Weggenossin. Der Freund scheint schon bald Uhlands Vertrauter geworden zu sein, wenigstens eröffnet der Verliebte ihm seine materielle Lage und empfängt manche Kunde von der Umschwärmtten. Schön und kennzeichnend für den Reiz des persönlichen Umganges mit Uhland sind die Umstände, die ihm zuerst erlaubten, ihr etwas näherzutreten. Bei fröhlicher Unterhaltung, in Gesellschaft, da mag ihr seine Schweigsamkeit öfter zur Unlust gereicht haben. Aber im August 1816 starb ihre Mutter, jene „edle Frau“, auf deren Grab Rückert „Rosen“, das heißt einen Sonettenkranz, niedergelegt hat. Roser muß Uhland von Emiliens heftiger Trauer erzählen, in ihm selbst wird trübe Stimmung wach, er schreibt sich Rückerts Verse ab, da er sich offenbar selbst keine abringen kann. Acht Tage später findet der erste Spaziergang nach dem Trauerfalle statt. Emma würdigt den bescheidenen Liebhaber, von seiner zarten Teilnahme angezogen, eines ausführlichen Berichts, und die erste innere Annäherung ist erreicht. Ein Schatten scheint sich von da an in das Gemüt des jungen Mädchens gesenkt zu haben. „E.s düstere Lebensansicht“ notiert das Tagebuch nach einer Wanderung. Im März endlich hebt sich der Trauerschleier, ein Spaziergang auf den Kahlenstein erweckt gemeinsames, hoffnungsvolles Frühlingsgefühl.

Der 20. September 1817 ist für Uhland ein großer Tag gewesen: er zieht in die Schloßstraße, an die Stelle ungefähr des jetzigen Bahnhofes, und rückt als engster Hausgenosse der längst vertrauten Familie Roser noch einen Schritt näher. Er darf denn auch in diesem Jahre mit ihnen, ihren Kindern und Emma ein trauliches Weihnachtsfest verleben.

Im Januar 1818 läßt er sich malen. Es entsteht jenes vielverbreitete Bild von Morff, das die robusten Gesichtszüge, die starken Backenknochen, die nicht ganz edel gebildete Nase zu einem vielleicht wahrheitsgetreuen, aber wenig schmeichelhaften Gesamteindruck formt, und wir verstehen die Notiz: „E., die vor meinem Bild erschrocken.“ Er fordert sie auf, sich auch malen zu lassen: „Malen lassen? Ich wüßte nicht für wen?“ Wenn nicht für Uhland, so möchten wir antworten, dann wenigstens für uns, die Nachwelt, die doch auch etwas Interesse daran hat, wie Uhlands Erkorene ausgesehen haben mag. Wir besitzen fast nur Altersbilder, deren manches die klug-gemüthliche Greisin sehr sympathisch erscheinen läßt, aus der Frühzeit ein recht unvorteilhaftes Miniaturgemälde.

In jener Zeit nun will Uhland Ernst machen mit dem lange erwogenen Entschlusse, die undankbare Advokatur aufzugeben. Wer auf Freierrfüßen geht, muß ein festes Brot haben. Er beklagt die Ironie, die darin liegt, daß ihm nun, da er nicht annehmen kann, aus allen Theilen des Vaterlandes Stellungen angeboten werden. Sein Heil kann ihm aber nicht im rechtlosen Württemberg, es muß ihm im Ausland erblühen. Und nur den Wunsch, ein Heim zu gründen, kann den Bescheidenen, für die eigene Person Bedürfnislosen zum hartnäckigen Bittsteller wandeln, der alle Verbindungen eifrigst aufgreift, um sich ein Unterkommen zu verschaffen. Er reist nach Karlsruhe und berät mit Barnhagen. Mehrmals spricht er in Heidelberg vor, aber nicht nur, um die Boisseree'sche Gemäldesammlung und die frisch aus dem Vatikan eingetroffenen Bücherschätze zu bewundern, sondern um mit Jean Paul, Paulus, Görres, Voss, Kreuzer zu konferieren. Ein akademisches Lehramt schwebte ihm in erster Linie vor. Bereits ist es der Germanist und nicht mehr der Rechtsgelehrte, der das Katheder besteigen will. Er wendet sich an Koreff

wegen einer Professur in Bonn, wo er einige Zeit Aussicht auf Berufung gehabt zu haben scheint. Aber dies zerfällt sich, wie die lange hingezogene Verhandlung wegen eines Lehrstuhles in Basel.

Längst scheint Emilie den so zurückhaltenden Bewerber durchschaut zu haben. Warum öffnet er nicht den Mund? „Über Sprechen und Schweigen“ haben sie einmal Gedanken ausgetauscht. Endlich sollte der Bann gebrochen werden. Uhland, der im März 1818 schon einen Weilchenstrauß hatte überreichen dürfen, wagte bei einem Frühlingsspaziergange den ersten Händedruck. Der 26. April, sein Geburtstag, ist ein heller warmer Sonntag, alles steht in Blüte, die Herzen müssen sich erschließen. „Es ist doch schön auf der Welt,“ sagt Emma zu Uhland, und nun findet er den Mut, sich zu erklären. Sie bricht in Tränen aus, die Hindernisse werden ihr sofort bewußt. Ein Jawort läßt sich nicht erzwingen. Doch gestattet sie ihm das Heimbegleiten. „Wie es auch geh’, ihre Achtung bleibt mir.“

Wenige Tage darauf reiste Uhland nach Tübingen, und der Anlaß, aus dem das geschah, mochte mit dazu beigetragen haben, ihm die Zunge zu lösen. Alles um ihn her verlobte und verheiratete sich. Schwabs Liebesroman mit Sophie Gmelin, der Schwester Wilhelmines, hatte schon längst ein erfreuliches Ende gefunden, und der wohlbestallte Gymnasiallehrer durfte in Stuttgart seinen jungen Hausstand begründen. Freund Mayer hatte kurz danach, Dezember 1817, mit seiner Braut Riclele Drück seine Aufwartung bei Uhland gemacht, und die Anstellung ließ nicht lange auf sich warten. Das vertraute Bäschen aus dem Oberstock, Wilmele Uhland, hatte sich 1816 verheiratet, mit August Weißer, der eine Zeitlang im Amte als Mitbewerber des neuen Betters aufgetreten war. Uhland war, ehe er zu Rosers zog, über ein Jahr der Hausgenosse des jungen Paares gewesen, dem sein Gruß im B e r s p ä t e

ten Hochzeitsliede gilt. Jetzt, im Mai 1818, durfte sich sein Gratulationsgedicht nicht verspäten, galt es doch der eigenen Schwester. Luise wurde schon seit einer Reihe von Jahren umworben von einem Hannoveraner, der in Tübingen Theologie studiert hatte. Der junge Meyer, der als „Ausländer“, zumal Norddeutscher, dem jungen Mädchen und den Eltern zunächst als unmögliche Partie erschien, bewährte sich als ernsthafter und treuer Liebhaber, der seine eigenen Wünsche ganz denen von Schwiegereltern und Braut unterordnete, die Heimat aufgab und sich in Schwaben um eine Pfarrstelle bewarb. In Haiterbach, dann näher bei Tübingen, in Pfullingen, hat das junge Paar manches glückliche Jahr zusammen verlebt, Uhland in Meyer einen wackeren Bruder gefunden. All dieses Freien und Hochzeiten aber mag Uhlands schmerzliche Sehnsucht auf den Gipfel geführt haben.

Als er wieder in Stuttgart war, beunruhigte ihn das wie schon öfter, so auch jetzt auftauchende Gerücht, daß Freier um Emmas Hand zur Stelle seien. Wie sollte er sie aus dem Felde schlagen? Es mag in jener Zeit gewesen sein, daß er im Hinblick auf seinen Dramenhelden Parri-cida bitter zu Schwab bemerkte: „Es ging ihm wie mir, er hatte mit nichts im Leben Glück.“ Seine Vertrauten bestürmten ihn, doch endlich von seinem Starrsinne zu lassen und in den Staatsdienst zu treten. Im Oktober kam ein Warnungsbrief der Schwester: Hofrat Pistorius wolle bestimmt seine Tochter nur einem Manne geben, der im Besiz einer festen Stellung sei; Uhland solle sein Lebensglück nicht versäumen! Auch sie hatte von Rivalen gehört, die der Vater begünstigen sollte.

Aber Emma selbst blieb fest. Zu tief war die Neigung schon in ihr eingewurzelt. „Sie lernte begreifen,“ schreibt sie selbst, wenn auch unter manchen inneren Kämpfen, „daß einem überzeugungstreuen Manne kein Opfer zu

groß sein dürfe, daß Uhland schweigen und zuwarten müsse, bis günstigere Umstände für seine Wünsche eintreten würden.“ Uhland fühlte heraus, daß er bei ihr gewonnenes Spiel habe. Im Dezember besucht er die Eltern und eröffnet ihnen das Verhältnis. Man spürt dem Schweigfamen das Gefühl der Befreiung nach so langer Eindämmung an: „Nach dem Abendessen von E. erzählt, Zusammensitzen bis Mitternacht.“ Nochmals pilgert er nach Karlsruhe, um sich bei Barnhagen um eine Stelle im badischen Dienste zu bemühen. Er wählt den Weg über Calw, wo er Emilie zu Besuch glaubt, und betrachtet schmerzlich von außen das Wischersche Haus, das zu betreten er kein Recht hat. Aber nun ist das Glück ihm hold: am ersten Tage wieder in Stuttgart, trifft er überraschend mit ihr, die er ferne wähnt, zusammen, und jetzt gibt es kein Halten mehr. Es kommt zur gegenseitigen Herzensergießung, er erhält als teures Liebespfand eine Locke. Auch Emmas Leidenschaft hat über die Vernunft gesiegt, die beiden haben sich gefunden, ehe die äußeren Hindernisse überwunden sind, auch das Mädchen ist willens, ihnen zu trohen.

Diese Tapferkeit findet schnellen Lohn. Wir wissen, daß schon Anfang 1819 sichere Anzeichen für eine Beendigung der rechtlosen Zeit auftauchten. Noch wagte der Freier sich nicht vor; aber im August 1819, da konnte der hochangesehene Abgeordnete Uhland, der soeben am Verfassungswerk entscheidend mitgewirkt hatte, bei dem inzwischen vertrauter gewordenen ständischen Kollegen Hofrat Pistorius vorsprechen und das Jawort des Pflégewaters einholen. Noch war er ein Mann ohne Amt, aber alle Möglichkeiten lagen vor ihm. Im Januar 1820 wurde die Verlobung öffentlich. Stuttgart und Tübingen feierten mit, das große Ereignis war Stammtischgespräch in der Vaterstadt.

Den Eltern wurde nun alsbald die neue Tochter zugeführt. Die Mutter sah ihre Besorgnis widerlegt, ihr Ludwig möchte schließlich „ohne viel Neigung eine Verstandesheirat machen“ oder gar „durch Warten ganz ums Heiraten kommen“. Auf den ersten Blick war sie von der inneren Harmonie dieses Bundes überzeugt. „Louis hätte nicht jedem Mädchen angepaßt, und Emma nicht jedem Mann.“ Sie legt ihr Erziehungswerk in die Hände der jungen Braut: „Habe du nur nicht gar zu viel Geduld mit ihm, die Männer sind so gleich verwöhnt.“ Das Visitenmachen, das verhaßte, zum mindesten hat Uhland als Verlobter gründlich austofsen müssen, trotzdem sein Brautstand in eine Zeit fiel, die mit Landtagsarbeiten überfüllt war.

Der 29. Juni 1820 war Uhlands Hochzeitstag. Schwab hatte den Pegasus erstiegen, Luise Duttenhofer lieferte eine Festzeichnung, eine feierliche Nachtmusik geleitete die Neuvermählten heim. Minder poetisch nimmt es sich aus, daß Uhland vor und sogar nach der Trauung längere Zeit der Sizung im Ständehaus beigewohnt hat. Die herkömmlichen Darstellungen lassen aus diesem Anlasse die Pflichttreue Uhlands in hellster Glorie erstrahlen. Uns erschien dieser Zug immer fatal philisterhaft. Wer dem Festtage nicht gibt, was sein Recht ist, kennzeichnet sich dadurch als Alltagsnatur. Uhland hat aber die Weihe dieses Tages trotz allem tief im Gemüte getragen. Nach dreißig Jahren macht er eine Trauung in derselben Kirche mit und schreibt dann der Gattin: „Ich sah in lebendiger Erinnerung auf die Stufen herab, auf denen einst auch wir knieten.“

Besser noch will uns gefallen, daß zum fast einzigen Male in elf Jahren die regelmäßigen Tagebucheintragen nach der Hochzeit für ein paar Wochen aussetzen. „Häusliches Glück“ — das ist das erfreuliche Kennwort, mit dem ein halber Monat überschlagen wird. Dann

wagen sich wieder kleine Sonderzüge, Berichte über die beginnende Gefelligkeit des jungen Paares hervor.

Mit den Jahren erst und langsam gestaltet sich uns ein greifbares Bild von Uhlands Lebensgefährtin heraus. Das junge Mädchen ist uns noch ganz unzugänglich, erst die ältere Frau erfährt mannigfache Schilderung und tut sich auch in gescheiterten Briefen kund. Enthusiastisch aber erinnert sich Karl Mayers gleichnamiger Sohn des jugend-schönen Bildes, das sie in den ersten Ehejahren geboten. „Frau Uhland trug einen kurzen weißen Rock und einen violetten, seidenen Spenzer, ihr prächtiges schwarzes Haar hatte sie in einer doppelten Krone ums Haupt gelegt, ihr weißer Hals dazu — so schien sie mir ein Ausbund von Schönheit.“ Noch nach dreißig Jahren sah Heinrich Laube dieser „lebhaften Schwäbin“ an, wie schön sie einst gewesen sein müsse. Bei anderen Freunden, denen Uhland sie vorführte, überwiegt der innere Eindruck der Persönlichkeit. Den guten Justinus erfreute sie bei ihrem ersten Besuche „unsäglich“.

Uhlands Gattin war nicht das, was man eine geistreiche Frau nennt; sie hätte als solche an die Seite dieses Gatten auch schlecht gepaßt. Aber der Dichter, der Gelehrte, der Politiker fand in ihr im vollsten Maße das, was er brauchte und suchte. Es war schon dem bescheidenen Bewerber ein unvergeßlich schöner Augenblick, als sie ihm mit edlem Verständnisse für seinen Herzog Ernst dankte. Später hat der verstummende Dichter von ihrer Seite nie ein Wort unangebrachter Ermunterung, eine Aufstachelung seines Ehrgeizes erfahren. Die anders geartete und ihr viel schwerer zugängliche neue Tätigkeit stand ihr ebenso hoch. Und als Politikerin konnte sie sich zuzeiten mehr erheben als Uhland selbst. Das war überhaupt das Günstige bei diesem Ehebunde, daß die Frau eine denkbar glückliche Ergänzung des Mannes darstellte. War er trocken und

schwer in Fluß zu bringen, so war sie lebhaft, ja übersprudelnd, wußte er oft in seiner Ungewandtheit die Menschen nicht recht zu nehmen, so fand sie stets das rechte Wort, brachte Leben ins Gespräch, stimmte es auf gemüthlichen Ton. Dabei war sie keine glatte Weltedame, sondern eine natürlich offene Schwäbin, die namentlich norddeutsche Besucher durch ihr ungeschminktes Temperament unterhielt. Hermann Grimm klang noch nach Jahren der wohlthuend schwäbische Klang ihrer Stimme sympathisch im Ohre.

Die ständige Einwirkung einer solchen Natur auf Umland konnte nur im höchsten Maße wohlthätig sein. Sie hat an dem sicher oft wunderlichen und eigenen Manne, der acht Jahre als selbständiger Junggeselle gehaust hatte, nicht rechthaberisch herumgezogen. Eher lassen ein paar Brieffstellen eine lebenswürdig leise Schalkheit ahnen, mit der sie seinen Sonderbarkeiten begegnete. In hellerem wärmerem Licht aber erscheint das Verhältnis dort, wo das innige Ineinanderleben der beiden Gatten zutage tritt. Darin waren ihre Naturen ähnlich geartet, daß sie von wenigen, aber tiefgegründeten Empfindungen beherrscht wurden. Gottvertrauen, Naturliebe, Familiensinn — auf diese Grundtöne sind beider Herzen abgestimmt, und das gibt einen guten Zusammenklang. Wie traulich hört sich aus dem Munde des Mannes, der jeden Gefühlserguß haßt, die briefliche Anrede: „Mein liebes, herzliebes Weib!“ Welch farbenreiche, eingehende Briefe weiß er nun mit einem Male zu schreiben, wenn sie sich an diese Adresse richten! Neue reiche Seiten der Umlandschen Natur lassen sich ahnen, wenn man hört, was er seiner Frau gewesen ist. Aus Trübsal sehnt sie sich nach ihm: „Wäre ich nur eine Stunde bei Dir, das wäre Trost in jeder Not.“ Keine frohe Stunde weiß sie zu genießen, wenn sie ihm ferne ist: „Es fehlt mir der Eine, der mir das Leben erst recht zum



Leben macht.“ Aber sie möchte nicht nur gestützt werden, sie möchte selbst Stütze sein, sie gehört zu ihm, wie er zu ihr. Als er eine Zeitlang allein in Frankfurt weilt, da ruft sie ihm zu: „Es macht mich wie eifersüchtig, daß Du ein so ernstes Stück Leben ohne Deine Hälfte durchleben sollst, also dann auch Erinnerungen, ernste wie erhebende, haben sollst, die ich nicht mit haben könnte. Mein Platz ist an Deiner Seite, und wen einmal Dein Vertrauen gekehrt hat, der möchte immer mit Dir sein.“

Uhland hat in der Ehe das Höchste gefunden, was er von ihr erhoffen konnte: ein vollkommenes gegenseitiges Aufgehen und Einssein, eine Gefährtin, die die oftmals empfundene Lücke und Leere in seinem Innern für immer ausfüllte, die bösen Geister des Unmuts, der unzeitigen Trauer, der Grübelei, über die er als junger Mensch klagte, ein für allemal verbannte, eine Gehilfin, die in allem, was er dachte und tat, aufging und mitlebte, mit sich reden ließ, die Anregung, Verständnis, Ablenkung und Ansporn für ihn nach Bedarf zur Verfügung hatte. Nur wer so völlig Uhlands Leben mit ihm lebte, konnte es so beschreiben, wie sie dies in dem noch immer besten Uhlandbuche getan hat.

An Weihnachten schrieb die Mutter von den Gaben, die sie für das Enkelchen in Pfullingen gearbeitet hatte: „Ich wünschte, wenn mir Gott bis übers Jahr das Leben schenkt, noch mehr machen zu dürfen als dies Jahr, wär' es recht?“ Diese Hoffnung hat sich damals und später nicht erfüllt, Uhlands Ehe ist kinderlos geblieben; für beide Gatten keine ganz leichte, aber eine wortlos getragene Schicksalsfügung. Uhland hatte zärtliche Neigung zu Kindern, das zeigt sich schon aus dem Tagebuch, wo der werdende Bräutigam mit Vorliebe als Spielkamerad der Roserschen Kinder erscheint. Nach vierzehn Ehejahren wurde ein Pflegekind ins Haus genommen, ein fünfjähriger Knabe, Wilhelm Steudel, ein Pfarrerssohn, der

zur Pistorius'schen Freundschaft gehörte. Damit war die schmerzlich empfundene Lücke ein wenig ausgefüllt. Pfizer kann in jener Zeit gegenüber Frau Schwab nicht genug rühmen, wie glücklich das kinderliebe und kinderlose Paar den kleinen Pflegling betreue. Auch die Kinder Luigens fanden später im Tübinger Uhlandshaus eine zweite Heimat.

Als Uhland in den Hafen der Ehe eingelaufen ist, scheinen ihm Lust und Bedürfnis nach einem einträglichen Amte geschwunden. Man hat ihm gehässig vorgehalten, er habe vom Gelde seiner Frau gelebt. Daß ihm die Gattin ein beträchtliches Vermögen zugebracht hat, steht außer allem Zweifel, die materiellen Sorgen waren von nun an gehoben. Die Forderung des Stiefvaters hatte offenbar nur den Sinn gehabt, daß die Tochter einem Manne von Ansehen und Gewicht die Hand reichen sollte; und das war Uhland jetzt ohne Sekretär-, Bürgermeister- oder Professorsposten. Wir können uns denken, daß es der Gattin besonderer Wunsch und Stolz gewesen ist, ihm endlich eine äußere Existenz zu schaffen, die es ihm ermöglichte, seinen besten Gaben zu leben. Von Advokaten- geschäften hören wir noch einige Jahre lang, bis die Praxis einschläft.

So hatte das Glück Uhland einen traulichen Herd, eine treffliche Gattin beschert, der Not und der Einsamkeit für Zeit seines Lebens gesteuert. Und gerade in diesem Moment verstummte der Dichter. Bedeutete für ihn der Ehestand den Eintritt in das poesielose Philistertum, wie es die Romantiker fürchteten? Das Beispiel seiner Freunde Rückert und Kerner konnte freilich zeigen, daß gerade gutbürgerliches Familienglück den Gegenstand schier unerschöpflichen poetischen Lobes abzugeben vermag. Uhland hat im Gegensatz zu beiden an seine Frau nie ein Lied gerichtet, nicht einmal in der ersten Zeit des häuslichen

Glückes. Der dichterische Quell war versiegt. Aber eine absolute Verarmung bedeutete dies nicht: in jenen Jahren hat sich vielmehr der stets vorhandene Dualismus seiner Veranlagung endgültig dahin entschieden, daß aus dem Dichter ein Forscher wurde.

Seit seiner Jugend gehen diese zwei Seiten seiner Persönlichkeit, Begabung und Interessen nebeneinander her. Schon 1806 entwachsen der Lektüre des Heldenbuches ebensoviel wissenschaftliche Probleme wie ästhetische Eindrücke, und der kritische Sinn regt sich bereits gegenüber Tiecks Minneliedern, als der junge Dichter sie noch emsig nachbildet. Zum erstenmal entläßt sich der Trieb nach einem mehr rezeptiven und reproduktiven Verhältnis gegenüber den Dichtwerken der Vergangenheit in der Pariser Periode: aus den Bibliothekstudien entsteht der Aufsatz über das altfranzösische Epos mit derselben Notwendigkeit wie das Märchenbuch. Und der damit angesponnene Faden reißt nicht mehr ab. Von 1812 an halten nach den Tagebuchnotizen die wissenschaftlichen Bestrebungen den dichterischen mehr und mehr die Wage. Es ist Zufall gewesen, daß er zuerst eine Frucht altfranzösischer Studien veröffentlicht hat; als sein eigenstes Gebiet sah er doch von jeher die deutsche Poesie des Mittelalters an, die ihm in den Nibelungen, im Heldenbuche so eindrucksvoll entgegengetreten war. Wo er ein umfassendes Programm entwickelt, da geht er von der Ansicht aus, daß die deutsche Dichtung die geistige Mutter der übrigen gewesen sei. Als seine liebste Beschäftigung bei ausreichender Muße und Gelegenheit bezeichnet er schon 1812 das Verfolgen der germanischen Poesie einerseits in den Norden hinauf und bis in den Orient, andererseits durch die verschiedenen von den germanischen Nationen besetzten und eroberten Länder. Ein paar Monate nach dieser Briefäußerung an den damaligen germanistischen

Berater Weckherlin taucht im Tagebuch eine bedeutungsvolle Notiz auf: „Idee zu Vorlesungen über die Geschichte der Poesie im Mittelalter.“ Die kurze Bemerkung enthält ein Programm, das Jahre des Vorstudiums erforderte. In verschwiegener, auch dem Tagebuche selten vertrauter Arbeit muß er Sandstein auf Sandstein zu diesem großen Baue gehäuft haben. Andere Pläne tauchen dazwischen schnell auf, werden spielend erwogen und zugunsten des großen Hauptgedankens schnell verworfen.

Ein lebendiges Wechselverhältnis kommt den beiden Wirkungssphären des werdenden Gelehrten zugute; derselbe Stoff wird von zweierlei Gesichtspunkten betrachtet, dem historischen und dem praktisch-poetischen. Die Lektüre neu auftauchender Nibelungenquellen führt zu dem dramatischen Doppelplane von Siegfrieds Tod und Kriemhildes Rache, und aus eben diesem erwächst neuerlich die Lust zu vertiefter wissenschaftlicher Anschauung des Stoffes. 1817 hat Uhland demselben Vorwurf ein Gedicht und eine kleine Abhandlung gewidmet: Die deutsche Sprachgesellschaft in Berlin hatte ihm die Mitgliedschaft verliehen. Ein Lied will in populärer Form der deutschen Sprache ihre Aufgabe und Gestalt vorschreiben, kernhaft treue Echtheit in Form und Inhalt soll der deutschen Rede eignen. Der Aufsatz, erstaunlich reif und tiefdringend für den jungen Vertreter der Germanistik, entwirft gegenüber den etwas Veltantischen Vorsätzen der Gesellschaft das Programm einer historisch fundierten deutschen Sprachwissenschaft. Der Gelehrte ist hier dem Dichter schon weit überlegen, und dieses Verhältnis wird nun typisch.

Es ist falsch zu sagen, jener habe diesen erstickt. Der Dichter, der etwas zu sagen hat, läßt sich nicht ersticken. Der Dichterborn war tatsächlich ausgeschöpft. Später sickerte ja noch manches nach, und Uhland bot dann keinen abgestandenen Bodensaß, sondern von seinem frischesten

und klarsten Wasser, aber er bot es selten und tropfenweise. Es ist und bleibt ein merkwürdiges Phänomen im Künstlerleben, dieser fast vollkommene Feierabend des noch in reichbestellter Werkstatt hausenden poetischen Arbeiters. Aber man muß es als gegeben hinnehmen, keine der versuchten äußeren oder psychologischen Erklärungen will durchschlagen. Mag hier ein Armutszeugnis für den Dichter vorliegen; es wird Uhland doch immer zum Verdienste anzurechnen sein, daß er den versiegten Quell nicht gewaltsam aus seinem Innern hervorzupumpen versuchte. Er dichtete eben tatsächlich nur, wenn er mußte, und nicht wenn er wollte. In späteren Jahren pflegte er seinen Zustand wohl dahin zu kennzeichnen, daß ihn die Muse in Ruhe lasse. Wohl ihm, daß auch er sie in Ruhe ließ!

Von einem Verstummen Uhlands in jener Zeit zu reden ist aber eigentlich ungerecht. Nicht einmal sein Arbeitsfeld wechselt, sondern nur die Art von dessen Bestellung. Nach wie vor ist der Poet am Werk, aber er bringt das Schöne nicht mehr selbst hervor, er spürt ihm bei anderen nach und leitet die Menge an, es gleich ihm zu sehen und zu bewundern. Für ihn selbst scheint sich dieser Übergang ohne klares Bewußtsein, jedenfalls ohne besonderen Schmerz vollzogen zu haben. Was ihn fesselte, das ergriff er willigen Gemütes und ohne Grübeleien, auch in der streng genommen nicht künstlerischen Beschäftigung folgte er einem aus seinem Inneren quellenden unreflektierten Schaffensdrang. Er nahm es hin, daß statt weiterer Gedichte, statt des vollendeten Fortunat oder eines neuen Dramas ein Werk ganz anderer Art als nächstes aus seiner Feder hervorging, eine Monographie über *Walt her von der Vogelweide*.

Sie ist das einzige wissenschaftliche Werk Uhlands, das schon durch den Titel eine literarische Einzelercheinung in den Mittelpunkt stellt. Uhland hat sonst, wie seine Zeit

überhaupt, für die Herausschälung des Individuums nicht viel Sinn gehabt. Es erscheint als ein Fortschritt, daß er die Aufgabe einer solchen überhaupt erkannte. Jahrelang ist ihm Walther einer von vielen gewesen, wie überhaupt sein Verhältnis zum Minnesang über ein kühles Interesse nicht herauskam. 1819 aber steigt ihm, für die damalige Einstellung seines Geistes sehr kennzeichnend, aus einem poetischen Plane, dem Vollendung nicht mehr zuteil wird, der wissenschaftliche auf. Am 9. und 11. Februar liest er Walthers Lieder und Sprüche zu seinem Dramenplan Otto von Wittelsbach nach, mit einem Male aber, am 12., erscheint das bisherige Mittel zum Zweck erhoben und Uhland faßt die „Idee zu einer literarhistorischen Schilderung Walthers von der Vogelweide“. Und nun wird nicht gezaudert, sondern zu raschem Quellenstudium geschritten. Noch ist er mehr Künstler als Gelehrter, noch kennt er nicht jenes zähe Versenken in historisch-philologische Probleme, noch ist ihm das Glück des ersten improvisatorischen Wurfes gegeben. Die Persönlichkeit Walthers hat in ihm gezündet, sie fordert als ihr Recht, ein treues und verständnisvolles Abbild zu erhalten. Der Aufsatz wird in der Zeit vom 10. März bis zum 17. April niedergeschrieben. So rasche Arbeit hat Uhland vorher und nachher nicht gekannt. Allerdings, dann tauchen langsam die Skrupel auf, allmählich kommt die zaudernd vorsichtige Gelehrtennatur hervor, die den Mut zum Abschließen so schwer findet. Nachträge, Anmerkungen, ergänzende Studien hielten das Büchlein noch über zwei Jahre zurück. 1822 erst ist es erschienen.

Es war im Verhältnis gar nicht wenig, was damals schon über Walther geschrieben war. Uhland hat nicht alles berücksichtigt, manches nicht gekannt, manches mit Willen beiseite gelassen. In einigen Punkten hätte er mit den vorhandenen Hilfsmitteln weiterkommen können; so in

der Heimatsfrage. Eine solche kritische Feststellung hätte aber den Autor wohl kaum angefochten. Aus seinen Werken sollte der Dichter in allererster Linie geschildert werden, die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war mehr künstlerischer als philologischer Natur.

Danach regelten sich auch seine Methode und seine Vorstudien. Er häufte nicht Chroniken- und Urkundenmaterial an. Wenn er sich in die bekanntesten Historiker des Zeitalters einlas, so war es ihm im wesentlichen um eingehende Milieuschilderung zu tun. Einzelbegebenheiten aus dem Leben des Dichters waren in verschwindend geringer Zahl zu buchen, so sollten wenigstens die Verhältnisse, unter denen er gelebt hatte, zu möglichster Klarheit erhoben werden. Das galt auch für die literarhistorische Umgebung; Uhland entfaltet dabei eine sehr achtbare mittelhochdeutsche Belesenheit. Als Biograph erfreut er durch eine gänzlich unromantische Behutsamkeit. Aus den Liedern Walthers hätte sich bei einiger Phantasie ein ganz hübsches Lebensbild zurechtzimmern lassen. Uhland verzichtet auf jede wohlfeile Ausschmückung, die Poesie seines Helden ist ihm nicht lebensgeschichtliche Quelle, sondern Spiegel der Persönlichkeit.

In sie versenkt er sich denn mit einer Liebe, der man innigstes Verwandtschaftsgefühl anmerkt. Am trockensten mag anmuten, was er über den Minnesinger zu sagen hat, es ist nicht gerade der nacherlebende Bräutigam und junge Gatte Uhland, der da die Feder führt. Aber darin hat er ja recht, daß andere Leidenschaften die Persönlichkeit des Dichters in viel hellerem und wärmerem Licht erscheinen lassen als die erotische. Dem tiefsinnig nachdenklichen, dabei aber doch nie unfroh weltfremden, dem aufrecht unbefangenen, dabei aber doch sein Bestes im Innersten verschließenden, sittlich so feinfühlenden Manne, dem feurigen Patrioten und Politiker, dem bei aller Pfaffenfeindschaft

tiefreligiösen Kreuzzugsfänger gilt sein begeisterter Preis. Wie oft möchte man angesichts dieser Schilderung ausrufen: „Das ist Uhland und nicht Walthier!“ Auch er durfte von sich sagen, er habe „mitten im Getriebe der Politik sich einen freien und würdigen Sinn erhalten“. Und läßt sich eine bessere Kennzeichnung der Wendung denken, die Uhlands eigene Dichtung in den letzten Jahren genommen, als die folgende: „Er hat nicht seine Persönlichkeit in der alten Helden Sage des deutschen Volkes untergehen lassen, noch hat er seine Kunst den Ritter- und Zaubermären zugewendet, sondern er hat die Gegenwart ergriffen.“

Der Porträtkünstler hat hier und da vielleicht auf Grund seines subjektiven Geschmacks und seiner Wünsche etwas retuschiert; aber es ist trotz dieser leisen Umfärbungen doch der echte Walthier, den er seinen Zeitgenossen lebendig gemacht hat. Leider gilt das nicht von der Form, in der er ihn selbst zur Gegenwart sprechen läßt. Wohlgefügtcr Aufbau, glückliche, gelegentlich stilvoll archaisierende Diktion geben dem Büchlein das Gepräge des Kunstwerks. Aber aufs peinlichste fühlt man sich jedesmal aus Stil und Rhythmus gerissen, wenn Proben aus Walthiers Gedichten gegeben werden. Das geschieht unter Vernachlässigung des Versmaßes in jenem schwer erträglichen Mittelneuhochdeutsch, das dem romantischen Ungeschmacke jener Tage noch zusagte. Hatte doch Uhland selbst Walthiers Gedichte zuerst in solcher Halbform kennen gelernt und sich an ihnen zu erfreuen vermocht. Uns Heutigen ist ein Gedicht ungenießbar, in dem von den „Vögeleinen“ die Rede ist und die Königin im Krönungszug ihrem Gatten „nachschleicht“. Schade um die zahlreiche Kleinarbeit, die in den mitgetheilten Walthierstrophcn steckt. Uhland hat als gewiegter Ekfektiker aus den drei ihm zur Verfügung stehenden Handschriften einen Text hergestellt, der in man-



chen glücklichen Einfällen später die Billigung selbst des strengsten Herausgebers finden mußte.

Uhlands wissenschaftlicher Stil steht von Anfang an fest. Jedes feuilletonistische Element geht ihm ab, er verschmäht die anekdotische Würzung, die effektvolle Anordnung, das blendende Aperçu. Dem populären Charakter der Schrift trägt nicht die geringste stilistische Lässigkeit Rechnung, der Dichter verrät sich in keiner Ausschweifung, keinem Überschwange. Doch läßt er sich in ungezwungener Anmut der Anordnung, des Überganges, des Eingangs und Schlusses wohlthätig herausfühlen. Und so mag auf diese erste Monographie aus mittelhochdeutschem Gebiet ein Vergleich angewendet werden, den Uhland selbst für einige Walthersche Gedichte gefunden hat: auch er zeigt das Porträt seines Helden, wie Walthar das König Philipps auf dem Weg zum Münster „in einem farbenhellen Gemälde, den altdeutschen auf Goldgrund ähnlich“.

Das Büchlein über Walthar sollte ein erstes, selbständig veröffentlichtes Kapitel aus dem großen Werk über die deutsche Poesie im Mittelalter darstellen. Als nächstes „Monogramm“ (wie sich ein gleichzeitiger Rezensent ausdrückte) rundete sich unter Uhlands Händen eine Darstellung der weiteren Umgebung seines Lieblingsjägers. Anfang 1824 ist die Abhandlung über den *M i n n e s a n g* abgeschlossen.

Uhland steht dieser höchstentwickelten Kunsterscheinung des Mittelalters innerlich fern, das zeigt sich hier noch viel mehr als im „Walthar“. Dennoch ist auch diese Studie in ihrer Art vortrefflich und wird neben der älteren meist über Gebühr vernachlässigt. Freilich hält sie sich zurück in der Erfassung des Persönlichen. Uhland interessiert sich für den *M i n n e s a n g*, nicht für die *M i n n e s i n g e r*. Die allgemeinen Kennzeichen ihrer Kunstübung arbeitet er heraus, die Einzelercheinung geht in dem Gesamtbild unter.

Er liefert keine einzige lebendig geschauten Charakteristik, findet höchstens für diesen und jenen Dichter ein glückliches Schlagwort, so für Reimar den Alten, den er den Scholastiker der unglücklichen Liebe nennt.

Uhlands Programm ist nicht, eine Geschichte der mittelalterlichen Lyrik zu geben, sondern nur des Minnesangs. Durch diese Vereinzelnung, die natürlich in seinem „Walthar“ nicht hatte Platz greifen dürfen, hatte er sich die Themata abgeschnitten, die ihm persönlich nahelagen. Schon über die heiteren und parodischen Dichter weiß er lebendiger zu handeln als über die ernstesten Liebesdichter. Im Grunde ist doch auch ihm, wie seiner Zeit überhaupt, der Minnesang eine äußerlich künstelnde und innerlich arme, trotz ihres Tönereichtums eintönige Variierung einiger weniger typischer Themata. Diese inhaltliche Seite der mittelhochdeutschen Lyrik hat er umfassend ausgemittelt und mit liebenswürdiger Farbenfülle in ihrer Erlebtheit und kulturhistorischen Echtheit dargestellt. Hier liegen die noch für die Gegenwart unleugbaren positiven Verdienste der Arbeit. Für die äußere Form zeigt er hier mehr Hochachtung und bringt stilvoll archaisierende prosaische Paraphrasen an Stelle der pseudopoetischen Halbübersetzung.

In erhöhtem Maße als bei der Schrift über Walthar zeigt sich hier schon die künftige Zauderernatur des Gelehrten, der ungern ein Werk aus der Hand gibt. Die Abhandlung ist mehrmals umgeschrieben und druckreif befunden worden, veröffentlicht hat Uhland sie nie. Freilich hat er in jener Zeit noch die Hoffnung gehegt, sie in absehbarer Frist im Rahmen des großen Literaturwerks ans Licht geben zu können. 1820 hatte dieser Plan zuerst bestimmte Gestalt angenommen, es sollte eine „Geschichte der deutschen Poesie im Zeitalter der Hohenstaufen“ erstehen, deren Grundriß Uhland so umschreibt: „Es ist meine Absicht, eine Darstellung der gesamten Poesie des 12. und

13. Jahrhunderts zu entwerfen, die, durchaus auf Quellenstudium gegründet, doch von allem gelehrten Apparat entkleidet, das poetische Leben jener Zeit in klaren Bildern entfalten soll.“ Es ist hübsch zu sehen, wie die Ungeduld des Poeten, dem Schaffen noch über Studieren ging, den bedenklichen Gelehrten mit sich fortreißt. Manchmal läßt er alle Quellenschriften einfach liegen und begibt sich ans Gestalten. Namentlich glückliche Ansätze zu dem allgemeinen Einleitungskapitel verdanken wir diesen Stunden unbekümmerter Improvisation. Der älteste stammt schon aus dem Jahre 1820, ein besonders geistvoller von 1825. „Sang und Sage des Mittelalters“, das war der romantische Titel, der Uhland eine Zeitlang vorschwebte. Er zeigt schon an, in welchem Sinne sich seine Studien zunächst spezialisieren sollten: bei allem fleißigen Studium der „Aventiurendichter“ liegt ihm doch die Lyrik und die altvertraute Poesie der Helden Sage am nächsten. Nachdem jene im wesentlichen erledigt ist, kann er sich dieser zuwenden. Breiter und breiter gestaltete sich der Stoff unter seiner sorgfältig formenden Hand. Bereits ist eine eigene umfangreiche Monographie über die Helden Sage beschlossen, Jahr für Jahr wird sie als der Vollendung nahe bezeichnet. 1829 macht ihm Wilhelm Grimms großes Hauptwerk einen Strich durch die Rechnung, aber er arbeitet um so rüstiger am Gesamtbau fort. Seit der Niederlegung der ständischen Wirksamkeit, 1826, sind die germanistischen Studien seine eigentliche und einzige Arbeit.

Wir wissen von diesem verschwiegen emsigen Schaffen an Werken, die niemals das Licht erblickt haben, nicht nur durch die späteren Handschriftenfunde, sondern auch durch Uhlands gleichzeitigen Briefwechsel. Allmählich ist er in Gelehrtenkreise eingetreten und nimmt mit ihnen schriftlich Fühlung. Persönlich kennt er noch wenige, so

Lachmann. Er bedarf aber nicht nur des gelegentlichen Ratgebers, sondern auch des Vertrauten, dem er seine Hoffnungen und Fortschritte mitteilen darf. Versuche, den Freund Justinus zu dieser Rolle heranzuziehen, mußten fehlschlagen, Schwab scheint sie mit mehr Verständnis gespielt zu haben, der eigentliche wissenschaftliche Vertraute aber erwuchs ihm in der Ferne an einem Mann aus ganz anderem Lebens- und Berufskreise, der ihm nur durch die liebende Hingabe an die heimische Vorzeit nahegerückt war. Vom Jahre 1820 stammt Uhlands erster Brief an den Freiherrn Joseph von Laßberg.

Diese wunderlich-liebenswürdige Persönlichkeit verkörperte in sich selber ein Stück lebendig gebliebenes Mittelalter: Ein Ritter von Geburt und Gesinnung, nicht ganz ohne die leichte Komik des Don Quijote, von altfränkischen Umgangsformen und seltsamen Lebensgewohnheiten; ein treuer Eckard biedern Deutschtums, dabei freundlich und weltgewandt, zartfühlend und hilfsbereit, galanter Diener der Frauen und verlässiger Freund seiner Freunde. Der ans Barocke grenzende Vorzeitenthusiasmus des alten Herrn scheute kein Mittel, sich ein handschriftliches oder künstlerisches Denkmal aus dem Mittelalter zu erwerben, aber sein etwas wahlloser Dilettantismus hat doch der jungen germanistischen Wissenschaft treffliche Dienste geleistet. Wenn auch von den lokalpatriotisch einseitigen Forschungen des unermüdblichen Textjägers nur Weniges Bestand gehabt hat, so wirkte die Fülle der in seinem vierbändigen „Liedersaal“ erschlossenen stofflichen Reichtümer doch für lange Zeit befruchtend. Auch Uhland fand hier weitestgehende Unterstützung und lebendigste Anregung und konnte seinen erwachenden kritischen Sinn oft an den kühnen Hypothesen Laßbergs üben. Meister Sepp von Eppishausen — so nannte sich der damalige rüstige Fünfziger von seinem Wohnsitz nahe am Bodensee, auf dem er

in Ritter- und Gelehrtenweise hauste, eingeklemmt zwischen alten Möbeln, Bildern, Waffen, Handschriften und Folianten. Der freiherrliche Freund hatte als einer der ersten Besucher in dem Hause der Neuvermählten in Stuttgart einkehren dürfen und Uhland konnte bald darauf in die Eppishausener Schätze vertrauten Einblick tun.

Die Hochzeitsreise bereits hatte das junge Paar in die Schweiz geführt, und diese beglückende Fahrt bildete als erste den nunmehr häufig werdenden Typus der Uhlandschen Reisen aus: der Naturgenuß mußte sich mit wissenschaftlichem Studium paaren, damit ein wirklich vollwertiges Erträgnis erzielt wurde. Uhlands scheinbare Stumpfheit der Landschaft gegenüber, die 1806 verstimmt hatte, wird nun durch sehr farbige Landschaftsschilderungen widerlegt. Er reist mit offenem Auge und Ohr, die Größe der Berggebilde, die Feinheit der Beleuchtung und des Farbenspiels, die Rede und Lebensweise des Landvolkes fesseln ihn gleicherweise, und glücklich ist er, wenn er ein Stückchen Volksgesang erhaschen kann. Die folgenden Jahre brachten Reisen an den Rhein, nach München und in die Tiroler Berge. Auch nach Nürnberg zog es ihn, und er wallfahrtete auf dem Heimwege zu Wolframs Grab.

In der ersten Ehezeit hatte es aber vor allem gegolten, die junge Gattin den alten Freunden zuzuführen. Mayer wohnte damals in der Nähe Stuttgarts, in Eßlingen; Waiblingen, die Oberamtsstadt, in die er 1824 versetzt wurde, lag dem Fuhrüstigen auch nicht zu weit ab, und wenn er die Woche einmal seinen alten Vater in Stuttgart besuchte, wird er selten versäumt haben, auch bei Uhlands vorzusprechen. Im Juli 1821 machte das Paar seinen Antrittsbesuch bei Kerner. Er war mit seinem Riclele nach mehrfachem Umherziehen in Weinsberg sesshaft geworden. Dort tat sich das behaglich anmutige Dichteridyll auf, das jahrzehntelang in ganz Deutschland Berühmtheit genossen

hat. Für alle Stände, vom Prinzen bis zum Handwerker, war es eine gleich liebenswürdige Herberge, in der Metternich und der Aufrührer List, Graf Niembösch von Strehlenau und der dichtende Leineweber Lämmerer aus Gmünd an derselben Tafel Platz genommen haben, deren runde Form keinen Rangunterschied aufkommen ließ.

Weinsberg liegt in einem schönen fruchtbaren Tal unweit Heilbronn, angeschmiegt an den rebenbewachsenen Hügel, den die Weibertreue bekrönt; die Heimstätte jener Sage, die in Umland ihren Dramatiker finden sollte und deren historische Echtheit Kerner selbst jederzeit feuervoll verfochten hat. Zur Burg hinauf führte er seine Gäste mit Vorliebe, und in der tief eingemauerten Turmruine, aus deren Fenstern die Wolsharfen ihren Zauberlaut ertönen lassen, haben fast alle namhaften Dichter der zwanziger und dreißiger Jahre ihren Namen gemeißelt.

Am Fuß des Berges liegt das Kernerhaus, heute von breitausladenden Bäumen längst überwachsen und mit beengender, dumpfer Dunkelheit umzogen; damals stand es noch frei und grüßte als echte Dichterherberge freundlich und offen nach allen Seiten. Bei dem ständigen Kommen und Gehen mochte wohl einmal ein Handwerksbursche eintreten und von der vermeinten Wirtin einen Schoppen verlangen. Auch solches Ansinnen vermochte die freundliche Gastlichkeit Rüdkeles nicht zu erschüttern, deren ständiges Wort bei Tisch zu sein pflegte: „Nehmet, aber auch recht!“ Alle, die kamen, wußte sie zu befriedigen, ihrem Justinus die materiellen Sorgen sanft und unmerklich von den Schultern zu nehmen und mit wahrhaft zauberischer ökonomischer Kunst über die schmale Kasse zu wachen. Darüber hinaus wurde die klugblickende, mit ihrem unendlich guten hausmütterlichen Gesichte noch heute im Bilde so sympathische Frau ein guter Engel für den oft von der alten Jammerlaune heimgesuchten und mit zunehmen-

dem Alter von Blindheit bedrohten Gatten. In ehrender Selbsterkenntnis hat Justinus die Lebensleistung dieser neuen treuen Weinsbergerin in die gewichtigen Worte zusammengefaßt: „Ge tragen hat mich meine Frau nicht, aber er tragen.“

Das Innere des Kernerhauses ist jetzt zum stimmungslosen Karitätenkabinett entstellt. Nichts verrät mehr, daß hier einst Rikele waltete und neben den vielen Gästen auch die drei Kinder betreute, das sinnige „Dichterkind“ Marie, den stets zu Streichen aufgelegten Theobald und die melancholische, das heißt verheulte Emma, die alle drei also ihr Erbteil von der vielgestaltigen Natur des Vaters erhalten hatten. Nur das Hinterzimmer mit der offenen Holzveranda und dem traulichen Erker, wo noch Rikeles Spinrad steht, atmet Kernersche Luft und man glaubt hier noch die Stimme des jovialen Hausherrn zu vernehmen, der in seinem ungebändigten Schwäbisch mit ernstem Gesicht, aber listigem Augenblinzeln eine Gespenstergeschichte zum besten gibt.

Wehe dem Skeptiker, der sich bei ihm einnistete, um seinen Glauben zu widerlegen! Ihm wurde das Nachtlager im Geisterturm bereitet, einem finsternen Gemäuer im hinteren Teil des Gartens, in dessen dumpfem gewölbtem Hauptgelaß einem in stürmischer Nacht wohl bange werden konnte. Ein den Nachtseiten der Natur zugewandter Dichter wie Lenau mußte hier gerade seine beste Inspiration zum Faust empfangen. Aber in diesen Turm wollte Kerner auch Freund Uhland sperren: ein paar Wochen bei Wasser und Brot in diesem Verließ, und er würde sicher wieder zu dichten beginnen!

Doch das Geisterwesen, das dem Hause ein spukhaftes, aber nicht minder trauliches Gepräge verlieh, hatte auch seine ernste Seite. Justinus brachte den Gespenstern nicht nur den harmlos unkritischen Glauben eines Kinder-

gemütes entgegen. In seine ärztliche Praxis und seine wissenschaftliche Theorie dringt die Überzeugung von der Existenz eines Zwischenreiches und treibt ihn auf verhängnisvolle Bahnen. Das Hereinragen der Geisterwelt in die unsere wird ihm zur unerschütterlichen Tatsache, seit er den Phantasien und Halluzinationen einer armen Kranken, der Seherin von Brevorst, im eigenen Hause hat lauschen dürfen.

Uns obliegt hier weder Kritik noch Kennzeichnung des jahrzehntelangen Gespenstertreibens im Kernerhause und am wenigsten der wirr phantastisch pseudowissenschaftlichen Schriftstellerei, der sich Kerner in seiner Zeitschrift *Magikon* und anderwärts in die Arme warf; wir fragen hier nur, wie Uhland sich zu diesen Problemen gestellt hat.

Nach kurzer Unsicherheit vorbildlich. Mit Hestigkeit hat er zuerst gegen die Unvernunft streiten wollen. Schnell aber erkannte er, daß das reine, sympathische Bild des Freundes durch all diese Phantastereien und Scharlatanerien nicht getrübt zu werden brauchte. Was von ihm, seinem alten Justinus ausgeht, das bleibt ihm liebenswürdig, reizvoll, poetisch. Seine subjektiven Beobachtungen an der Seherin werfen schönen Gewinn ab: Denn es ist klar, „daß man in die wunderbaren Tiefen der Menschennatur und des Weltlebens ohne lebendige Phantasie niemals eindringen werde“. Aber er gibt ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß er dem von anderen beigeordneten angeblichen Tatsachenmaterial und namentlich den theologisch-naturphilosophischen Erklärungen nach Eschenmangerschem Rezept in hohem Grade mißtrauisch und feindselig gesinnt ist. Uhland war kein oberflächlicher Rationalist, der das Phänomen des Magnetismus und Somnambulismus abgelehnt oder leicht genommen hätte. Auch er empfand Ehrfurcht vor den geheimnisvollen Naturkräften, nur daß er sich mit einem *Ignorabimus* beschied.



Kennzeichnend ist nun aber die Art und Weise, wie der Schriftsteller Uhland sich einmal, freilich erst zu Beginn der vierziger Jahre, durch Kerners Treiben zu einer Untersuchung anregen ließ. Nicht philosophisch-medizinisch, sondern historisch-volkskundlich faßt er das Problem an. 1843 hat er einen Aufsatz entworfen: „Über die Geisterwelt oder den Verkehr zwischen den Abgeschiedenen und den Lebendigen in Liedern und Sagen neuerer Völker.“ „Wie die alten Deutschen den Tod gebildet,“ nämlich in der Poesie, das ist sein Thema, und das Resultat ist ein ähnlich mildes und versöhnliches wie bei Lessing: „Es zieht sich durch diese Dichtungen weit mehr die Liebe, das Bedürfnis, mit den Geschiedenen in Verbindung zu bleiben, als das Grauen, die Gespensterfurcht.“

Vermutlich bildet diese Niederschrift das Gerippe eines Vortrags, wie ihn Uhland im vertrauten Kreise zu halten liebte. Leidlich ausgearbeitet besitzen wir nur einen, über den entrückten Kaiser Friedrich. Aber wir wissen, daß schon in seinen ersten Ehejahren der werdende Gelehrte die näheren Freunde gerne zu seinen Hörern erzog. „Ideen zu Vorlesungen“ — in dieser Form hatte sich nach dem Tagebuch seine Betätigungslust gegenüber den Denkmälern der Vorzeit zuerst geregt. Er fühlte sich nicht in erster Linie zum Zellenfleiß des Privatgelehrten veranlagt, sondern in seinen besten Jahren war ihm Resonanz und Fortpflanzung seiner Ideen, Wirkung nach außen und von außen, lebendiges Bedürfnis. Ungewohnt liebenswürdige Seiten seiner Persönlichkeit entfalteten sich schon in der Stuttgarter Periode im Umgange mit wißbegierigen jungen Altertumsfreunden wie Schöll und Halling. Endlich schien dafür gesorgt werden zu sollen, daß die Gabe der Belehrung und Anregung bei dem über Bierzigjährigen nicht verkümmerte. Die heimische Hochschule erinnerte sich seiner und forderte ihn als Lehrer der deutschen Literatur.



## 10. Kapitel

### Der akademische Lehrer

Wangenheim hat als erster den Plan erwogen, die Germanistik in Tübingen zum selbständigen Lehrfache zu erheben. Damals, 1817, wurden Uhland und Rückert in engere Wahl gezogen, aber die mangelnde Bereitwilligkeit des Altrectors und finanzielle Schwierigkeiten standen gleicherweise dem Voratz im Weg. Erst nach neun Jahren, 1827, wurde die Frage wieder brennend: Konz, der bisher neben der klassischen Philologie so gut er konnte auch die deutsche vertreten hatte, war gestorben. Die persönlichen Bedenken, die Uhland einst die Annahme der Staatsstelle verwehrt hatten, bestanden nicht mehr. Auf Drängen seiner Freunde und aus eigener Neigung beantragte er vielmehr direkt beim Könige, daß „auch die einheimische Literatur neuerdings in den humanistischen Lehrkreis aufgenommen werden dürfte“. Höheren Ortes ließ man sich aber wie gewöhnlich Zeit. Es gingen ein- und einhalb Jahre ins Land, während deren man Uhland „in keineswegs ermunternder Ungewißheit“ ließ. Endlich, im November 1829, wurde der Senat zu einem Gutachten aufgefordert und nannte daraufhin neben Uhland noch Schwab, der aber sofort zurückgetreten zu sein scheint. Am 30. Dezember war bereits die Anstellungsurkunde ausgefertigt, durch die der Rechtskonsulent Ludwig Uhland zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und

Literatur und zum Mitgliede der philosophischen Fakultät mit einem Jahresgehalt von 1200 fl. — der normalen Besoldung ordentlicher Professoren — ernannt wurde.

So galt es von Stuttgart Abschied zu nehmen und in die Heimat zurückzukehren. Ein erfreulicher Wechsel und doch kein leichtes Scheiden nach achtzehn Jahren! Freunde und Anhänger überraschten das Ehepaar an der Stuttgarter Gemarkung durch eine kleine Feier und die Überreichung eines Kranzes. Doch da Uhland nicht lorbeer- geschmückt in Tübingen einziehen wollte, hing er ihn in schönem Undank an eine Eiche, die am Wege stand.

Der Anblick der Vaterstadt hatte sich seit Uhlands Jugendjahren mannigfach geändert. Die Mauern und Türme wurden in jenem Jahrzehnte niedergelegt, 1820 erst war das Lustnauer Tor entfernt und damit das Städtebild am Abhang des Österbergs in das Ammertal verschönert worden. Die bis jetzt kahle Insel Wörth wurde eben damals mit Platanen, Kastanien und Akazien bepflanzt, die ihr heute, voll ausgewachsen, so sehr zur Zierde gereichen. Welch ein Stolz auch für den einheimischen Tübinger, daß die — nunmehr achttausend Einwohner zählende — Stadt seit 1823 eine nächtliche Straßenbeleuchtung durch ein paar Duzend Lampen erhalten hatte!

Mußte der wenig verwöhnte Kenner des alten Tübingen durch diese Modernisierung und Verschönerung angenehm überrascht werden, für den Fremden war der alt- ehrwürdige Universitätsitz auch damals noch keineswegs eine bestechend hübsche Stadt. Fr. Th. Vischer war entsetzt, als er ein paar Jahre später als Repetent ans Stift kam; die Stadt bot ihm „einen höchst traurigen, nieder- schlagenden Anblick“, voller Schmutz und Trümmer. „Nichts reparieren scheint die allgemeine Losung zu sein . . . Im Innern der Häuser, und keineswegs nur bei den

armen Klassen, wiederholt der Vorplatz das Bild der Straßen, am Treppengeländer klebt die Hand, besuchte Kaufläden scheinen nie eine reinigende Hand gesehen zu haben.“ Auch der Staatsrechtler Robert Mohl, ein unliebenswürdig nörgelnder Kritiker übrigens, der wenige Jahre vor Uhland berufen worden war, beklagt den Mangel jeglichen Komforts in den Wohnungen und Schönheitsfinnes bei den Bewohnern.

Uhland bekam solche Mißstände jetzt mehr als sonst zu fühlen, denn das Familienhaus in der Hafengasse, das zwar nicht eleganter aber doch traulicher gewesen wäre als der Durchschnitt, konnte den neuernannten Professor und seine Gattin nicht aufnehmen. Die Tübinger Wohnungen waren damals nicht teuer, aber schwer zu haben, da wenig gebaut wurde. Das Ehepaar kam zuerst auf dem Schloß unter, wo sich ja noch heute Amtswohnungen befinden. Später siedelte es aus diesen lustigen ausichtsreichen Gelassen in die Münzgasse über, in die nächste Nachbarschaft der Universität also. Das Haus (Nummer 10) steht noch in seiner alten Gestalt. Aus den Fenstern konnte Uhland zum neuen Bau hinübersehen, darin einst Kerner gehaust hatte. Die Münzgasse, eng und düster, soll auch damals noch die eleganteste Straße der Stadt gewesen sein, kein günstiges Zeugnis für den Zustand der übrigen.

Auch im Außereren der Universität und ihrer Institute hatte sich wenig geändert; es waren im wesentlichen die von der Studienzeit her vertrauten Örtlichkeiten, die der nunmehrige Professor wieder betreten durfte. Nur die Bibliothek prangte seit 1819 in neuen Räumen, der linke Schloßflügel war ihr eingeräumt worden. Es gab ein Lesezimmer und sogar Ansätze zu einem Kataloge. Der „wahrhaft imposante und die Bewunderung aller erregende Anblick“ dieser Aufstellung, die ein einheimischer Bericht-erstatte preist, erregte wiederum Mohls Spottsucht, und

auch von Uhland hören wir, daß Bestände wie Benutzungsordnung nach wie vor viel zu wünschen übrig ließen.

Die freiheitliche Verfassung der Universität war in den letzten Jahrzehnten von der Regierung in mehreren Anläufen bestürmt und die Professorenschaft schließlich den übrigen Staatsdienern gleichgestellt worden; das sollte sich für Uhland bald genug als verhängnisvoll erweisen. Eine schwere Gefahr für Stadt und Hochschule war erst 1826 unter seiner tatkräftigen Mitarbeit glücklich abgewandt worden: schon damals, wie noch nach Jahrzehnten, tauchte der Plan einer Verlegung nach Stuttgart auf. Anders als später Fr. Th. Vischer, der Feind der kleinen Universitäten und des engen kleinstädtischen Gelehrtenwesens, legte Uhland Verwahrung dagegen ein, daß „durch Verlegung in die Residenz die Servilität gegen Hof und Behörden auch die Stätte akademischer Freiheit verunstalte“. Trotz seines Sieges mag es für Uhland aber unangenehm genug gewesen sein, sich gleich wieder an der Stätte seines neuen Wirkens in politische Händel verstrickt zu sehen.

Es bestanden nämlich unter den Professoren zwei Parteien. Die Spitze der einen, regierungsfreundlichen, bildete der Kanzler Mutenrieth, der autokratisch herrschte, bis 1831 das Heft seiner Hand entwunden wurde. Uhland stand natürlich auf seiten derjenigen, die auch hier das gute alte Recht verfochten, das waren die Brüder Gmelin, ein Pathologe und ein Chemiker, die Häupter der Opposition im Senat. Taktvollerweise scheint sich Uhland übrigens in diesen Dingen jeder stärkeren Einmischung enthalten zu haben. Nur wenn es galt, die zu jeder Zeit beschämend geringe Dotation der Universität und Bibliothek auf erträglichere Höhe zu bringen, legte er sich ins Zeug.

Von Kollegen, die ihm persönlich sehr nahegetreten wären, verlautet nichts: Wirklich bedeutende Gelehrte oder sonst führende Persönlichkeiten fehlten dem damaligen

Lehrkörper fast völlig. Namentlich die „Artistenfakultät“ war nach wie vor das Stiefkind von Senat und Regierung. Von den zu Beginn der dreißiger Jahre einsetzenden Neuerungen hat Uhland nicht mehr viel verspürt. Nicht einmal die etatmäßige Lehrerzahl war vorhanden, Geschichte und Altphilologie nur einfach besetzt, Vorschläge zu Neuerungen wurden mit der Begründung abgelehnt, daß ein Bedürfnis nicht vorhanden sei. Das mangelnde Interesse für die historisch-literarischen Fächer wird von dem Monographen der Universität, dem Uhlandschüler Klüpfel, damit begründet, daß die Philosophie damals alle Köpfe beherrscht habe. Mit ihr sah es aber zunächst an der Universität schlecht genug aus. Siegwarts näselnd unfreier, zu selbständigem Denken nicht erziehender Vortrag konnte ebensowenig anregen wie die ledernen Vorlesungen des alten Eschenmayer, jenes verworrenen Mystikers, der Kerner nahestand und infolge seiner Geistergläubigkeit völlig zur komischen Figur geworden war. Eben noch zu Uhlands Zeit, Sommer 1832, kündigte sich eine neue Epoche an: als Apostel des Hegelianismus trat der Repeitent und Privatdozent David Friedrich Strauß auf den Plan und wirkte revolutionierend, wenn ihm auch gleich Uhland nur eine sehr kurze Schaffenszeit vergönnt war.

Den feurigen und begabteren Köpfen unter den Studenten sagte denn auch das stagnierende Leben an der Universität ganz und gar nicht zu. Wir besitzen ein Abbild dieser Zustände und Stimmungen von nicht zu unterschätzender Lebendigkeit in der Darstellung eines anderen Uhlandschülers: Der Dichter Hermann Kurz war zu jener Zeit Tübinger Student, und in seiner Novelle „Das Wirtshaus gegenüber“ hat er in erfrischender Weise gezeigt, daß Kernerscher Witz den damaligen Musenjüngern noch nicht abhanden gekommen war. Für ihn ist die Universität nicht das Haupt, sondern das caput mortuum des



schulmäßiger und geregelter, als wir heute mit der akademischen Freiheit für vereinbar hielten. Die Semester dauerten länger als wir gewohnt sind, vom 18. Oktober bis 25. März und vom 15. April bis 1. September. Die Ferien waren also sehr beschränkt, für den akademischen Lehrer, der sich erst einarbeiten mußte, eine starke Erschwerung. — Dagegen mußte sich Uhland andere Lasten seines Amtes zu erleichtern. Er hätte eigentlich über die Regelmäßigkeit des Besuches Buch führen und sich durch Prüfungen vom Fleiße seiner Hörer überzeugen sollen. Aber es war ja kein Pflichtfach, über das er las, und so glaubte er sich von dieser lästigen Aufgabe entbunden. Auch sonst gewährte ihm seine außerordentliche Professur manche Erleichterung, und er empfand keine Sehnsucht nach dem Ordinariate, das ihm Fakultäts- und Senatsgeschäfte und die Verpflichtung zur doppelten Zahl von Wochenstunden auferlegt hätte. Er pflegte im Semester nur eine drei- bis vierstündige Vorlesung und eine ein- stündige Übung abzuhalten.

Uhlands Ernennung war für die Universität und die Studierenden ein Ereignis ersten Ranges, der Beginn seiner Vorlesungen ein wahrer Festtag. Es war der 3. Mai 1830. Eine ungewöhnlich große Hörerschar von ein paar hundert Köpfen harrte seiner im größten Hörsaale der Universität. Uhland wurde enthusiastisch begrüßt und andächtig angehört, bei seinem Abgang bildete man Spalier. Abends ertönte der Schloßhof von einem Ständchen, bei dem die Studenten Uhlandsche Lieder in Silchers Komposition sangen. Einen glänzenderen Einstand konnte er sich nicht wünschen.

Durch blendenden äußeren Vortrag war der damalige Tübinger Student nicht verwöhnt, freies Sprechen war nicht üblich, und auch Uhland bot, wie alle Zeugen übereinstimmend berichten, **Vorlesungen** im wahrsten



Sinne. Wort für Wort hatte er sein Kolleg ausgearbeitet und las es ab. Die lebendige Frische der Improvisation ging also bei ihm verloren, aber er bemühte sich, durch sinn- gemäßen und ausdrucksvollen Vortrag die bei solcher Methode gefährliche Eintönigkeit zu vermeiden. Merk- würdig aber mutet es an, daß er auch für seine Übungen jedes Wort aufgezeichnet und in späteren Semestern nur wenig verändert wiederholt hat. Jene Unfreiheit und selbst Schüchternheit, die ihm schon oft im Leben hinderlich gewesen war, verließ ihn also auch den Studenten gegen- über nicht, und denen er nicht nähertrat erschien er als ein „wortkarger und trugig dreinschauender Mann“, wie ihn ja auch fernstehende Kollegen für einen unerträglich hoch- mütigen Menschen halten konnten, der „auf die ganze Welt mit Verachtung herabsehe, weil er allein die Tugend und das Verdienst gepachtet habe“. Man brauchte aber nur seiner persönlichen Belehrung teilhaft zu werden, um ganz anders zu urteilen.

Die Frage, ob Uhland große Lehrerfolge beschieden waren, darf man nicht an Hand der von ihm selbst mit peinlicher Gewissenhaftigkeit aufgezeichneten Vorlesungs- listen beantworten wollen; denn von der für Tübingen sehr hohen Zahl 53 sinkt die Besuchsziffer gleich im zweiten Semester auf 12 herab, um sich ein Jahr später auf 41 zu heben. Mit Ausnahme der ersten Vorlesung wurden sie alle öffentlich abgehalten, natürlich auch die Übungen, deren Besucherzahl in die Zwanzig zu gehen pflegte.

Dieses „Stilistikum“, das er am Donnerstag, dem einstigen dies academicus, abzuhalten pflegte, war noch ein Erbteil von Conz her, und er gedachte einleitend mit Pietät der Anregungen, die er einst von diesem empfangen hatte. Die Übungen wurden so eingerichtet, daß das In- haltliche durchaus zurücktrat, Pflege der äußeren Form stand im Vordergrund, und Uhland sah seine Aufgabe

darin, über die technische Behandlung eines Stoffes, die Zweckmäßigkeit der Anordnung, die Angemessenheit der Darstellung für ihren Gegenstand, über Stil und Ausdruck im allgemeinen sein Urteil abzugeben. Man schickte ihm Gedichte, historische und philosophische Aufsätze ein, die er öffentlich nach Form und Inhalt kritisierte. Die jungen Dichter Schwabens konnten sich hier nicht nur gefördert, sondern auch hochgradig geschmeichelt fühlen, zumal wenn ihnen die Ehre zuteil wurde, daß Uhland selbst ihre Elaborate der Korona vorlas. Das war aber eine Erleichterung, die nur dem Schüchternen gewährt wurde, die anderen standen für sich selbst ein, und namentlich die Verfasser von Prosaaufsätzen führten ihre Sache gegen etwaige Opponenten gerne persönlich. Es ging bisweilen recht lebhaft zu, so in einer Debatte über menschliche Willensfreiheit, die von der theologischen, medizinischen und philosophischen Seite aus mit starker gegenseitiger Erbitterung geführt wurde. Uhland wußte stets klug zu vermitteln und hörte es gerne, wenn sich die Jugend dialektisch tummelte, zuweilen lenkte er auch selbst die Diskussion auf ein ihn fruchtbar dünkendes Feld. Und so ist uns das Manuskript des Stilistikums, das wir noch vollständig besitzen, nicht nur ein fesselndes Dokument von Uhlands Lehrgabe, sondern darüber hinaus eine höchst schätzbare Quelle seiner Poetik und Kunstanschauung.

„Der Vortragende stand auf einer Erhöhung unterhalb dem Katheder, auf welchem Uhland saß. Die Bemerkungen Uhlands waren scharf und bestimmt, oft auch mit einem milden Scherz, der viel Heiterkeit in der Versammlung hervorbrachte . . . Der Ton Uhlands war hell und klar, aber eher hart als weich, und beim Sprechen lehnte er den Kopf etwas zurück, und sein scharfgeschnittenes Profil wurde deutlich.“ Der Zeuge, dem wir hier das Wort erteilt haben, betont weiter, Uhlands Kritik sei

ihm selbst gegenüber „durchaus nicht mild“ gewesen. Aus Uhlands eigenen Aufzeichnungen erwächst ein anderer Eindruck; seine im ganzen sehr freundlichen Gutachten beruhen aber sicherlich nicht auf Schönfärberei, sondern erlauben einen Schluß auf den Wert dessen, was diese Schülerschar bot. In der Tat saßen nicht wenige zu seinen Füßen, deren Namen später in der engeren und weiteren Heimat guten Klang bekam. Gerade unser Gewährsmann zeigt das: es ist der jahrzehntelang so vielgelesene und vielgeliebte Verfasser der Dorfgeschichten, **Berthold Auerbach**. Im zur Seite standen Hermann Kurz, Gustav Pfizer, dieser der lyrisch begabte Bruder von Uhlands politischem Genossen. Reinhold Köstlin, Seeger, Kraus, Enth, Kausler, Wassermann haben sich ebenfalls zu des Meisters Freude später dichterisch hervorgetan. Doch auch andere tieferstrebende Studierende schlossen sich ihm an, ohne speziell dichterisch begabt oder germanistisch interessiert zu sein; so der Staatsrechtler Fallatti und der Philosoph **Eduard Zeller**, der noch als Neunzigjähriger dankbar des akademischen Lehrers Uhland gedacht hat. Freilich ist nur ein Fachgelehrter aus Uhlands Schule hervorgegangen, **Adalbert von Keller**. Bei allen anderen blieb die Germanistik vorübergehende Liebhaberei.

Ein kleiner Kreis von Auserwählten wurde auch außerhalb des Hörsaales von Uhland herangezogen und in seine Häuslichkeit geladen. Da erstaunten sie über die lebenswürdigen Seiten, die der ernste Meister plötzlich zu offenbaren wußte. „Er hatte Freude an jungen Leuten, gab sich uns gegenüber ganz schlicht und ungezwungen und ließ uns auch an manchen heiteren kleinen Vorfällen teilnehmen, die ihm da und dort begegnet, und die er mit jenem herzlichen Lachen zu erzählen pflegte, das ihm so wohl anstand und besonders von Äußerungen des Volkshumors und von der aus volkstümlicher Naivität ent-

springenen Komik erregt wurde.“ Uhland war also ein guter Studentenvater, der ohne falsche Gravität die Jugend menschlich anzuziehen wußte, und seine Frau, „eine muntere, verständige, gebildete Dame“ nach dem Zeugnis desselben Schülers, stand ihm dabei wacker zur Seite. Mancher Freundschaftsbund wurde dabei angesponnen, der die Jahrzehnte überdauerte.

Uhland gehörte aber nicht zu den akademischen Lehrern vom Schlage der Rösler und Seybold, die ihm selbst ihr Bestes außerhalb des Hörsaales gespendet hatten. Seine Einwirkung auf die Studenten geschah im weitesten und segensreichsten Maße durch die Vorlesungen. Uhland hat sie größtenteils ausgearbeitet hinterlassen. Selten müssen Nachschriften ergänzend eintreten. Sie sind nicht nur Dokumente seiner pädagogischen Begabung zu kongentrierter faßlicher Darstellung; sie breiten in reicher Fülle die selbständigen Ergebnisse langer, tiefer und reifer Forscherarbeit aus und bedeuten einen ersten Gipfel deutscher literarhistorischer Wissenschaft.

Das Werk, das kurz vorher noch Lachmann mit einem „ceterum censeo“ von Uhland gefordert hatte, kam hier als Notbau unter Dach. Er eröffnete sein erstes akademisches Semester mit einem Kolleg über *Geschichte der Altdeutschen Literatur*. Wir wissen, daß die Einleitung zu dem künftigen großen Buch ihn schon vor einem Jahrzehnte beschäftigt hatte. Jetzt konnte er sich mit Hilfe dieser alten Ansätze einen ebenso geistreichen wie formal wohlgefügtten Vorlesungseingang sichern. Fast möchte uns dieser zu buchmäßig, in seinem schönen Aufbau, seiner wohl abgetönten Bildlichkeit zu berechnet vorkommen. Aber gleich in dieser ersten Stunde hat der akademische Lehrer seinen Schülern von seinem Besten gegeben, und trotz der praktischen Unverwertbarkeit dieser Vorlesung, die er mit einem gewissen Eigensinn unterstreicht, werden

sich die Besucher nach dieser Probe auf reichlichen Ertrag gefaßt gemacht haben.

Diese Einführung mußte vor allem dem Romantiker Uhland aus dem Herzen kommen; in abgeklärter Weise gibt er eine Kennzeichnung des Mittelalters, die immer noch ein wenig den Charakter der Apologie trägt. Man hört, der Kampfgenosse August Wilhelm Schlegels, Tiecks und Adam Müllers hat hier das Wort, und die reifere romantische Weisheit Friedrich Schlegels, wie sie namentlich die Wiener Vorlesungen von 1812 boten, hat bei Uhland tiefe Wurzel geschlagen. Zum letzten Male gilt es den törichtten aufklärerischen Vorwurf zurückzuweisen, das Mittelalter sei eine tausendjährige Nacht gewesen. „Diese Nacht war wenigstens eine sternhelle. Sternbilder stiegen in ihr auf und nieder, welche nicht sichtbar sind, wenn die schattenlose Mittagssonne scheinrecht über die Häupter der Menschen leuchtet.“

Dem Uneingeweihten, Unvorbereiteten erschließen sich die Schätze dieser dämmernden Märchenwelt allerdings nicht. Der gutwillige Enthusiast wird oft verzweifeln, durch die harte Schale zu dieser oft spröden, oft seltsam formlosen Poesie durchzudringen. Hier bietet sich Uhland zum Wegweiser an; aber er will nicht Systematiker sein, keinen Grundriß oder Leitfaden, kein trocken aufzählendes Compendium bieten. Leben möchte er spenden, Kunst als solche erkennen lehren, den eigentlichen, von der Zufälligkeit der Erscheinungsform freien Kern des Dichtwerks heraus Schälen. Er räumt deshalb mit den althergebrachten Methoden pedantischer geschichtlicher Darstellung auf; weder die chronologische, noch die ethnographische, noch die systematische, gattungsmäßige Einteilung vermag ihm zu genügen. Er nennt seine Methode, auch darin Romantiker, die organische, sie berücksichtigt die Grundgliederung des geschichtlichen und gesellschaftlichen Lebens im Mittelalter

und faßt die Erscheinungen in ihrer vollsten Blüte, indem sie sie nicht gattungsweise in ihrem Auf- und Abstiege begleitet, sondern sich auf den Gipfel stellt, den sie erreicht haben, und von hier aus vor- und rückschauend ihre Bahn verfolgt.

Wir vermögen die Begeisterung Uhlands für seine Disposition nicht ganz zu teilen: statt einer Vereinigung bringt sie eher eine lästige Kreuzung der chronologischen und der sachlichen Methode und trübt so nicht selten den Blick des Beschauers für die notwendige historische Kontinuität.

Das macht sich alsbald geltend in dem ersten großen Hauptabschnitt über die Denkmäler der *Heldensage*. Er stellt im ganzen ohne Zweifel das Bedeutendste an selbständiger Forschung dar, das Uhland vom Katheder herab zu bieten wußte. Aber gleich hier zeigt sich ein Mangel an wirklichem literarhistorischem Sinne. Wie er für die ältesten Gesänge der Germanen und die letzten epischen Ausläufer der Heldendichtung den gleichen Ausdruck „Lied“ hat, so sind ihm auch all diese verschieden gearteten Produkte gleich ehrwürdige Monumente echten Volksgesangs und Volksempfindens. Freilich war ihm nur auf Grund dieser Täuschung ein so liebevolles Versenken in diese Denkmäler möglich, die Objekte schon seiner poetischen Jugendneigung.

Gleich zu Anfang kommt nun der Dichter Uhland dem Gelehrten trefflich zu Hilfe. Jeder akademische Lehrer kennt die Gefahr der Trockenheit und Eintönigkeit, die ausgedehnte Inhaltsangaben bergen. Uhland, der mindestens zehn Stunden lang nichts als knappe Analysen mittelhochdeutscher Epen bot, braucht sie nicht zu scheuen. Seine Nacherzählungen sind wahrhaft poesiereich, in ihrer Art noch heute unübertroffen; freilich auch, es darf nicht verschwiegen werden, poetischer als die Originale selbst. Der

Vortragende will die Hörer über die Willkür der Tradition des 13. Jahrhunderts hinausheben. Das vermag er, indem er mit freundlichem Scharffsinne jede Spur lebendig geschauter, packender oder rührender und daher heldenliedmäßiger Situationen herauswittert und in schlicht gewählten, leise altertümelnden Wendungen wiedergibt. Seine Darstellung ist aufs höchste geeignet, auch bei dem Unkundigen Verlangen nach näherer Vertrautheit mit unserem kostbaren Sagenbesitz anzuregen. Bei dem Kundigen erweckt sie unendliche Sehnsucht, es möchte sich fünf bis sechs Jahrhunderte früher ein Umland der zerbröckelten und zersungenen Reste unseres Heldensanges angenommen und sie zum schlichten Epos gefügt haben.

Umgekehrt kann aber wohl auch der Poet einmal die feingesponnenen Fäden des Gelehrten verwirren, seinen klaren historischen Blick trüben und sogar sein künstlerisches Urteil beeinträchtigen. Das Problem, das sich ihm zunächst darbot, war aber auch zu romantischen Schwärmereien gar zu verlockend! In den Denkmälern der deutschen Heldensage, den sogenannten Volksepen, treten nebeneinander Persönlichkeiten der alten und mittleren Geschichte, rätselhaft unhistorische Größen und zeitlos fabelhafte Wunderwesen auf. Wie kommt es zu diesem bunten Gemisch der Handelnden, dem ein ebensolches der heroisch großen und fabelhaft unmöglichen Handlungen entspricht?

Man war sich damals im wesentlichen einig über die allgemeinste Beantwortung dieser Frage: aus der Geschichte und aus dem Mythos leitete man die Entstehung der Heldensage ab; aus zwei Elementen also, die man allein für geeignet hielt, im Bewußtseinsleben eines noch ungebildeten oder wenigstens noch unliterarischen Volkes entscheidende Spuren zu hinterlassen. Das Tatsächliche, das ein Volk erlebte, und das Übernatürliche, an das es glaubte, wurden hier in der Dichtung vereinigt. Daher

also die Doppelheit geschichtlicher und fabelhafter Sagen-  
gestalten und -elemente.

Von gewichtiger Seite, nämlich der Wilhelm Grimms, des ersten, der über Heldensage ein Buch geschrieben hatte, waren die geschichtlichen Beziehungen der Sage gering-  
schätzig gelehrt worden. Nach ihm hätte hinterher die Gelehrsamkeit sie in unhistorische Gebilde hineingezwungen. Uhland, der stets mit hoher Achtung von Wilhelm Grimm spricht, rettet den kostbaren Schatz historischer Erinnerungen, die auch nach seinem Urteil in der Heldensage stecken. Nicht nur kahle historische Namen sind hier verstreut. Wo etwa in der Sage von den Schicksalen der Goten die Rede ist, da atmen wir wirkliche und echte Völkerwanderungs-  
stimmung. Reiz und Gefahr der kühnen Eroberungszüge, jubelnder Stolz über glänzende Waffenerfolge und tiefes Weh leidvollen Unterganges — diese Hauptmomente germanischen Erlebens während jener Jahrhunderte empfinden wir noch in voller Stärke nach, wenn wir die mannigfach zerrütteten, aber im Keim unangetasteten Denkmäler der Heldensage auf uns wirken lassen.

Viel schwankeren Boden betritt der Forscher, der nun auch jene andere Seite, die „mythische“, kennen lernen möchte. Die Sicherheit, mit der sich Uhland hier zu bewegen scheint, ist eingebildet und trügerisch. Wir verstehen sein und seiner ganzen Generation heißes Bemühen, die zertrümmerte Götterlehre unserer Vorfahren aus diesen scheinbar so treuen und echten Zeugnissen wieder aufzubauen. Von allen Sagenforschern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist allein der Besonnenste, W. Grimm, dieser Versuchung nicht unterlegen. Uhland befindet sich weit stärker als er im Banne romantischer Gewährsmänner, und wo er sich von ihrer direkten Beeinflussung frei macht, da geht er mit großer Eigenwilligkeit selbst-  
gebahnte, kraus verschlungene Pfade.



Heute ist man der Ansicht, daß die übernatürlichen und märchenhaften Figuren und Ereignisse der Helden Sage aus einem internationalen Erzählgut und Fabelschatz durch frei kombinierende Dichter in die alten historischen Sagenzusammenhänge eingeschoben worden sind. Uhland hätte diese Theorie weit von sich gewiesen. Erfindung! willkürliche Äußerung eines dichterischen Einzelwilles! Was war damit erklärt? Was sollte überhaupt bei der Entstehung dieser Werke der einzelne mit seiner bewußten Neuschöpfung? Das Volk hatte diese Dichtungen abgefaßt, wie es sie abfassen mußte, in der warmen Glaubensempfindung für übernatürliche Wesen wurzelten sie, im Feuer frisch durchlebter historischer Ereignisse wurden sie in ihre Kunstform eingeschmolzen.

Es hieße der Romantik zuviel Selbstverleugnung aufbürden, verlangte man von ihr das Maß von Kritik, das uns heute selbstverständlich ist. In nordischen Fassungen der Nibelungensage erscheint der Gott Odin und spielt eine bedeutende Rolle. Wie noch viele Jahrzehnte nach ihm alle Helden Sagenforscher, so nimmt auch Uhland an, daß diese Stellung des Gottes, die ihm in Wahrheit erst späte Fabulierfucht der Nordleute angewiesen hat, ursprünglich ist. Seit er zu wissen glaubt, daß diese Gestalt einst den Mittelpunkt der ganzen Sage gebildet hat, fällt es ihm wie Schuppen von den Augen. Odin ist der „Grundstein“ der gesamten fränkisch-deutschen oder nibelungischen Sage gewesen. Alles erhält durch Beziehung auf ihn erst tieferen Sinn und höhere Einheit. Die Helden Sage ist nichts als auf der Erde sich fortsetzende Göttersage. Das Verhältnis von Held zu Gott ist Hauptgegenstand der Sage und spricht sich aus in der ganzen Lebensweise und Lebensanschauung dieses heroischen Zeitalters. Odin ist vor allem der Gott, der zum Kampfe reizt, er hält die ganze Welt in Atem. Jede Heldenindividualität tritt nach dieser Auffassung

hinter die überragende Persönlichkeit des Gottes zurück, in dessen Hand alle, selbst ein Siegfried, bloße Werkzeuge sind.

Aber was für den Norden und die fränkisch-deutschen Stämme galt, das hatte offenbar für die Ost- und Südgermanen keine Bedeutung. In unserer gesamten gotischen Sagenüberlieferung treffen wir von Odin keine Spur. Uhland mag aber auch hier auf ein glaubensgeschichtliches Erträgnis nicht verzichten; und da in den Denkmälern gotischer Sage nirgends auch nur entfernt von einem Gotte die Rede ist, so erfindet er selbst eine gotische Mythologie, die er in kühner Konstruktion vor seinen Hörern entstehen läßt.

Gut und Böse, Treue und Untreue stehen in diesen Dichtungen als ewige und unüberbrückbare Gegensätze da. Die Helden, Dietrich von Bern und Wolfdietrich voran, halten in unerschütterlicher Treue zu ihren Dienstmännern und werden von bösen Feinden mit ebenso unaufhörlicher Bosheit verfolgt. Diese Feinde haben bald Menschen-, bald Ungeheuergestalt. Sie sind also, nach Uhland, ehemals böse Dämonen gewesen, Verkörperungen des Übels und der Finsternis, wie die Helden selbst siegreiche Vorkämpfer des Lichtes. Uhlands Phantasie macht nun hier einen gewaltigen Sprung über Räume und Zeiten hinaus: in persischer Glaubenslehre findet er Analogie und Erläuterung zu dem zersprungenen gotischen Weltanschauungssystem. Urverwandtschaft besteht zwischen der zoroastrischen Religion und dem, was die Goten einst geglaubt und in ihrer Heldendichtung niedergelegt haben.

Keine leichte Aufgabe für die damaligen Hörer wie die heutigen Leser, durch das Geschlinge dieser Anschauungen dem Führer zu folgen! Der Sagentheoretiker Uhland ist heute völlig überwunden und kann nur noch irreleiten. Aber er hatte in jenem Kolleg nicht nur über die Helden:

sage zu handeln, sondern über das Heldenlied, wie er sagt, über das Volksepos, wie wir sagen. Und wo er als dessen Erforscher auftritt, da weitet sich sein Blick und vertieft sich seine Einsicht. Eindringenderes, Haltbareres hat er zu leisten vermocht, wo er sich von dem exakt zu Erforschenden zu dem rein gefühlsmäßig zu Ergründenden wendet. Für das Innerlichste wie das scheinbar Außerlichste dieser Kunstgattung ist er der feinste Ründiger gewesen. Wie weit tut sich das innere Wesen, das Ethos des deutschen Volkes in diesen Gedichten kund, und wie hat sich deren äußeres Zustandekommen auf Grund künstlerischer Bildungsmöglichkeiten gestaltet? Das sind die beiden Fragen, die er sich des Weiteren vorlegt und wahrhaft vorbildlich beantwortet.

Das Ethische und nicht etwa das Kulturelle betitelt Uhland den nächsten Abschnitt. Es ist ihm nicht darum zu tun, sittengeschichtliches Material zusammenzutragen, am wenigsten aus der Abfassungszeit der mittelhochdeutschen Epen. Wesen und Grundzüge allgemeiner germanischer Sitte und Sittlichkeit sollen herausgearbeitet werden. Daß es dichterische Quellen sind, aus denen hier ein den Tatsachen entsprechendes ethisches Gesamtbild gewonnen werden soll, ist für Uhland kein Einwand. Wir haben es in unserer Volksepik nicht mit künstlicher Schönfärberei zu tun, sondern mit sittlichen Realitäten. Die ältesten Berichte römischer Historiker über die Germanen und die soeben durch Jakob Grimm zugänglich gemachten Deutschen Rechtsaltertümer sollen das erhärten. Freilich sind die Übereinstimmungen dieser Zeugnisse mit dem Bilde, das die mittelhochdeutsche Dichtung entwirft, oft recht allgemeiner Art und ihr eigener Alterswert nicht selten umstritten.

Aber niemand soll sich durch solch billigen Tadel die Freude an diesen wahrhaft klassischen Abschnitten des

Kollegheftes verderben lassen. Atmen sie doch den reinsten, wissenschaftlich niemals niederzuringenden und zu jeder Zeit so nötigen Idealismus. Aller Liebe und Bewunderung für den Geist der Heldendichtung, die sich so früh schon in Uhlands Seele gesammelt hatte, weiß er nun hinreißenden Ausdruck zu verleihen, er malt das altdeutsche Heldenzeitalter mit den wärmsten und glutvollsten Farben, die ihm zur Verfügung stehen. Die Kennzeichnung des deutschen sittlichen Volksgeistes ist in der epischen Dichtung die allein wahrhaft vertrauenswürdige Widerspiegelung des Altertums, weit über die in Unordnung geratenen historischen Reminiscenzen und den verblaßten Mythos hinaus. Heroische Erinnerungen oder Erdichtungen weist die Sage jedes Volkes auf: keines aber kann sich rühmen, wie im Leben so in der Dichtung die T r e u e so zum Grundpfeiler seines sittlichen Strebens und Handelns gemacht zu haben. Ihr gilt, wie vor Jahrzehnten der Preis des Poeten, so jetzt der des Gelehrten. Ist ihm doch jetzt erst zur historischen Gewißheit geworden, daß diese Treue kein leerer Wahn, kein Hirngespinnst der Dichter, sondern tiefeingewurzelte Wahrheit, Fundament des Volkscharakters gewesen ist.

Hebt und kräftigt Uhlands Altertumsbetrachtung hier vor allem das Nationalgefühl, so zeigt er in dem Abschnitt Die F o r m e n , daß er doch auch vom Standpunkte strengster Wissenschaftlichkeit aus bis zur Gegenwart förderlich wirken kann. Längst hatte er aufgehört, mit der Romantik vom Epos als der Urform der Heldendichtung zu träumen. Das germanische Epos war aus dem Liede hervorgegangen. Wie ist nun aber dies Verhältnis von Lied und Epos zu denken?

Diese Frage, an der Frühere vorsichtig herumgetastet hatten, war zuerst 1816 durch Karl Lachmann einer kühnen Auflösung zugeführt worden. Er nahm das Nibelungen-

lied unter sein kritisches Seziermesser. Das größte unserer Epen ist ihm entstanden durch Aneinanderreihung von zwanzig unabhängig gedichteten, sich inhaltlich aber genau ergänzenden Liedern. Diese sind völlig wiederherstellbar, man braucht nur alles Füllwerk, das in und zwischen sie hineingeschoben ist, systematisch zu entfernen. Der Dichter des Nibelungenliedes stellt sich, wenn man so seine Arbeit nachprüft, als ein minderwertiger Kopf dar, als ein öder Redaktor, das ganze Epos als ein mühsam kompiliertes und nichts weniger als organisches Gebilde.

Nichts ist ungerechter, als wenn man Lachmann zum bloß zählenden und rechnenden Philologen herabdrückt, der verständnislos ein großes Ganze zerpfückt habe. Wer seinen Kriterien nachspürt, wird die Feinheit auch seines ästhetischen Einzelempfindens würdigen müssen. Aber Uhland, für den die eigentlich philologischen Beobachtungen Lachmanns leider eine sehr geringe Rolle spielen, ist ihm unstreitig an Einsicht in das Wesen des Kunstwerkes, an Bitterung für das poetische Echte und Mögliche überlegen. Bis in die neueste Zeit hat der große Bahnbrecher der Nibelungenforschung deshalb keinen ebenbürtigeren Bekämpfer gefunden als Uhland, und umgekehrt, Uhland hat die Lichtseiten seiner gelehrten Begabung nirgends so hell erstrahlen lassen können wie diesen Problemen gegenüber.

Die angeblichen zwanzig Nibelungenlieder, die Lachmann konstruiert hat, sind in Uhlands Augen lebensunfähige Gebilde, die aus der Retorte des Chemikers, nicht aus der freien Schöpferkraft einer dichterischen Natur hervorgegangen sind. Der Inhalt des zweiten dieser Lieder soll sein, wie Siegfried im Dome zu Xanten das Schwert nimmt. „Nach meiner Meinung,“ lautet dagegen Uhlands triftige Argumentation, „kann es niemals, weder im Wortlaute der durch jenes Verfahren gereinigten Strophen, noch selbst dem Inhalt nach, ein in lebendiger

Überlieferung gangbares, für sich bestandenes Lied gegeben haben, worin ein solche Schwertnahme beschrieben wäre . . . Der immerfort treibende Kern eines Sagenliedes kann nicht in den Tätigkeiten des täglichen oder festtäglichen Lebens, nicht in Schilderungen allgemeiner Sitten und Gebräuche bestehen; bedeutungsvolle Mythen, scharfe Charakterbilder, ergreifende Situationen, Gemütszustände, Leidenschaften, in bewegte Handlung gesetzt, diese sind es, die einem Liede Leben und Dauer geben, die es in den Volksgesang einführen und in ihm erhalten.“ Damit ist dem größten Teile der Lachmannschen Lieder das Urteil gesprochen.

Beim Nibelungenliede scheint Uhland an der glatten Lösung der Aufgabe, der Umreißung der (sicherlich nur wenigen und inhaltlich jeweils sehr markanten) Lieder, verzweifelt zu haben. Bei anderen, minder umfänglichen und verwickelten Heldenepenfabeln vermag er das. An diesem Punkte hebt sich seine Anschauung weit über seine Zeit hinaus und zeigt sich so fortschrittlich, daß die germanistische Forschung ihm erst jetzt nachgekommen ist und seine Aufstellungen soviel wie möglich historisch fundiert hat. Bei der Durchprüfung der einzelnen mittelhochdeutschen Heldengedichte ist es Uhlands Bestreben, aus jedem epischen Körper ein kurzes, aber kraftvolles Handlungsgerippe herauszuschälen, das in Liedform bewältigt werden konnte. Das öde und voluminöse Epos von Dietrichs Flucht ist ihm aus einem einfachen, liedhaften Sagenkerne herausgewachsen, dessen Inhalt er so skizziert: „Dietrich von Bern weicht, um seine sieben gefangenen Reden, welche Ermenrich aufzuhängen droht, vom Tode zu retten, von seinem Erbe zu den Hunnen.“ — Von König Ortnits Brautfahrt gibt es ein gedehntes und abenteuerliches Epos. Uhland leitet dieses nicht in Lachmanns Sinn aus vielen Einzelliedern ab, sondern weist nach, daß

es entstanden ist aus einer knappen sangbaren Volksballade, die in markigen Strichen die Entführung der Königstochter durch den streitbaren Langobardenfürsten erzählte. Solch ein Gebilde hat Leben. Jeder Verständige muß es nachfühlen: So wie Uhland es sich dachte, so kann nicht nur, so muß das germanische Heldenlied ausgesehen haben, „auf geringen Umfang, einfache Situationen, wenige aber starke Züge beschränkt“.

Wie entstand nun aber aus solchen Liedern das Epos? Uhland ist auch darin ein Vorläufer moderner Ideen, daß er von einem Gesetze der inneren Lieder- (d. h. Epen-) Bildung spricht, das darin besteht, daß „eine einfache Anlage sich erweitert, bald indem sie ihre eigenen Triebe allmählich zu größerer Ausdehnung entwickelt, bald indem sie andere Bildungen, welche ebenfalls selbständig erwachsen sind, in ihren Bestand aufnimmt“.

Ein hervorragender moderner Kenner altgermanischer Poesie, dem wir in diesen Fragen die größte Förderung verdanken, hat das Verhältnis von Lied und Epos bildweise vergegenwärtigt, indem er sagte, dieses verhalte sich zu jenem nicht wie eine Baumreihe zum Einzelbaum, sondern wie der vollausgewachsene, blätterreiche Baum zum kleinen, noch unentwickelten Stämmchen. Uhland hat für diesen Prozeß leider kein veranschaulichendes Gleichnis gefunden, wie sonst seine Art ist. Aber so viel wird klar, daß er beide Theorien, die der Nebeneinanderpflanzung der Bäume und die des Auswachsens eines kleinen Triebes zum großen Stamme, zugleich gelten lassen will. Man mag das eine Halbheit nennen, deren sich freilich auch heute noch viele schuldig machen. Uhland dachte sich den Prozeß auf zweifache Art möglich: entweder sind die Lieder schon als Lieder, d. h. in der vorliterarischen mündlichen Überlieferung, derart angeschwollen, daß es ein Bedürfnis wurde, sie in mehrere Einzelgefänge zu zerlegen,

die dann allerdings die Beziehung aufs Ganze wahrten; entstand ein Epos, so mußten sie wieder zum Ganzen aneinandergereiht werden. Oder das Sujet blieb in der sanghaften Form so gedrängt, daß man mit einem Lied auskam, das dann in die Epenform gestreckt werden mußte und keine fremden Bestandteile in sich aufzunehmen brauchte.

Ein nicht leicht zu überschätzender Verlust für die Germanistik war es, daß gerade diese Uhländischen Ausführungen unter so völligem Ausschlusse der Öffentlichkeit vorgetragen wurden. Hätte er seine Mythentheorie publiziert, so wäre er durch kritische Stimmen zweifellos bald aus seiner orientalischen Schwärmerei zur Besinnung zurückgerufen worden. Über die entstehungsgeschichtlichen Probleme hätte er als Kritiker und Bahnbrecher einer neuen Theorie das große erlösende Wort sprechen können, mit dem sich viele Jahre lang sonst niemand hervorzudenken durfte. Die Autorität des Dichters und Gelehrten Uhländ allein wäre vielleicht imstande gewesen, der jahrzehntelangen Alleinherrschaft, ja Tyrannei Lachmanns auf diesem Gebiete siegreich die Spitze zu bieten. Hätte Uhländ seiner Stimme Gehör verschafft, so wäre die Wissenschaft in diesem Punkte bereits 1830 so weit gekommen, wie sie in Wahrheit erst siebenzig bis achtzig Jahre später vordringen durfte.

Die tiefbohrenden Forschungen, die er dem Volksepos und speziell dem Nibelungenliede gewidmet hatte und hier nur in Eile und unvollständig seinen Zuhörern vortragen konnte, waren ausreichend, ihn noch ein ganzes weiteres Semester hindurch mit gelehrtem Hausrate zu versorgen. Seine zweite Vorlesung, im Wintersemester 1830/31, handelte über das Nibelungenlied. Sie ist von allen die wenigst wertvolle, weshalb sie auch ungedruckt geblieben ist. Das nicht ganz vollständige Manuskript ist uns





Auch sonst gereicht es der Darstellung zum Nachteile, daß Uhland vor allem inhaltlich interessiert erscheint. Bei der Betrachtung der Volksepen mußte natürlich die Dichterpersönlichkeit hinter dem Stoffe an Interesse gewaltig zurückstehen. Auf dem Gebiete der Kunstdichtung sollte das eigentlich ganz anders sein. Daß scharfe Erfassung der dichterischen Individualität nicht Uhlands starke Seite und nur in Ausnahmefällen sein Bestreben war, hat uns schon die Abhandlung über die Minnesinger gelehrt, die er hier einfach reproduzierte. Mit den Vertretern der Artusepik zeigt er sich wenigstens persönlich etwas vertraut. Zu Hartmann von Aue steht er sogar in einem engen Freundschaftsverhältnis, und dem Gralskreise hat er ein so intensives Studium zugewandt, als ob es sich um einen Heldenjagenzyklus handelte.

Unter seinen dramatischen Fragmenten sind wir einem Armen Heinrich begegnet; neben dem Nibelungenliede suchte er im Bekanntenkreise vor allem für dies mittelhochdeutsche Gedicht werbend einzutreten. So steht ihm auch im Kolleg das herzoggewinnende kleine Epos an der Spitze der Werke seines Dichters, „einem milden Frühlingsabendlichte“ vergleicht er Hartmanns Poesie. Seine Lyrik ist ihm aus eben dem Grunde lieb, die ihm die Walthersewesensverwandt erscheinen ließ. „Nicht der Minnesang ist die schönste Seite seiner Lieder. Am rührendsten zeigt sich sein treues und edles Gemüt, wenn er in der Trauer um den Tod des geliebten Herrn sich vom Irdischen lossagt und als Kreuzfahrer die Heimat verlassen will“. Ganz in Uhlands Sinne gesprochen, ja als Erklärung seiner Vorliebe für Hartmann anzusehen sind auch Lachmanns Worte, daß das Beste im Armen Heinrich der noch nicht erloschene Sinn für die Sage und das Volksmäßige sei.

Einen Sagenstoff glaubt Uhland auch in den Gralsromanen vor sich zu haben, daher die eingehende

Forschung, die er diesem Kreise zuwendet. Seine Auffassung vom Wesen der Sage, der die Zukunft gehören soll, tritt hier stärker hervor als in den Erläuterungen zur Heldensage. Eine Sage ist ihm nicht freie Erdichtung, deren Werden nur historisch, d. h. durch Erklärung von Herkunft und Verschmelzung ihrer einzelnen Züge gefaßt werden will, sondern es liegt ihr ein Gedanke, eine an und für sich geistige Vorstellung zugrunde, die im wahren Sinne des Wortes verkörpert oder bekörpert worden ist. Nicht der tatsächliche geschichtliche Ursprung der Vorstellung von der speisependenden Schüssel oder dem das Heilandsblut bergenden Gefäße, vom erhabenen Grals-tempel und seinen Hütern interessiert den Erklärer, sondern er trachtet danach, die Idee zu erfassen, die in alledem ihren Ausdruck gefunden hat. So ist ihm denn der Gral das Sinnbild der höchsten göttlichen Geheimnisse des Christentums, ein bekörpertes Mysterium, der Grals-tempel ein Symbol der christlichen Kirche, das Wirken der Gralsritter die als tatsächlich vorhanden fingierte Ausmalung eines dem christlichen Ideale entsprechenden Lebens, „ritterlich Wesen in der Weihe des Christentums“. Wie die odinische Weltanschauung die Heldendichtung von Siegfried, so mußte die christlich-ritterliche notwendig die von Titurcl und Parzival hervorrufen.

Mit der Erläuterung des Wolframschen Gedichtes und seiner unmittelbaren Nachfahren bricht das Kapitel über das höfische Epos jäh ab. Zeitmangel mag hier vieles entschuldigen, aber nicht alles. Nur wer ihm innerlich ferne lag, den konnte Uhland so völlig übergehen. Einem Dichter wäre er ein kurzes Verweilen unbedingt schuldig gewesen: Das Fehlen jedes Wortes über Gottfried von Straßburg bedeutet den stärksten Mangel dieser mittelhochdeutschen Literaturgeschichte. Uhland stand ihm offenbar so ablehnend gegenüber, daß er eine Ausein-

andersehung gerne vermied. Die Größe des Meisters von Straßburg bedurfte damals nicht mehr des Entdeckers. Schon 1809 hatte Docen ausgesprochen, daß er „ohne Bedenken das Gedicht (den Tristan) für das Schönste halte, was in jener Zeit deutscher Kunstfönn hervorgebracht habe“. Uhland aber lag dieser Poet nicht, konnte ihm nicht liegen; stellte er doch ein Extrem höfisch-verfeinerter Kunstdichtung dar und machte statt volksmäßig schlichter Treue und Biederfinns eine für bürgerliches Empfinden nicht unbedenkliche Erotik zum Gegenstande seines Preises. Auch hier empfand Uhland wie Lachmann, der nach kargem Lobe von Gottfrieds „gehaltener, verständig geschmückter Darstellungsweise“ sagt: „Anderes als Üppigkeit boten die Hauptteile seiner weichlichen, unsittlichen Erzählung nicht dar“.

Während Uhland sein Kolleg las, erschien die erste abgerundete literarische Darstellung des Zeitraumes, den er zu behandeln hatte, die „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter“ von Rosenkranz. Uhland berücksichtigt das Buch gelegentlich einmal, ohne ihm einen tieferen Eindruck oder gar gründliche Einzelbelehrung zu verdanken. Und auch uns ist die vergleichende Betrachtung der beiden gleichzeitig entstandenen Literaturgeschichten nur deshalb lehrreich, weil wir daraus Uhlands starke Überlegenheit zu erkennen vermögen. Rosenkranz' Streben geht nach Tiefe, nach philosophischer Auffassung und Durchdringung des Stoffes. Drakelhaft verschwommene romantische Nachklänge mischen sich mit Hegelscher Weisheit. Auch seinem Vorgänger Roberstein, dessen gelehrter, aber trockener Grundriß 1827 zuerst erschienen war, ist Uhland nicht nur an geschmackvoller Darstellung, sondern auch an lebendiger Einsicht himmelweit überlegen. Doch wenn sein Kolleg auf viele Jahre hinaus die bedeutfamste Behandlung der älteren deutschen Poesie gewesen

ist, ein Ersatz für die Literaturgeschichte in Buchform, nach der die Freunde noch ein Jahrzehnt lang nicht müde werden zu fragen, hat es nicht entfernt zu bieten vermocht.

Im Sommer 1831 las Uhland eine Geschichte der deutschen Literatur im 15. und 16. Jahrhundert. Es ist für den Kenner und Liebhaber des deutschen Mittelalters immer schmerzlich, in die Niederungen der Jahrhunderte hinabzusteigen, die auf die Blütezeit gefolgt sind. Noch heute ist es eine Periode, der die meisten Germanisten mit einer gewissen Scheu aus dem Wege gehen. Uhland, der ihr im Gegensatz zu der älteren Zeit bislang noch fast völlig fremd gegenübergestanden hatte, ist ihr tapfer zuleibe gegangen. Nur wer selbst einmal in der Lage war, mit kurzer Vorbereitungsfrist die diffusen Erscheinungen jener Zeit und dazu des Reformationsjahrhunderts in den Rahmen eines knappen Sommerkollegs pressen zu müssen, kann die Leistung ermessen, die schon in der Bewältigung des Stoffes lag.

Liest man diese Ausführungen in ihrer Gesamtheit, so kann man sich freilich des Eindruckes einer gewissen Trockenheit und Unfrische nicht erwehren. Der Vortragende stand nicht über seinem Stoff, er steckt noch zu sehr darin. Dazu kommt, daß ihm der ganze Ton, auf den die Periode abgestimmt ist, gründlich unsympathisch sein muß. Derbe Unflätereien und verstiengene Besuchtheit konnte er, wie im Leben so in der Literatur, am wenigsten vertragen. Er klagt nicht viel darüber, sucht die nötige Objektivität aufzubringen und wiederum das Schöne aufzufinden, wo es sich irgend verbirgt. Aber sehr wohl konnte ihm in dieser Gesellschaft nicht werden.

Die äußere Hauptschwierigkeit war wieder in der Einteilung zu sehen, und abermals entschied sich Uhland für das sachliche, nicht das chronologische Prinzip. Das Bestreben, stoffliche Gruppierungen vorzunehmen, ver-

leitete ihn zu recht wunderlichen Verkoppelungen zeitlich und genetisch absolut nicht zusammengehöriger Gattungen: so bringt er unter der Rubrik „Festspiele“ die Schießsprüche, darunter das Glückhaft Schiff, und die dramatische Produktion der Zeit, von der er allerdings nur die Fastnachtsspiele berücksichtigt. Also treffen sich in diesem Kapitel H. Sachs und Fischart; natürlich ist das nicht die einzige Stelle, an der der beiden ausführlich Erwähnung geschieht, sondern unter allen anderen Rubriken, die sie bereichert haben, treten ihre Namen dem Hörer aufs neue entgegen. Die Folge ist auch hier der alte, oft gerügte Mangel: Greifbare Dichterporträts können nirgends ersehen.

Nötiger als je ist in diesem Zeitraume der deutschen Literaturgeschichte die Fühlung mit der allgemeinen Kultur- und Geistesgeschichte. Uhland aber will es nur mit der Geschichte der Poesie zu tun haben, eine Isolierung, die für seine Epoche nicht nur innerlich ungerechtfertigt, sondern auch äußerlich undurchführbar ist. Die Grenzen zwischen dichterischen und nicht mehr dichterischen Werken sind fließend, die Beziehung der gewaltigen nichtdeutschen, das heißt lateinischen Produktion der Zeit unumgänglich. Uhland hat sich das Verständnis für die Periode verbaut und seinen Ausführungen viel an Wert genommen durch das beharrliche Ignorieren des humanistischen Elements, das ihm eben als etwas Unvolkstümliches, Undeutsches fremd und unbehaglich sein mußte.

Die Literaturgeschichte der Reformationszeit und des Humanismus lag damals noch sehr im argen, die aufkeimende Germanistik hatte ihr wenig Pflege angedeihen lassen. Das 15. und 16. Jahrhundert schienen jetzt zu der Aschenbrödelrolle verdammt, die lange Zeit das eigentliche Mittelalter gespielt hatte. Uhland ist da gerechter und helllichtiger, wie schon der Vergleich mit seiner Quelle, dem

großen Werke von Bouterwek, beweist, das noch mit aufklärerischem Dünkel an der Periode umherschulmeisteret. Aber gerade der Vergleich der beiden Darstellungen, die zwanzig Jahre auseinanderliegen, beweist die geringen Fortschritte, die die Wissenschaft hier gemacht hatte. Das Material, das Uhland zur Verfügung stand, war eigentlich noch im wesentlichen dasselbe wie ehemals, einige Zufallskenntnisse ausgenommen. Was uns Uhlands Kolleg so stark veraltet erscheinen läßt, ist nicht die zu enge Fassung des Themas, nicht die verunglückte Einteilung, sondern vor allem die Unbekanntschaft mit vielen grundlegend wichtigen Denkmälern der Periode. Heute sind bequeme Neudrucke in jedes jungen Germanisten Hand, wie mühselig mußte sich dagegen der Tübinger Professor nach alten Drucken umsehen, die ebenso selten waren, wie die Handschriften aus mittelhochdeutscher Zeit! Von vielen heute als hochwichtig erkannten Schriftstellern weiß er kaum den Namen, manche Hauptwerke bekam er trotz aller Mühe nicht in die Hand. Von Thomas Murner, den er so hübsch charakterisiert, kennt er weder die Narrenbeschwörung noch den großen Lutherischen Narren aus eigener Lektüre. Der schwerste Mangel besteht aber auf dem Gebiete des Dramas: Hans Sachs und Ayler sind für ihn, wie für Bouterwek und Koberstein, denen er hier wörtlich folgt, die einzigen Theaterdichter von einiger Physiognomie, die ganze gewaltige Schul- und Bürgerdramatik des 16. Jahrhunderts fällt unter den Tisch.

Dennoch vermag Uhland stellenweise über seine Vorgänger hinauszuführen. Seinem alten Romanhelden, Hermann von Sachsenheim, hat er mit Glück zwei neue Werke zuzuweisen verstanden, er leuchtet in die Entstehungsgeschichte des Teuerdank hinein und weiß wichtige Beiträge zur Vorgeschichte des reformatorischen Kirchenliedes zu geben. Und überall, wo nur im ent-

ferntesten Fragen und Erzeugnisse des Volksgefanges einschlägig sind, da ist er gründlich zu Hause. Die Volksliedstudien ermöglichen ihm schließlich auch eine selbständige und sehr freundliche Stellungnahme zu dem originellsten Kopfe, den die Epoche aufweist, zu Johann Fischart.

Das mag auf den ersten Blick verwundern. Wie wenig scheint der wortkarge, im Heimischen wurzelnde Schwabe gemein zu haben mit dem „sprachgewaltigsten deutschen Dichter“, dem Autor der monströsen Geschichtsklitterung und der nicht immer dezenten Flöhhag! Aber mit gutem Blick hat er die verwandten Seiten an dem überlaunigen Satiriker erkannt, „ich meine die volkstümliche, vaterländische Gesinnung dieses Schriftstellers, seine rege Vorliebe für alles, was die Schweizer Landkraft nennen . . . er ist wohl bekannt mit den Gestalten des Heldenbuchs, mit den scherzhaften und romantischen Erzählungen, wovon ein Teil noch in unseren Volksbüchern fortlebt, . . . er kennt die ganze Fülle des Volksgefanges, die Spiele, Sprichwörter, Volksfagen, Kunkelmärlein, allen Kinder glauben“. Man weiß nicht, ist da von Fischart oder von Uhland selbst die Rede, und ein neuer Beweis dafür ist geliefert, wieviel persönliche Wertschätzung und Verwandtschaft für das Urteil des Literaturhistorikers bedeutete.

Wir haben es in diesem Abschnitt auch mit Uhlands lebendiger Lehrwirkung zu tun gehabt, und da ist es billig, daß wir nachträglich noch seines ersten literarischen Schütlings und wissenschaftlichen Schülers gedenken, der nicht dem Professor zu Füßen saß, sondern noch von der Güte des unabhängigen Privatgelehrten zehrte: das war **Karl Halling**.

Winter und Sommer 1827/28 hatte dieser von Fouqué an Uhland gewiesene, „edelbegeisterte und musenbegabte



Jüngling“ in Tübingen studiert, nicht etwa Philologie, sondern die übliche Theologie. Auf germanistischem Gebiete war er also völliger Dilettant, aber er brachte eine ehrliche Begeisterungsfähigkeit mit, die sich auf entlegene, erst aufzustöbernde Dinge einzustellen pflegte. Er besaß auch die naive Dreistigkeit des jungen Enthusiasten, der ohne Scheu literarischen Autoritäten das Haus einläuft und ihnen zumutet, seine Pläne durch uneigennützigte Preisgabe eigenen Materials zu fördern. Wie an Uhland, so hat er sich an Jakob Grimm, an Meusebach und selbst an Lachmann herangemacht. Bei diesem holte er sich eine scharfe Abfuhr, die ihn sehr verdroß; die „Windigkeit“ des Knaben, die Lachmann bei dieser Gelegenheit tadelt, ist freilich nicht zu verkennen. Viel Glück hat er übrigens trotz seiner Vielgeschäftigkeit und einflußreichen Bekanntschaften im Leben nicht gehabt und ist schon 1837 gestorben.

In Tübingen spielte ihm der Zufall ein Exemplar von Fischarts Glückhaftem Schiff in die Hand. Sein immer wacher Enthusiasmus setzte den Plan eines Neudruckes sofort ins Werk, und Uhlands gütige Verheißung einer Vorrede verschaffte ihm einen Verleger. Das Glückhaft Schiff segelte denn 1828 zum erstenmal seit mehreren hundert Jahren wieder in die Welt. Die Vorlage Hallings bildete ein ziemlich wertloser Nachdruck aus dem 17. Jahrhundert, seine eigenen Beigaben waren trotz regen Sammelleibes nicht geeignet, Lachmanns Vorurteile niederzuschlagen. Verdienstlich wird man das Unternehmen doch nennen. Hätte Halling wirklich, wie Lachmann ihm zumutete, auf Meusebachs Vorangang warten wollen, so wäre die Wiedererweckung Fischarts noch Jahrzehnte hindurch unterblieben. Und eine solche war nötig, nicht etwa nur für das weitere Publikum, sondern, bei der Seltenheit der Originaldrucke, auch für die Gelehrten;

Sakob Grimm und Uhland haben die Dichtung erst aus Hallings Ausgabe kennen gelernt.

Meusebach, der beste Fischartkenner aller Zeiten, hat dann freilich in einer ganz freundlichen Rezension seine Überlegenheit spielend kundgetan und mit ein paar leicht hingeworfenen Worten die für Jahrzehnte wichtigsten Aufschlüsse über den Dichter gegeben. Uhland sah sich von ihm respektvoll behandelt. „Zum Schmuck hat ihm Uhland, der geist- und gemütreiche Sträußebinder, noch einen hübschen Strauß vorgesteckt.“ Der Beurteiler bedauert aber, daß Uhland die Persönlichkeit Fischarts mit nur so wenigen, freilich meisterhaft angelegten Strichen umrissen hat; diese hätten unbedingt weiter ausgeführt werden sollen! Er scheint zu ahnen, daß eigentlich etwas ganz anderes in dieser Vorrede hätte enthalten sein sollen, als der Beitrag *Zur Geschichte der Freischießen*! In der Tat hatte Uhland zuerst Laßberg gegenüber ein viel passenderes und fesselnderes Programm entworfen: „Was ich beizugeben wünschte, wären einige Bemerkungen über Fischarts umfassende und innige Bekanntschaft mit dem deutschen Volksleben und namentlich der poetischen Volksliteratur.“ Das wäre ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts gewesen, wie auch wir ihn uns gewünscht hätten. Aber es trat ein Lückenbüßer ein. „Zur Geschichte der Freischießen“ steuerte er einen Auszug aus dem Festgedichte bei, mit dem ein waderer Landsmann, Lienhard Flegel, das Stahlschießen des Herzogs Christoph zu Stuttgart 1560 verherrlicht hatte. Er weiß den etwas trockenen Bericht ganz wirksam zu beleben und manche lehrreiche Erläuterung einzustreuen, aber die Beziehung zu Fischart geht doch alsbald völlig verloren. Es war in jeder Hinsicht ein Notbehelf. Zum wissenschaftlichen Gelegenheitsarbeiter war Uhland ebensowenig geeignet wie zum Kasualpoeten.

In seinem ersten Kolleg, Sommer 1830, hatte er den guten Willen besessen, sein literarhistorisches Thema allseitig zu erschöpfen. Unwillkürlich hatten aber die ihn vor allem interessierenden Anfangspartien solche Ausdehnung angenommen, daß eine starke Verschiebung zugunsten der Dichtungen mit sagenmäßiger Grundlage eintrat. Drei Semester später nun zeigt er den Mut, gestützt auf seine bisherigen akademischen Erfolge und das wachsende Interesse für seine spezifische Methode, einmal nur über das zu lesen, woran er wahren und inneren Anteil nahm. Er spannte den Rahmen gleich denkbar weit, indem er eine Sagen-geschichte der germanischen und romanischen Völker ankündigte.

Es sind ganz heterogene Gebilde, zeitlich und örtlich, entstehungsgeschichtlich und poetisch gleich weit voneinander geschieden, die er hier unter dem Begriffe der „Sage“ zusammenfaßt. Nur die bequeme altmodische Terminologie stellt auch für uns heute noch einen scheinbaren Zusammenhang zwischen ihnen dar, obschon wir uns ja des Ausdruckes „Göttersage“ mehr und mehr entwöhnt haben. Für Umland eint sie sich mit Heldensagen und Ortsfagen zur Gruppe der vom Volke selbst gedichteten Erzählungen, die unwillkürlich und unkontrollierbar ihren Ursprung genommen und ihren Weg gemacht haben und die im stärksten Gegensatze stehen zu den Dichtungen, denen ein bestimmter, gestaltender Einzelwille zum Werden verholffen hat.

Freilich ist es nicht leicht, die wahre Gestalt der Sage kennen zu lernen. Es liegt ein Verhängnis darin: in dem Augenblicke, wo die Sage ihrer freien, ungebundenen Existenz beraubt wird, der Niederschrift und dadurch der erstarrenden Verewigung anheimfällt, hört sie eigentlich auf, Sage zu sein, wird Literatur! Umland sieht diese Schwierigkeit wohl, nimmt sie aber zu leicht. „Überall,“

so verkündet seine Einleitung, „muß unser Bestreben dahin gehen, die Sage aus allen Formen, in die sie eingefangen ist, wieder frei und flüßig zu machen, sie dem beweglichen Elemente, in dem sie geworden und gewachsen ist, zurückzugeben.“ Also er möchte von der Zufälligkeit der Überlieferung freikommen, die Sage von der Literatur völlig ablösen.

Wodurch wäre das allein möglich? Durch schärfste, tiefbohrendste Kritik der Überlieferung. Jedes Wort, jeder Zug, den die Schriftdenkmäler aufweisen, müßte mit Mißtrauen geprüft, auf seine Sagenechtheit und sein Alter peinlichst untersucht werden. Das Literarische wäre Schicht für Schicht abzutragen, nach dem Urgestein in unverdroffenem Graben und Sprengen zu wühlen, bis es endlich zutage träte. Und wir legen den Finger in die wundeste Stellung von Uhlands Sagenforschung, ja seines gesamten wissenschaftlichen Wirkens, wenn wir feststellen müssen, daß es ihm selbst an der elementarsten Quellenkritik völlig gebricht. Er nimmt die Angaben der Literaturwerke als vollgültige Sagenzeugnisse in gutem Glauben hin. „Die Sage frei und flüßig machen“ heißt ihm nur, den Inhalt der Sagen Denkmäler mit möglichster Unterstreichung des Poetischen und menschlich Liebenswürdigen wiedergeben.

Natürlich beeinträchtigt dieser Kardinalfehler den Wert seiner Aufstellungen so sehr, daß sie heute wissenschaftlich so gut wie nichts mehr bedeuten können. Wenn man trotzdem gerade diesem Kolleg einen starken fortschrittlichen Wert beilegen, ja zugestehen wird, daß es, zur Veröffentlichung gelangt, hätte epochemachend wirken müssen, so liegt darin keine Anerkennung für Uhlands Forscherpürsinn, sondern für seinen Sammelfleiß. Eine derartig gründliche und erschöpfende Aneinanderreihung von Sagenquellen aller Art war etwas noch nicht Dage-

wefenes. In vieler Hinsicht betritt man hier völliges Neu-land, wenn man auch nur gerade an der Küste hinstreicht und nicht erkundend ins Innere vordringt. Namentlich gilt das von zwei Gebieten, die damals schon mehr und mehr in den Mittelpunkt seiner Interessen rückten: die landschaftliche Profasage und die volksliedmäßige Ballade fahren bei dem künftigen Autor der Volksliederabhandlung und der „Schwäbischen Sagenkunde“ am besten.

Freilich, Umland wollte nicht nur Sammler sein, und er hätte sich gewiß von dem Urteil nicht befriedigt gezeigt, daß sein Hauptverdienst in der Anhäufung von Stoffmassen bestehe. Er fühlte sehr wohl auch den Drang des Forschens in sich, aber sein Streben ging nicht nach kritischer Zerlegung der Sagenberichte, sondern nach *Ausdeutung*. Im Kolleg bot er dazu erst tastende Ansätze. Erst sein „Mythus von Thor“ sollte seine Methode zur Entfaltung bringen. Wir werden sie alsbald an der Hand dieser vier Jahre jüngeren Monographie zu studieren haben.

Übermals ist ihm in der Vorlesung vom Winter 1831 bis 1832 das so verzeihliche Mißgeschick begegnet, daß er sich bei den Anfangspartien allzu lange verweilte, so daß aus der versprochenen germanischen lediglich eine nordische Sagengeschichte wurde. Daß Uhlands Interesse von der geliebten einheimischen Heldensage einem anderen Mittelpunkte zustrebte, war nur eine scheinbare Untreue; die Fäden, die von jener zu diesem führten, wurden ihm immer offener. Und dazu gab er einer alten persönlichen Schwäche nach, wenn der Bewunderer Sagos jetzt, nach dreißig Jahren, sich wieder in die nordische Nebel- und Heldenwelt versenkte, um deren Poesie nicht mehr kindlich nachzustammeln, sondern verständnisvoll auszu-  
deuten.

Eine möglichst getreue Übertragung der keinem Hörer

zugänglichen Originale war gerade hier unerläßliche Vorbedingung zur Erzielung des beabsichtigten poetischen Effektes. Bestand doch das Kolleg mehr als irgendetwas anderes aus Inhaltsübersichten. Die Nacherzählung der Götter- und Heldengeschichten erfolgt in jener schlichtwürdigen Form, die wir schon kennen. Schwieriger war die Aufgabe gegenüber poetischen Denkmälern. Uhlund mußte für seine Zwecke eine ziemliche Zahl alt- und nordischer Gedichte übertragen. Streng kunstmäßige Übersetzungen sind es nicht geworden, mehr korrekte Eindeutschungen, denen selten einmal ein Fehler unterläuft. Als glücklicher Improvisator hat er, ohne viel Feile anzuwenden, mancher dänischen, schwedischen und norwegischen Ballade zu einem ansprechenden deutschen Gewandte verholfen und seine wenigen Vorgänger nicht selten gründlich geschlagen.

In seinen Überzeugungen gestärkt und gefestigt, kehrte er im Sommer 1832 zu der deutschen Sagengeschichte zurück, die nun mit der romanischen zusammen den Stoff des neuen Semesters ausmachen sollte. So vorsichtig er auch einleitend die Zeugnisse für das altdeutsche Heidentum zusammenstellt, sein Glauben an die ehemals zentrale Bedeutung Odins hat sich inzwischen noch vertieft. Seine Ausführungen überragen jetzt an Klarheit und Einsicht die zwei Jahre älteren stellenweise ganz beträchtlich. Wie viele Lücken und Mängel wären, nach dieser Probe zu schließen, behoben worden, hätte er das Anfängerkolleg auch nur ein einziges Mal in seiner Gesamtheit wiederholen können! Freilich zeigt sich an seiner aufs neue verfochtenen persisch-gotischen Sagentheorie auch, daß sein Scharfsinn, einmal in die Irre geleitet, sich immer tiefer verstricken konnte. — Auch die nichtzyklischen Heldensagen, das heißt die sagenhaften Erzählungen aus dem späteren deutschen Mittelalter, werden diesmal eingehend ge-

würdigt. In diesem Rahmen bietet er eine Vorstudie zu seiner späteren, fälschlich sogenannten „Inauguralrede“ *Über die Sage vom Herzog Ernst*, die durch dieses doppelte Durchpflügen des Stoffes zu einer kleinen Meisterleistung hat werden können. Sie bietet eine denkbar klare Zerlegung und Entgliederung des scheinbar einheitlichen Sagengebildes in drei historische Ereignisreihen. Die alte Liebe zum Helden des einzig gelungenen Bühnenwerkes wirkte nach, um aus der etwas farblosen Skizze des Kollegheftes ein feingegliedertes und lebensvolles Ganzes zu machen, das noch heute seinen vollen Wert behauptet.

Fertig geworden ist Uhland auch diesmal nicht. Überall bot sich ihm Neues, Unerforschenes, überall sammelte der akademische Lehrer Anregung und Material zu eigener gelehrter Weiterforschung. Die Probleme des stoffreichen sagengeschichtlichen Kollegs fanden ihre für Uhland befriedigende Lösung erst zu einer Zeit, als er aus dem Lehramte bereits ausgeschieden und völlig Herr seiner Zeit geworden war.

Eine Zeitlang scheint er damals in der Stoffwahl geschwankt zu haben, sagen wir kurz zwischen Heldensage und Mythologie. Wohl sind es „Sagenforschungen“, die er in Angriff nimmt, aber in dem weiten Sinn, in dem er die Vorlesung als Sagengeschichte bezeichnet hatte. In den Mittelpunkt seiner Interessen ist die nordische Götterwelt gerückt: was in dem letzten akademischen Semester Gegenstand seiner Darlegungen vom Katheder aus hätte werden sollen, das erschien 1836 in Buchform: „Sagenforschungen erstes Heft: Der Mythos von Thor.“

Unter allem, was Uhland über Mythologie öffentlich geäußert hat, kann man sich dieser Schrift am meisten freuen. Die einschlägigen Abschnitte des Kollegs von 1832 sind noch wenig durchgebildet und selbständig, der

„Mythus von Odin“ ist beides zu sehr, verkünstelt und eigenwillig. Hier schreitet Uhland zielbewußt und sicher weiter auf einem Wege, den er, von unzuverlässigen Forschern geleitet, vier Jahre früher nur schüchtern gekreuzt hatte. Er will die nordischen Mythen von diesem seinem Lieblingsgotte, dem Donnerer, an der Wurzel fassen, sie ausdeuten. Das war von den Vorgängern auf mannigfache Weise versucht worden, zum Teil ethisch, zum Teil physikalisch. Namentlich hatte man in den altnordischen Thorsfabeln Schilderungen des Kampfes zwischen Sommer und Winter zu sehen geglaubt. Uhlands Erklärungsweise ist enger als die früherer Forscher; denn er deutet nur physikalisch, und weiter, denn er erkennt auch in anderen als jahreszeitlichen Naturvorgängen die Grundlage zur Mythenbildung.

Was heißt das nun aber „Ausdeutung“ und speziell „physikalische Ausdeutung“ der Mythen? Auch dem gutwilligsten laienhaften Leser pflegen sich Methode und Probleme des Mythus von Thor nach Uhlands knappem Vorwort nicht zu erschließen. Und doch möchte man diese Schrift über den Kreis der Fachleute hinaus verbreitet sehen.

Der einfache, mit der Natur lebende Mensch kennt keine anderen Weltanschauungsfragen als die ihm nächstliegenden, eben ganz natürlichen: nach Wuchs und Mißwuchs, nach Frost und Hitze, nach Sturm und Stille, nach Regen und Sonnenschein. Kennt er gute Weltmächte, so müssen es die ihm günstigen Naturverhältnisse sein, die seine Frucht reifen lassen, sein Haus vor Sturm und Flut schützen; widrig sind ihm die Kräfte, die ihm Wachstum und leibliche Sicherheit bedrohen. Günstig, widrig, beschützen, bedrohen — damit ist schon ausgesprochen, daß die zum logischen Denken noch nicht entwickelte menschliche Vorstellung in diesen Kräften persönliche Wesen sehen



muß. Die älteste Mythologie, das lehrte schon Herder, muß personifiziert, die Naturkräfte belebt haben.

Die Nordländer nun kannten (nach Uhlands Meinung) für alle ihnen günstigen und heilsamen Naturvorgänge nur eine verantwortliche, übernatürliche Macht: den Frühjahrs- und Fruchtbarkeitsgott Thor. Er verkörpert das positive, fördernde Element der primitiven nordischen Lebensanschauung. Zu ihm betet der Landmann nicht nur um guten Wind, um fruchtbare Gewitter, sondern der Gott ist ihm der warme Wind und das erfrischende Gewitter, oder deutlicher, der Wind und das Gewitter sind ihm ein Gott. Seine Gegner sind die mannigfachen Mächte des Verderbens, des rauhen Felsgesteines, des Sturmwindes, des Schneeestöbers, des vulkanischen Feuers, der Sturmflut; alle diese Feinde des gesunden gedeihlichen Wachstums pflegt sich der Nordländer in Riesengestalt vorzustellen. Aus den Kämpfen, die alljährlich zwischen dem Fruchtbarkeitsgott und den schlimmen Elementen sich abspielen, hat sich ein reiches mythologisches Erzählgut entwickelt.

Will man diese nordischen Thorsmythen ergründen, so muß man also den Prozeß, der zu ihrer ganz ungewollten und unkünstlichen Bildung geführt hat, in umgekehrter Folge durchgehen. Man muß zu dem jetzt nur noch in personifizierter Gestalt objektivierten Vorgange die natürliche Grundlage auffuchen. Zu dieser Art Auslegung ist nicht in erster Linie der Gelehrte berufen, sondern, der selbst in Bildern zu schauen und zu sprechen pflegt, der Dichter. Nicht grübelnder Verstand, sondern anschauende Phantasie kann hier allein den rechten Weg finden. In dieser Einsicht und diesem Vermögen ist Umland allen Mitstreberden überlegen.

So macht sich denn der Dichter Umland ans Werk. Stets hatte er mit der Natur gelebt, jetzt galt es noch

tiefer in sie sich zu versenken, sie ganz mit den Augen des reinen Naturkinds zu betrachten. Wir können ihn auf seinen Wanderungen förmlich verfolgen, können merken, wie seine Gabe zu schauen, zunimmt. Er sieht das wogende goldene Kornfeld, das endlich der Sichel anheimfällt, und es wird ihm klar, was es mit den goldenen Haaren der Erdgöttin auf sich hat, das von bösen Zwergen abgeschnitten wird, aber wieder zum Wachsen gebracht werden kann. Er sieht im frühen März einen vorwitzigen Fruchtkeim die Spitze aus der Erde stecken und in der nächsten Nacht erfrieren; alsbald geht ihm die Einsicht auf in die sonderbare Erzählung von dem Zeh des Örvandil, der sich aus der schützenden Hülle herauswagte und erfror. Er sieht die zarte, taubesprengte Blüte sich schüchtern vor dem Sonnenstrahl erschließen: so belauscht Balder die entkleidete badende Mana.

Aber nicht schwäbischer Erde sind diese Mythenbildungen entsprossen, im hohen Norden, im rauhen Island sind sie zu Hause. Uhlund sucht dem gerecht zu werden. Er studiert Reisederke und Länderbeschreibungen, er will die Natur mit den Augen des Nordmannes sehen lernen. Selbst das nordische Meer wird ihm lebendig. Er sieht es im Winter zu Eis erstarren und vor der Kraft Thors im Frühjahr mit lautem Krache bersten, und versteht nun erst die Fabel von dem Eisriesen und seinem Kelche, den Thor am Schädel des Ungeheuers zerspellen muß.

Uhlunds anschauende Fähigkeit triumphiert in allen sechzehn Götterfabeln, die er ausdeutet. Aber seine alleinige Wegweiserin ist sie nicht. Es wäre gefährlich, ihr blindlings zu vertrauen. Die Namendeutung hilft ihm oft erst auf die rechte Spur. Wenn man weiß, daß Örvandil „der mit dem Pfeile anstrebende“ heißt, wird man der Deutung um so vertrauensvoller begegnen, nach der er ein die Spitze aus der Erde steckender Fruchtkeim

ist; und Nana als Blüte erscheint um so glaubhafter, wenn man den Namen ihres Vaters, Nept, als Knospe ausgelegt findet: die Knospe als Vater der Blume! Uhlands Etymologien sind bei weitem nicht alle selbständig, auch haltbar sind sie nicht durchweg. Aber sie beruhen wenigstens alle auf solider Sprachkenntnis und erscheinen frei von der Phantastik, die andere Mythologen zu jeder Zeit beliebt haben.

Desgleichen hütet er sich, den schwanken Boden der vergleichenden Götterkunde zu betreten. Nach Anleihen aus der Mythenlehre fremder Völker fahndet er nicht, trotzdem die physikalische Deutweise von Haus aus ein Kind der klassischen Altertumswissenschaft ist.

Das sind also lauter Vorzüge des „Mythus von Thor“. Fügen wir hinzu, daß den einzelnen Abschnitten eine gefällige Rundung, dem ganzen ein wirksam ansteigender Aufbau verliehen ist, so ist damit ein weiteres Verdienst gerühmt, und es ist Zeit, daß wir uns auch nach dem Schatten umsehen, der bei soviel Licht nicht fehlen darf; denn sonst könnte der moderne Leser sich versucht fühlen, maßgebende mythologische Belehrung aus dem Werkchen zu schöpfen.

Er hüte sich davor! Der „Mythus von Thor“ ist als Produkt seines Dichters noch heute schätzbar, den Zeitgenossen erschien er als wissenschaftliche Leistung von Range, wie die Nachfolge gewichtiger Forscher, Simrocks, Weinholds, beweist, die die physikalische Deutweise ausbauten. Der Methode Uhlands wird man aber jetzt Zutrauen und Zustimmung versagen.

Zunächst die alte Klage: Wo bleibt die Kritik? Uhland ist nicht imstande, sich an dem poetischen Mythengebilde zu vergreifen. Es hat durch seine unbewußten künstlerischen Reize für ihn den zwingenden Zauber der Echtheit und Ursprünglichkeit. So bemüht er seinen Scharffinn

und seine Anschauungsgabe in den Dienst später und willkürlicher Erdichtung, deren Unwert er zum Teil recht wohl hätte erkennen können.

Sodann: das Wesen eines Gottes, die maßgebende Anschauung, die von ihm im Volke vorhanden ist, kann nicht aus derartigem Gefabel entnommen werden, in dem er vielleicht ursprünglich eine Naturkraft vertritt. Aber das eigentlich Religionsgeschichtliche, das Wesen und die Grundlage der Vorstellung von Thor und seiner Verehrung bleiben für Uhland ganz aus dem Spiele. Die mehr volkskundlichen Dinge, Kultaltertümer und dergleichen interessieren ihn nicht, sondern nur die volkspoetischen Erzeugnisse, die er als etwas Gegebenes, Lehtes und Maßgebendes ansieht.

Schließlich: wie steht es denn überhaupt mit dem Grundgedanken, auf dem sich alle Uhlandsche Deutung aufbaut? Daß sich die Anschauung des Naturmenschen in solcher Weise vollzieht, daß die erste Sprache des Menschen personifizierende Poesie und Mythologie ist, das wollen wir Herder gerne einräumen. Aber echt romantisch ist die Idee, diesen primitiven Menschen noch belauschen, die unwillkürliche Urpoesie noch erhaschen zu wollen, sie sich gar schriftlich fixiert zu denken! Ja, einst, da hat man wohl im Norden und anderwärts das Daherrollen eines Wagens zu hören geglaubt, wenn der Donner tönte, man hat im roten Bliß den feurigen Bart, im einschlagenden Strahl einen Hammerwurf gesehen. Aber die Zeit dieser kindlichen Naturbetrachtung war längst vorbei, als man so wohlgerundete, feinausgebaute märchen- oder novellenhafte Gebilde schuf, wie sie in den jezigen nordischen Thorsfabeln zutage treten. Das ist bewußteste Kunst, keine unwillkürliche, simple Volksdichtung, zum Teil direktes Literaturwerk und mit dem lebendigen Glauben des gemeinen Mannes außer jedem

Zusammenhänge. Der Versuch einer konsequenten Ausdeutung ist also verlorene Liebesmüh, reizvolles aber nutzloses Spiel der Einbildungskraft.

Uhland wurde vorhin als Vertreter der physikalischen Methode bezeichnet. So ganz ausschließlich ist er das nicht. Zwar Thor erscheint ihm in erster Linie als Naturgott, also wird man seinen Mythos im wesentlichen aus Naturbildern zusammengesetzt haben. Aber es gab noch anders geartete Götter, denen eine andere Domäne und damit eine andere Art der Mythenbildung zufiel.

Neben der „physischen“ Mythe kennen die Vorgänger eine „ethische“. Nicht Naturvorgänge, sondern geistige, speziell sittliche Eigenschaften werden personifiziert: Loki die Lüge, Hödr der Haß usw. Uhland hält sich von dieser Theorie fern. Er stellt lediglich neben die physische eine neutral benannte „nichtphysische“ Methode, die er auch als die „geistige“ bezeichnet. Es sind aber nicht geistige Eigenschaften, sondern mehr Vorgänge, innerliche Prozesse, die er hier sucht. Ein Begleiter des Gottes Thor trifft inmitten größter Schrecknisse plötzlich seine Mutter an. Das soll „bedeuten“, „daß der Kühne im Reiche der Gefahren sich heimisch fühlt“.

Man sieht, Uhland betritt hier die abschüssige Bahn der Künstelei. In der Schrift von 1836 ist dies noch selten der Fall. Aber gleich nach deren Vollendung begann er eine neue Monographie: den Mythos von Odin. Eine andere Methode sollte da Platz greifen; Odin ist kein Naturgott, sondern der Gott, der jeder Art geistigen Lebens, jeder geistigen Regung Anstoß und Lenkung verleiht. Sein Mythos kann sich nicht auf Naturanschauung gründen, sondern muß geistige Vorgänge personifizierend beleben. Zunächst brach Uhland nach der Einleitung ab. Gut vielleicht, daß er seine noch rüstige Kraft einer anderen Tätigkeit zuwandte, die deren so sehr bedurfte;

dem „Mythus von Odin“ aber nicht zum Heile, daß er, ohnehin zu Klügelei und Spizjindigkeit anreizend, erst als Greifenwerk zutage trat.

Für den Winter 1832/33 war eine Wiederholung des Nibelungenkollegs, für den Sommer 1833 eine Vorlesung über nordische Sagengeschichte in Aussicht genommen. Beide kamen nicht mehr zustande. Durch eine Ironie des Zufalls wurde die Inauguralrede „Über die Sage vom Herzog Ernst“, die nach langer Verschiebung im Herbst 1832 gehalten wurde, Uhlands Schwanengesang, und die dabei obligate Musik hat ihm „abgeblasen“. Die Politik machte wieder ihre Rechte geltend und riß ihn mit unholder Faust aus der geliebten Tätigkeit nicht nur, sondern auch aus der geliebten Stellung.

Es hatte sich inzwischen ein etwas anderer politischer Wind in Württemberg erhoben. Beflagte man in den zwanziger Jahren allgemein die Lahmheit der Kammerverhandlungen, die Unlust der Abgeordneten, die Teilnahmslosigkeit der breiteren Schichten, die durch Belohnungen oder Strafen zur Ausübung des Wahlrechts genötigt worden waren, so brachten 1830 die Wogen der Julirevolution auch in diese Stagnation neue Bewegung. Freilich übertrieb die Furcht der Großmächtkabinette und des Bundestags gewaltig, wenn sie in Württemberg den Hort gefährlicher revolutionärer Umtriebe sah. Aber der demokratische Liberalismus fand doch an der französischen Bewegung einen Stab, an dem er sich zu drohender kriegerischer Haltung gegen Übergriffe von Bundestag und Fürsten aufrichten konnte. Und solche waren auch in Württemberg zu beklagen. Der freiheitliche Wille, den man aus König Wilhelms erstem Wirken zugunsten der Verfassung herausgespürt hatte, war noch nicht ganz geschwunden; noch immer war sein selbständiger Liberalismus den Großmächten ein Dorn im Auge. Aber äußerlich hatte er

seinen Frieden mit der Zentralgewalt gemacht und mußte sich in seinem Lande zum Werkzeuge der Bundestagsbeschlüsse hergeben. Das kostete ihn jetzt, nach den Sturmtagen von 1830, weniger Entsaugung als früher; denn auch er war ja im Grunde der Meinung, daß den Ständen und dem Volke nur so viel Einfluß gebühre, als ihnen die fürstliche Gnade zugestehen wolle. Schärferes Anziehen der Zügel war ihm das wirksamste Mittel gegen das neuerlich beliebte Löken wider den Stachel. So beantwortete er die Freiheitsbewegung von 1830 mit eigenem Versteifen auf die fürstlichen Machtprivilegien, zu denen in erster Linie die Einberufung des Landtages gehörte. Bis zum äußersten gesetzlich zulässigen Termine schob man diese hinaus.

Als Dezember 1831 die Wahlen endlich ausgeschrieben wurden, da brauchte man niemanden mehr an die Urne zu zwingen. Die Zusammensetzung des Landtages konnte unmöglich nach dem Willen der Regierung ausfallen. Die älteren Häupter der Opposition, die Altrecthler, die im Laufe der zwanziger Jahre beiseite getreten waren, erscheinen jetzt wieder auf dem Plane; galt es doch, der neuen „retrograden“ Bewegung entgegenzutreten, der man 1819 vor den Karlsbader Beschlüssen noch glücklich die schärfste Spitze abgebrochen hatte. Uhland und Schott ließen sich wieder wählen, Uhland für die Stadt Stuttgart. Ihnen gesellte sich zuerst auf einer Art liberalen Parteitags in Bad Boll April 1832 eine Schar junger Fortschrittler zu, die auf gleich oppositionellem Boden standen, wiewohl sie neumodischeren politischeren Idealen huldigten, die vom guten alten Rechte weit ablagen.

Der Mann, der alsbald unter ihnen den ersten Rang einnehmen sollte, stand Uhland trotz des Altersunterschiedes freundschaftlich nahe und wohnte in jener Zeit, wie schon in seinen Studentenjahren, gleichfalls in Tü-

bingen. Paul Pfizer, der ältere Bruder von Uhlands dichtendem Schüler, ist zweifellos die begabteste politische Persönlichkeit Süddeutschlands im Vormärz gewesen. Zum Demagogen geeignet war er freilich ebensowenig wie Uhland, selbst zum Wortführer in der Kammer fehlte es ihm an äußeren Mitteln. Er war in sich gekehrt, verschlossen, selbst schüchtern und trat nur mit Selbstüberwindung öffentlich hervor. „Seine Freunde wissen nicht,“ berichtet ein Zeuge der Kammerverhandlungen, „ob sie Paul Pfizer eine große Ruhe, die jede Appellation an die Leidenschaft vermeidet, zum Vorwurfe machen, oder sie als Vorzug rühmen sollen. Er sucht nicht hinzureißen, aber zu überzeugen“. Eine Totenstille pflegte einzutreten, wenn er das Wort ergriff. Der mannigfach begabte junge Mann — auch als politischer Dichter hat er sich zu kühnem Schwung erhoben — war neben Uhland der ungleich feinere politische Kopf, es stand ihm ja auch die viel gründlichere staatswissenschaftliche Ausbildung zu Gebote. Die unerläßliche Fähigkeit des Politikers, sich mit den jeweiligen Zeitverhältnissen abzufinden und mit ihren festen Faktoren zu rechnen, hatte er vor Uhland voraus, neben dessen hartnäckiger und oft starrsinniger Konsequenz er eine bewegliche Fortschrittlichkeit an den Tag legte; wie er sich auch gegenüber der physischen Unverwüstlichkeit Uhlands als Vertreter eines jüngeren, nervenschwächeren Geschlechtes kundgetan hat, den Kränklichkeit an der Entfaltung all seiner Gaben hinderte. Daß der vierzehn Jahre jüngere Mann mit Uhland einen Freundschaftsbund eingehen durfte, ist das ehrenvollste Zeugnis für seine Persönlichkeit. Sahrelang sind dann die beiden Politiker ihren Weg gemeinsam gegangen, bis endlich die lange bestehende latente Krise zwischen Alt- und Neuliberalismus offen zutage trat.

1831 hatte Pfizer ein auffehererregendes Buch ver-



öffentlich, das uns in seiner Weiterwirkung bis auf die achtundvierziger Bewegung hin noch beschäftigen wird: Seinen Briefwechsel zweier Deutscher. Es hatte ihn sein Amt gekostet und aus einer verheißungsvollen Laufbahn hinausgeschleudert. Ein zweites, gleich kühnes Auftreten des konzeptionsfeindlichen, kräftigen Politikers sollte auch Uhland in dessen Schicksal mit hineinreißen.

Am 15. Januar 1833 war der Landtag endlich eröffnet worden. Konfliktstoffe waren mit und ohne Schuld der Regierung reichlich angehäuft. Vor allem sah die Opposition in den Bundestagsakten vom Juni des vorigen Jahres einen unerträglichen Eingriff in ihre Rechte. Ein Ausschuß des Bundes sollte sich Überwachungsrecht über die landständischen Verhandlungen der Einzelstaaten anmaßen dürfen; die Karlsbader Beschlüsse gegen Pressefreiheit, politisches Versammlungsrecht, Universitäten sollten verschärft durchgeführt werden, und was des Unerträglichen mehr war. Paul Pfizer erhob in einer „Motion“ vom Februar mit Energie Einspruch dagegen, daß der württembergische Gesandte am Bundestage sich dem allem gefügt habe: die Stände hatten da ein gewichtiges Wort mitzusprechen! Begreiflich, daß die Regierung in solcher Form nicht mit sich reden ließ; unklug aber bei der Zusammensetzung des Landtages, daß sie an diesen das Ansinnen stellte, die Motion „mit verdientem Unwillen zu verwerfen“. Das brachte vor allem den alten Vertreter ständischer Autorität, Uhland, in Harnisch. Er selbst verfaßte eine Adresse, in der die Kammer diesen Eingriff in ihr Bestimmungsrecht ablehnte und sich auf den Boden der Pfizerschen Erklärung stellte. Ein so widerspenstiger Landtag mußte natürlich aufgelöst werden; das geschah am 22. März.

Alsbald fanden Neuwahlen statt, Die Regierung

beschritt in jenen Kinderjahren des Parlamentarismus natürlich alle Wege, um die Wahlen nach ihrem Sinne zu gestalten. Aber die Oppositionshäupter Uhland, Pfizer und Schott erhielten in ihren Wahlkreisen doch wiederum die Mehrheit. Nun griff man zu anderen Mitteln, sich der Unbequemen vielleicht zu entledigen. Zu dem vorigen Landtage war den gewählten Staatsbeamten, darunter auch Uhland, ohne Bedenken der nötige Urlaub erteilt worden. Jetzt verweigerte ihn das Ministerium. Es galt also für Uhland und Schott entweder ihre Ämter niederzulegen oder auf ihre Mandate zu verzichten. In Wahrheit konnte es auch für einen Mann von minder regem politischem Verantwortlichkeitsgefühl, als es Uhland besaß, keine Wahl geben. Wie bitter muß es ihm aber geworden sein, die schöne Lehrtätigkeit aufzugeben und sich wieder mit der drückenden Last ständischer Geschäfte abzuschleppen! Wir hören keine Klage. Aber noch nach vielen Jahren pflegte sich eine schmerzliche Bitterkeit auf sein Angesicht zu legen, wenn von diesem schwersten Opfer seines Lebens die Rede war.

Sehr gerne erklärte die vorgesezte Behörde das Abschiedsgesuch des mißliebigen Professors zu gewähren. Diesem mißtönenden Scheidegruß von oben folgte ein harmonischerer von seiten der ihm anvertrauten akademischen Jugend. Nicht nur, daß Hermann Kurz ein Trauergedicht auf Uhlands Rücktritt vom Lehramt anstimmte, die gesamte Studentenschaft, die die Kränkung als Gehässigkeit mitempfand, beschloß, ihm eine Benugtung zu bereiten, soweit es in ihren Mitteln stand. Zwar ein geplantes Ständchen wurde von der Polizei unterbunden, aber eine Deputation von Studenten, an deren Spitze Zeller stand, überreichte Uhland einen silbernen Ehrenpokal im Werte von 300 fl. Studenten aller Richtungen und Fakultäten hatten sich an der Spende beteiligt. Uhland sah, daß sein

Wirken nicht vergebens gewesen war. Allerdings, um die Saat, die er ausgeworfen hatte, zu weiterem Gedeihen zu bringen, hätte es eines sofort zu ernennenden Nachfolgers bedurft. Uhland selbst dachte an Wilhelm Wackernagel in Basel. Statt seiner kam nach mehrjähriger Vakanz Keller in Besitz des germanistischen Lehrstuhles, zwar ein Schüler und Verwandter Uhlands, aber kein ebenbürtiger Ersatz.

Der Mut, mit dem die Studenten sich zu dem Scheidenden bekannt hatten, mußte ihm wohlthun. Denn mit Uhland befreundet zu sein oder ihm öffentlich zur Seite zu treten war in jenen Jahren in Schwaben eine bedenkliche Sache. Sophie Schwab klagt einmal in einem Brief an Kerner, man müsse jetzt hunderttausend Rücksichten nehmen und dürste namentlich zu keinem „Uhlandessen“ gehen, wenn man sich nicht die größten Vorwürfe zuziehen wolle. Und der gute Karl Mayer fühlte sich ganz besonders durch die Mißlichkeiten bedrückt, die einem Staatsdiener jetzt aus dem öffentlichen Eintreten für Uhland, ja nur aus der Teilnahme an einer der zahlreichen Parteifeiern zu seinen Ehren erwachsen konnten. Uhland selbst scheint unter dieser Verfehmung, die natürlich seinen privaten Freundesumgang nicht behelligte, am wenigsten gelitten zu haben. Die Schärfe, mit der man ihm entgegentrat, ließ auch bei ihm eine schroffe Energie erstehen, die in vielen öffentlichen Versammlungen ihren Ausdruck fand. Über ein solches „Uhlandessen“, das im November 1834 stattfand, sind wir besonders gut unterrichtet und kennen die kraft- und töne- reiche Rede, die er dabei gehalten hat. Er ließ sie ausklingen in die Strophen seines weitblickendsten und daher weitwirkendsten politischen Liedes, das den Konfliktstagen seine Entstehung verdankt: *Wanderung*. Er lehrte überall im deutschen Vaterland ein und findet nur Stumpf-

heit, Unfreiheit, Knechtesfinn; die Hoffnung auf die Zukunft mag er aber nicht lassen. Einst wird das Heil für die Deutschen kommen:

Wohl werd' ich's nicht erleben,  
 Doch an der Sehnsucht Hand  
 Als Schatten noch durchschweben  
 Mein freies Vaterland.

Es sind nicht, wie später, einzelne Verse voll Unmuts, die Politik und Gegenwartsereignisse begleiten. Sondern das letzte große Vaterlandsgedicht ist die Blüte eines neuen Dichterfrühlings, den der Siebenundvierzigjährige erleben durfte.

---



## 11. Kapitel

### Kunstlyrik und Volkslied

Uhland ist auch nach der Vertreibung vom Amte der Vaterstadt treugeblieben; freilich hatte sie an traulich heimischem Reize für ihn eingebüßt. Das Elternhaus stand verödet, Vater und Mutter waren kurz hintereinander gestorben, im zweiten Jahre seiner akademischen Tätigkeit. In einzelnen kurz abgerissenen aber aus der Tiefe kommenden und tiefdringenden Strophen hat er ihrem Andenken gehuldigt.

Ein großer Schmerz könne ihn wieder zum Dichter machen, so hatte er vor Jahren schon gemeint. Von der sanften, wenngleich lang andauernden Trauer um das Erlöschen zweier harmonisch abgeschlossener Leben konnte solche entzündende und erweckende Kraft nicht ausgehen. So steht man wieder vor einem Rätsel in der künstlerischen Entwicklungsgeschichte, wenn man in jenen Jahren zweimal, Ende 1829 und Mitte 1834, den machtvollen Durchbruch des Schöpferdranges erlebt, der eine rasche Folge von Dichtungen zeitigte. In wenige Monate drängt sich jeweils die neue Produktionsfreudigkeit zusammen, um ebenso schnell zu versiegen. Es sind im ganzen etwa zwei Duzend Gedichte, die als kostbare Zugabe in die Neuauslagen eingehen durften.

Einige von ihnen, Bertran de Born, die Bidassobrücke, der Waller, das Glück

von E d e n h a l l , die noch heute zu den populärsten gehören, sind von der Mitwelt mit Jubel begrüßt worden. Die innere Zusammengehörigkeit aber dieser Gedichtgruppe von 1829 und 1834, ihre tiefe Bedeutsamkeit, der in ihnen zutage tretende mächtige künstlerische Fortschritt ist niemals genügend erkannt und gewürdigt worden; auch von Notter nicht, der immerhin einige als höchste Vollendung Uhländischer Poesie preist.

Das eigenartige künstlerische Phänomen ist nicht sowohl darin zu sehen, daß Umland nach so langer Pause wieder zu dichten vermag und seine Kunst nicht eingeroftet erscheint, sondern daß er sich selbst, das heißt seine eigenen früheren Leistungen, so bedeutend übertrifft. Er knüpft an das letzte fruchtbare Jahr des Lyrikers an, 1816, entwickelt sich aber nicht von diesem künstlerischen Stadium aus weiter, sondern hat sich inzwischen so fortentwickelt, als wäre von Stillstand und Ruhe keine Rede gewesen. Der wahre Dichter ist eben Dichter auch wenn er nicht dichtet, es dichtet heimlich in ihm.

Spärlich sind freilich die Fälle, in denen ein besonders losender Stoff die lange Pause überlebt hat: dem lange erwogenen Gedichte vom Wanderer am Strome, dessen Plan er noch vor den Hörern des Stilistikums lebendig erstehen läßt, hat auch die Nachblütezeit leider die Vollendung nicht beschert.

Von der Frühzeitdichtung bis etwa 1805 konnte gesagt werden, daß sie noch nicht Uhländisch ist; von dieser Spätzeit gilt in manchem Sinne das Umgekehrte, sie ist es nicht mehr. Auch sie weicht völlig ab von dem Bilde, das man aus der Hauptmasse seiner Gedichte, von 1805 bis 1816, abzunehmen pflegt. Aber zu ihrem Vorteil. Von diesen Gedichten hätte Chamisso sicher nicht gesagt, daß keiner sie dichte und jeder sie lese. Jene Übereinfach-

heit, jene schlicht populäre Sinnigkeit, der Mangel an tiefgründigen Gedanken und aufwühlendem Gefühl ist jetzt behoben. Hatte Uhland bisher überwiegend dem Volksliede nachgesungen, so ist er jetzt zum ausgesprochenen Kunstschriftler geworden, der eigenste Töne findet.

In formaler Hinsicht macht sich das mehr negativ bemerkbar. Mit verschwindenden Ausnahmen ist sprachliche Altertümelei vermieden. Es erscheinen selbständige, zum Teil verwickelte Strophengebilde, aber romantischen Verskünsteleien ist der Abschied gegeben. Wo sich in dieser feingeläuteten und wohl lautenden Dichtung sprachliche Besonderheiten finden, da lassen sie sich ganz individuell an. Spärlich sind sie verstreut, der poetische Altersstil ist in ihnen nicht ganz zur Reife gelangt, der sich bei stärkerer Betätigung vielleicht dem Goetheschen nicht unähnlich entwickelt hätte. An Stelle der früheren wasserklaren Syntax tritt jetzt bisweilen ein schwieriges Satzgebäude, so zu Anfang von *Wein und Brot* oder in der zweiten Strophe des *Mohns*. Kühne Wortwahlen, Zusammensetzungen und Konstruktionen mögen hier und da auffallen: der morgenrote Schein; des Ölbaums Schlummerschatten; der Verstürmte; der Linde Düstern. Dem stillen Gaste zahm; dem Gotte zittern; du kommst mir, ein Berufner usw. Das einfache Wort steht statt des zusammengesetzten: rühren für berühren, sich heben für erheben, freien für befreien.

Weit tiefer greifen Neuerungen, die über das formale Gebiet hinausgehen. Neue Inhalte sind wenige erschlossen, wohl aber neue Gefühlswelten und Stimmungen. Und vor allem hat sich eine ganz neue Art dichterischen Schauens aufgetan. Uhland tut nicht mehr die hellen wirklichkeitsficheren Blicke in die Welt und liefert auch nicht mehr jene allen verständliche und alle gemütvoll verwandt anmutende Beleuchtung des eigenen Inneren. Tiefe und

manchmal fast Dunkelheit ist diesen Gedichten eigen. Die Verinnerlichung ist nicht Weltflucht, der ehemalige warmherzige Naturfreund und Naturmaler versinkt nicht in blasse Ungegenständlichkeit. Im Gegenteil, sein Sehen und Hören hat sich stark verfeinert, seine Freude an Klang und Farbe zumal gibt sich weit plastischer kund als ehedem. Das lange Zeit so eintönige Kolorit ist durch lebendige Farbenfülle verdrängt. Wie herrlich malt der Waller die wechselvollen Spiele der Sommerabendbeleuchtung! Intensivste Farbenwirkung geht auch von der Ballade Der Graf von Greiers aus, und wer Versacrum kennt, wird stets die Vorstellung des helleuchtenden Frühlingtages mit diesem Gedichte verbinden. Ein starkes Stimmungsmoment liegt in dem purpurroten Glanze, der sich nach dem Füllen des Kristallglases im Glück von Edenhall verbreitet. Hier gesellt sich der optischen Wirkung die akustische bei: der wunderfame Schall, den das Zaubergefäß beim Anstoßen von sich gibt, wird vom leisen Klingen bis zum donnernden Halle tonmalend verfolgt. Die feinere Sensibilität Uhlands auch für Tonwirkungen bezeugen eine Reihe von Gedichten. Das Singental ist auf den Kontrast des friedlich stillen Mädchengefanges zu dem wilden Jagdgetöse aufgebaut, ein klanglich abgetöntes Stimmungsbild eröffnet die Bidassobrückle:

Friedlich rauscht die Bidassoa  
 Zu der Herde Glockenklang,  
 Aber im Gebirge dröhnet  
 Knall auf Knall den Tag entlang.

Heine hat eine ähnliche Entwicklung durchgemacht; auch bei ihm glüht und blüht in der Spätdichtung, dem Romanzero, alles in den leuchtendsten Farben, auch er bietet eine unerhört reiche Skala von Tönen und Geräuschen auf.



Aber bei ihm führt diese Fülle zur Grelleheit, zur gewollten Disharmonie, während Uhland alles in den Dienst gesteigerter und harmonischer Stimmung stellt.

Auch Uhland hat einmal eine Periode gehabt wo er, nach seinem eigenen tadelnden Wort, sein zerrissenes Herz ausschließlich betrachtete. Ganz anders jetzt; wo er ins eigene Innere hinabsteigt, da zeigt er sich vor allem beschäftigt mit einem Probleme, das auch uns angesichts seiner Alterspoesie am nächsten liegt: mit dem Verstummen und Wiederaufleben seiner Dichtung. Da sieht man, wie tief ihn die neugewonnene Kunst aufwühlte. In immer neuen Bildern veranschaulicht er sie. Sein Lied ist die Frühlingslerche, die ihm in der Brust zwitschert, es ist der Maitau, der alles Werden und Gedeihen befruchtet, es ist der Mohn, der ihn in geheimnisvollen Dämmerzustand versetzt. Der Prolog zum Merlin schlägt die Brücke von der Wissenschaft zur Poesie, und im Reisen zeigt er, wie fest er nach wie vor trotz aller neuen Impulse mit dem Heimatboden dichterisch verwachsen ist. Bricht in einigen Liedern die harmlose Freude am neuen dichterischen Können hervor, so tönt aus anderen ein inbrünstiges Flehen, das den nahen Verlust des kaum errungenen Gutes schon vorausahnt:

O Mohn der Dichtung, wehe ums Haupt mir immerdar!  
Das Wesen der Poesie, die Macht des Gesanges ist wieder mannigfacher Gegenstand von Balladen. Auch deren Wesen hat sich gegen früher gewandelt, mit Recht hat man von lyrischen Balladen gesprochen, und dieser Charakter wird nicht nur dadurch hervorgebracht, daß an Stelle der kräftig geführten epischen Handlungsreihe häufig das bloße Stimmungsbild tritt, sondern der Gegensatz zu früher besteht vor allem darin, daß das subjektive Moment wieder viel stärker zum Ausdruck kommt. Das ist aber kein Rückfall in die leidige Manier der Zeit vor 1808, objektive

und subjektive Dichtung sind für Uhland keine Antithesen mehr. Die persönliche Einkleidung des *M e r l i n* stört den epischen Charakter der eigentlichen Erzählung nicht, und wenn der Dichter angibt, die *U l m e* zu *H i r s a u* selbst gesehen zu haben, so dient das nur zur erwünschten Verlebendigung. Minder geglückt ist die Einführung der eigenen Person in der ohnehin schwächlichen und langatmigen Ballade *T e l l s T o d*.

Vorwürfe, die zur Behandlung in epischem Nacheinander aufzufordern scheinen, werden nunmehr zu Situationsgemälden zusammengerückt: so die *B i d a s s o a b r ü c k e* und selbst *B e r t r a n d e B o r n*, der als bloße Redefzene angelegt ist und die verschlungenen historischen Ereignisse in die Form eines knappen Rückblickes preßt. Gerade diese vielleicht berühmteste Ballade Uhlands zeigt den neuen Geist: an Stelle der lebhaften äußeren Handlung ist das innere Erlebnis getreten, der Eindruck der Persönlichkeit des Sängers auf den König, der mit suggestiver Kraft aus seinen Reden auch auf uns übergehen soll, ist Gegenstand der Ballade; nicht äußeres Dichterschiedsal, wie in dem Zyklus der Sängertliebe, sondern innere Dichtergröße. Im *W a l l e r* vollends erreicht die Verinnerlichung ihren Gipfel. Die tiefe Bedeutung der seelischen Erlösung dieses Büßers wird gerade dadurch illustriert, daß äußerlich gar nichts vor sich geht, daß dem toten Leibe nicht einmal durch ein billiges Mirakel die Fesseln abfallen. Auch der *G r a f v o n G r e i e r s* gewinnt seine Hauptwirkung durch die innere Folge, durch die Rast- und Friedlosigkeit des Mannes, die so wild bewegtem äußerem Geschehen entsprungen ist.

Die *Tanzwut*, eine besondere Art pathologischer Verzückung, bringt eine stoffliche Bereicherung. Es sind überhaupt nicht mehr so einfache allgemein menschliche

Gefühle und Leidenschaften, mit denen es Uhland jetzt zu tun hat. Auch übernatürliche Elemente, die sonst aus dem klaren Tageslichte seiner Ballade verbannt waren und nur in die Schauerromanze groteske Schatten geworfen hatten, werden ihm nun vertrauter. Schon 1823 hat er die Überfahrt über den Neckarstrom mit zwei „geistigen Naturen“, den Schatten Dahingeshiedener, ausgeführt. Jetzt läßt er im *Abendtanze* eine Tote deutlicher zu gespenstigem Leben erstehen und führt auch sonst ohne solche bestimmte Träger des Mythischen in eine jenseits der Sinnensphäre gelegene Welt ein. Daß ihm die alte Laune dabei auch noch zu Gebote steht, das zeigt die auf Kerner gemünzte, wein- und farbenfrohe Vision der *Geisterkeller* und die humoristische Ausmalung des Wasservölkchens und seines Treibens im *Bersunkenen Kloster*.

Die meisten Uhlandschen Gedichte von 1829 und 1834 sind aber mythisch in einem anderen und tieferen Verstande. Ihr Schöpfer selbst würde sie so genannt haben, genau wie er von jetzt an das „Mythische“ in der reinsten frühen Volkspoesie und Sagenbildung zum Hauptprinzip erhob. Durch das Element, das er nun aus aller Vorzeitdichtung mit soviel Scharfsinne herauszuanalysieren sucht, ist auch in seine Poesie eine neue Note gekommen. Das Symbolische ist in ihr zum Siege gelangt. Man darf hier keine bewußte, vielleicht gar lehrhafte Befolgung eines Programmwortes mutmaßen. Uhlands künstlerische Empfindungs- und Anschauungsweise muß sich in dem Sinne gewandelt haben, daß ihm eine allegorische Verhüllung des Gedankens und Gefühles natürliches Bedürfnis geworden war, und ohne sich des Zusammenhanges klar bewußt zu sein, hat er dann als Litterarhistoriker und Sagenforscher den Dichtern der Vorzeit das gleiche instinktive Bedürfnis unterlegt.

Die Gegenstände und Vorgänge der Natur werden ihm zu Sinnbildern höheren Seins, die Geschehnisse der Vergangenheit, die er episch vorführt, gewinnen ihm eine tiefere Bedeutung. Dadurch erhalten so viele seiner späten Gedichte den Charakter des feierlich Erhabenen; sie stehen über der Welt, sehen in allem Vergänglichem nur ein Gleichnis und fürchten daher auch nicht Tod und Vernichtung.

Dem Mythologen Uhlund war Personifikation der erste Schritt zur ausgebildeten Allegorie; er verwirft sie im Mythos von Thor als unpoetisch, und so ist auch der Dichter bei ihr nur einmal stehen geblieben, in dem kleinen Gedichte *Wein und Brot*, wo die Natur unter dem anmutenden Bilde einer rüstig hauswirthlichen Wirtin erscheint, die, wenn sie den Wein aufträgt, für das Brot auf dem Tische schon gesorgt hat. Man kann beobachten, wie sich der Dichter allmählich in den Symbolismus hineinarbeitet, ihn immer vollendeter zur Form werden läßt. Primitiv stellt ein unbetitelttes Gedichtchen von 1829 (?) noch dem natürlichen Vorgang sein geistiges Widerspiel einfach zur Seite: Der Lannenbaum vor Uhlunds Fenster rauscht in Wind und Regen am lautesten, so tönt auch die Saite in des Dichters Brust am vollsten, wenn es stürmt. Die bloße Analogie als Vorstufe der Allegorie, die sich bald in vollendeter Form einstellt. Die tiefsten Gedichte sind es ohne Zweifel, in denen die Fäden zwischen dem natürlichen und geistigen Geschehen nicht direkt gezogen werden. In der *Ulme zu Hirsau* wird es offen ausgesprochen, daß der aus dem Stein ans Licht strebende Baum ein Sinnbild des alle Hindernisse überwindenden geistigen Freiheitsdranges, der Reformation speziell, darstellen soll. Im *Münster* aber wird einfach erzählt, daß Goethe durch seinen Meißelhieb den Bau des Münsters in seine Tiefen habe erbeben lassen, und nicht die

naheliegende Auslegung beigefügt, daß er so durch sein Schaffen das Gebäude der deutschen Kunst bis in die Fundamente durchschütterte. Uhland ist sich klar darüber, daß das Publikum bisweilen solcher Auslegung bedarf, wenn ein Gedicht in die Breite wirken soll. Deshalb hat er in der am meisten populär gewordenen Ballade dieser Sphäre, dem Glück von Edenhall, mit verstimmender Deutlichkeit sogar eine zweifache Erläuterung erteilt: das Glasgefäß ist das Symbol des Glückes von Edenhall, zugleich aber auch des zerbrechlichen Erden- glanzes und -glückes überhaupt, was der Kastellan am Schlusse des Gedichtes auch dem stumpfsten Leser klar machen wird.

Künstlerisch gerechtfertigter ist die ausführliche Erklärung am Schlusse des *Mohns*, der trotzdem wohl das tiefstinnigste aller Uhlandschen Gedichte darstellt. Er ruft Stimmungen wach, die dem jungen Romantiker, dem Verfasser des ersten Nachtblattes, nahelagen. Ein Wort aus diesem könnte man als Motto unseres Gedichtes bezeichnen: „Mein Leben war ein Traum, nun sei ein Traum mein Leben.“ Der schöne Vergleich des wirklichkeitsentrückten Traumdaseins des echten Poeten mit dem irren Empfinden eines Mohnduftberauschten mußte notwendig ausgesprochen werden, sollte das Gedicht überhaupt verständlich werden. Uhland knüpft hier an einen ihm von Kerner zugetragenen Volksglauben an; so hat er auch sonst gerne in diesen Gedichten einen ehrfürchtigen Blick in die tiefen Regungen des Volksgemütes geworfen (*Waller*, *Bidassoabrücke*) und ihnen sinnvolle Auslegung zuteil werden lassen, so im *Mai entau*, im *Johannes seggen*. *Ver sacrum*, der viel studierten Kreuzerschen Mythologie und Symbolik entnommen, hat erst durch Uhland einen symbolischen Gehalt empfangen: Es ist auch ein Weibefrühling, wenn man sein Leben im

Dienste der Arbeit, nicht in unfruchtbarem Todeswillen, einer hohen Idee darbringt.

Diese späten Dichtungen Uhlands nehmen wohl vom Irdischen und Greifbaren ihren Ausgang, steigen aber alsbald in höhere Sphären empor. Sie sind Gedankenlyrik, freilich nicht in der Weise Schillers, die er noch genau wie vor dreißig Jahren zu mißachten scheint. Das reine Philosophem darf nie zutage treten, es bedarf der physischen Einkleidung, der allegorischen Umhüllung, und für diese bietet sich außer Vorzeitereignissen immer noch am besten die Uhland umgebende Natur dar. Wenn man das bei einigen Gedichten so zweifellos festgestellt hat, so wird man sich davor gewarnt fühlen, auch die anderen allzu harmlos zu betrachten. In der That ist fast allen lyrischen Stücken der Spätzeit ein solch geheimer Sinn zu unterlegen, sie wollen nicht schlicht hingenommen, sondern ausgedeutet sein. Der Spürsinn, den Uhland als Gelehrter den Vorzeitmythen gegenüber untriftig bemüht hat, wird bei ihm selbst bessere Früchte tragen.

Wenn er in der *Sonnenwende* von der Lerche spricht, die noch schnell gen Himmel aufsteigt, um einen letzten Strahl des Lichtes zu erhaschen, so meint er damit seine Poesie, die an der Reife des Lebens zum Alter noch einen schnellen Flug wagt. Im *Dichtersegen* hat er in ein ländliches Arbeitsbild den Gedanken eingekleidet, daß sein neuerwachtes lyrisches Schaffen gegenüber der wissenschaftlichen Hauptbetätigung nur die Bedeutung von ein paar bunten Sommerblumen im vollbesetzten Ährenfeld beanspruchen dürfe. Die *Malve* endlich bildet eine Art melancholisch resignierten Ausklanges: Ihr gleicht seine Poesie, die keinen neuen Frühling kündigt, sondern eine sanfte trauerdunkle Herbstpflanze ist. Man wird weitergehen und auch den Balladen tiefere Gedanken ablauschen können. Das *Singentale* feiert den Sieg der

Poesie über die rohe Unkultur, der Graf von Greiers kennzeichnet den Zusammenbruch einer Poetennatur, die sich in den überphantastischen Reigen zügelloser Romantik verstricken läßt.

Wie Uhland in seinen gelehrten Büchern und Vorträgen nicht müde wird, in immer neuen schön geschauten Bildern das Wesen der Poesie zu beleuchten, so auch hier in den Gedichten. Aber auch der vaterländische Gedanke kommt aufs neue zu seinem Rechte, nicht nur in der sehr realistischen, wenngleich wenig wirklichkeitsfrohen Wanderung, sondern auch in Gedichten des neuen Stils. Ergreifend ist die wortlose Klage um die vergessene Herrlichkeit des Deutschen Reiches in der Verlorenen Krone, die unbeachtet und allen unbewußt irgendwo in der Tiefe schlummert. Die Glockenhöhle stimmt ein Trauergeläute um das verlorene Vaterland an.

Diese beiden Gedichte rücken in der Sammlung nicht umsonst in unmittelbare Nachbarschaft der Verlorenen Kirche. Denn dieses geistvoll innige Gedicht gibt weit mehr denn der Traum und das Märchen als fast einziges der früheren Zeit einen deutlichen Vorklang der symbolischen Dichtung. Wie die versunkene Krone ist es von einer Volks Sage ausgegangen, die tief sinnig ausgedeutet wird. Gerade hier ist der Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Denken des Dichters am deutlichsten. Aus der Allegorifizierung eines religiösen Gedankens, wie er sie hier selbst liefert, hat er in den Vorlesungen die Entstehung der ganzen Sage vom Heiligen Gral abgeleitet. Dem Forscher ist diese Methode des nicht Aus-, sondern Unterlegens alsbald zum Nachteile geworden, der Dichter aber hat durch den Symbolismus, der seiner Alterspoesie den Stempel aufdrückt, reichste Befruchtung, Belebung und Vertiefung erfahren.

„Mir ist wie dem Weib, das seinen Groschen funden

hat; ich möchte die ganze Welt zusammenrufen, daß das Eis bei dem lieben Meister endlich wieder gebrochen ist!" So ruft Schwab angesichts der Nachblüte von 1834 aus, und Tausende theilten diese Freude. Uhland wird wieder von den Herausgebern der Almanache bestürmt, bis sie einsehen, daß mit allem Flehen nichts von ihm zu erpressen ist, und daß die Eisirinde sich alsbald wieder geschlossen hat. An ermunternden Zurufen hat es jahre- und jahrzehntelang nicht gefehlt. „Du selber bist der Held Harald“ — so knüpft der schwäbische Halbpoet Johannes Scherr an Uhlands eigene Ballade ein mahnendes „Wach auf!“ Und Heine hat ihm in seiner Weise zwölf Krüge Seidliger Wasser verordnet, um die „jahrelange Sangesverstopfung“ zu beheben. Aber weder Bitte, noch Mahnung, noch Hohn fruchteten ferner.

All diese drängenden und ermunternden Stimmen mußten ihm aber letzten Endes nicht zur Last, sondern zur Freude gereichen; sah er doch, wie tief er sich in die Herzen hineingefungen hatte. Im vierten Jahrzehnt ist er das unumstrittene Haupt der deutschen Lyriker, der „Großdichter“, wie ihn sogar Heine nennt, der Meister, der die Vergangenheit aus dem Felde schlägt und die Gegenwart, selbst Mörike, Annette v. Droste, Lenau nur mühsam aufkommen läßt. „In aller Gesangsdichtung nahm Uhland alle Vorliebe hinweg“ — so begründet Laube für die zwanziger und dreißiger Jahre die Mißerfolge anderer beachtenswerter Lyriker. Es ist nicht sowohl die Wirkung der Gedichte aus jenen Jahren selbst, die sich so äußert. Die Sammlung von 1815 vielmehr hatte in jahrelanger stiller Weiterwirkung allmählich von den ausgedehntesten Schichten Besitz ergriffen. Es war einer der Fälle, in denen das Publikum selbst ein Urtheil spricht, dem sich die literarische Kritik erst im Laufe der Jahre anzupassen versteht. Wohl erschallten auch verschiedene Stimmen zum



eindringlichen Lobe der ersten und zweiten Gedichtreihe. Doch keine kam aus maßgebendem Munde, keine durfte sich der Wirkung auf einen großen Leserkreis rühmen. Uhland selbst hat das anfangs schmerzlich genug empfunden:

Als mich hätt' ein Lob beglückt,  
 Selbst ein Tadel mich begeistert,  
 Ward mir nie ein Kranz gepflückt,  
 Noch ein Irrtum mir gemeistert,

klagt er noch 1827. Damals aber begann solche Würdigung sich langsam einzustellen. Zwei selbst von ihm abhängige Dichter, Schwab und Wilhelm Müller, lieferten die ersten Uhlandessays, durch die er kritisch entdeckt wurde. Notter hat nicht unrecht, von einer Art geistiger Wiedergeburt Uhlands zu sprechen, die um 1830 erfolgt ist. Auch die Teilnahme des Auslandes wurde in jener Zeit wach, Frankreich und Amerika brachten ihm Huldigungen dar. Im breiten Publikum aber bedurfte es einer künstlichen Anfachung des Interesses nicht, da war Uhland schon seit Jahren so lebendig wie keiner. 1824 läßt Heine in den Reisebildern die Studenten auf dem Brocken Uhlandsche Lieder anstimmen. Später spricht er es aus, daß damals „die Lieder unseres trefflichen Uhland in Wald und Tal erschollen und noch jetzt von den wilden Studenten gebrüllt und den zarten Jungfrauen gelispelt werden“. Auch Tieck macht dem Dichter sein Kompliment, weil seine Lieder „von aller Lippen tönen“. Daß Uhlands Gedichte begeisterte Leser fanden, bedarf an sich nicht der Begründung. Es lassen sich aber doch einige Momente geltend machen, die ihre Verbreitung ganz besonders begünstigen mußten.

In der Reaktionszeit befanden sich Romantik und Fortschrittlerum in ständigem Kampf. In Uhland schienen

beide Gegensätze ihre Versöhnung gefunden zu haben: Wie die konservativen Kreise der Zeit verherrlichte er das Mittelalter, kein Ton modern zeretzender Kritik schritt tödend durch seine Vorzeitbilder. Daß ihm aber die Vergangenheit, der mittelalterliche Feudalstaat zumal, nicht das Erste und Letzte war, das zeigte der Freiheitsmann, der politische Lyriker, an dessen vaterländischen Gedichten sich die Liberalen von seiner Mittelalterbegeisterung erholen mochten. Ähnlich stand es auf religiösem Gebiete. Wer wollte, konnte aus seinen Gedichten den frömmsten Sinn herauslesen, so daß der Geist der Konfessionszeit auf seine Rechnung kam; aber jede speziell kirchliche Äußerung fehlte, der liberale Leser sah sich keinen Augenblick durch religiöse Engherzigkeit gestört. Schließlich der allgemeine Ton dieser Lieder und ihre Form: das romantische Versgetändel, die künstliche Spielerei hatte man satt, einem Publikum in altdeutschen Rößen mundete eine schlichte, bisweilen etwas herbe Kost, man verlangte nicht mehr Geistreichelei, sondern Gemüt, innige Echtheit, Kernhaftigkeit. Bewußte Spekulation auf die Instinkte des Publikums hätte die Elemente einer zeitgemäßen und des Massenerfolges sicheren Lyrik nicht besser wählen können, als sie sich bei Uhland vermöge seiner Persönlichkeit und seines dichterischen Werdegangs von selbst zusammenfanden.

Dieses zeitgemäßen Musters bemächtigte sich naturgemäß die Nachahmung in weitestem Umfang. Uhland hat den Besten seiner Zeit zum Vorbilde gedient und nicht nur ihnen; mehrere lyrische Generationen von 1815 bis etwa 1850 stehen auf seinen Schultern. Die ausklingende Romantik hat von ihm entscheidende Anstöße gewonnen, in den quälend unselbständigen Jugendversuchen Heines, bei dem das mächtigere Vorbild Fouqués mit dem feinen wetteifert, in den frischen Weisen Wilhelm Müllers, dessen

Schöne Müllerin ohne den Vorangang von Uhlands Wanderliedern undenkbar wäre. Müller hat ganz im allgemeinen von ihm die frische Sanghaftigkeit gelernt. Diese Richtung brachte keine Buchlyrik hervor, sondern lebendige Lieder, die jeder nachsingen wollte und mußte. Auch der zweite Wanderer der Spätromantik, Eichendorff, ist Uhlands Schüler. Man hat sich bemüht, nahe Beziehungen zwischen seiner gereiften poetischen Kunst und der Uhlands zu finden. Aber gerade da zeigt es sich, daß die Zugehörigkeit zu Uhland nicht mit sehr kenntlichem Stempel drückte. Eine Lyrik, der Chamisso solche Selbstverständlichkeit nachsagen konnte, ahmte sich in ihren charakteristischen Zügen ebenso schwer nach wie etwa die Goethesche, die Uhland allein als sein Vorbild wollte gelten lassen. Es ist deshalb auch nicht leicht, die Eigenheiten jener Uhlandschule, die sich zwanglos und ihm selbst unbewußt seit den zwanziger Jahren gebildet hatte, auf eine Formel zu bringen. Sie zeigt Verbannung der romantischen Formkünstelei, Beschränkung auf wenige, einfach menschliche Themata, Beherrschung der primitiven Natur und Empfindung, Meiden von Didaxis und Reflexion. Altdeutsche Biederkeit wurde öfter weit über das Uhlandsche Maß aufgetragen. In der Ballade ist die Abhängigkeit natürlich kenntlicher; ihr gerade hat Uhlands schlichte und eindringlich konzentrierte Sachlichkeit große Vorteile geboten.

Die große Schar der Nachtreter und Nachbeter hat dem Meister nicht zum Heile gereicht, und eine Anzahl gewichtiger Stimmen hat ihren Unmut über deren öde Fülle unzweideutig kundgetan. Mit einem etwas barocken aber anschaulichen Bilde Chamisso: Uhland komme ihm vor wie zwischen zwei Spiegeln stehend, rechts und links auch einen Uhland und so immer weiter, nur daß diese Uhlande stets blässer würden und sich schließlich ganz und

gar verwißten. Gutzkow rückte kurz nach 1830 in einem Aufsätze „Goethe, Uhland und Prometheus“ dem „lyrischen Dilettantismus ohnegleichen“ zu Leibe, „der Verhimmelung, dem Sonntagsstaate, den Abendspaziergängen, Sommerfäden“ usw., die sich breit machten. Uhland ist ihm die unschuldige Ursache all dieser stumpf einseitigen Kleinlichkeit, für ihn selbst ist ihm freilich zu keiner Zeit ein Wort des Lobes zu hoch gegriffen: „Form, Bild, Empfindung überstrahlt selbst das, was bisher immer für klassisch gegolten hat.“

Nur ein Beurteiler, der größte von allen, hat sich leider durch das Geleier der Epigonen das Bild des Vorläufers trüben lassen. Das war Goethe, der im Briefwechsel mit Zelter harte, unfreundliche Worte über Uhland und seine vermeinte Schule gefunden hat. Mißbilligend hat er Pfizers Gedichte beiseite gelegt: „Das Werklein ist an Uhland dediziert und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Lüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen . . . Wundersam ist es wie sich die Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß.“ Die Schwaben schäumten über die „hämische Verunglimpfung“, in Uhlands eigene Brust scheinen die Worte einen tiefen Stachel gebohrt zu haben, denn noch nach zehn Jahren warf er einmal, in sichtlich Beziehung auf Goethes Urteil, die Verse aufs Papier:

Gerne wüßst' ich, weil dein Wort gar so mächtig ist er-  
flungen,

Wie du denn so eigentlich selber das Geschick bezwungen?

Minder schwer nahm er sicherlich die zum Teil ungezogenen, trotz ihres höhnischen Witzfeuerwerkes doch von Respekt zeugenden Einwertungen seiner Person und

Poesie, die sich in Heines Romantischer Schule und Schwabenspiegel fanden. Die ungeschminkte Anerkennung aller sonstigen Großen der deutschen Literatur konnte ihn noch überdies entschädigen. Eigenrichtige und zum Tadeln geneigte Beurteiler vom Range Platens und Grillparzers rückten den Lyriker an die erste Stelle, dieser sogar an die eigene Seite als einzig würdigen Nachfahren der Klassiker. Der alte Chamisso findet in seinen Briefen des Entzückens über den „teuren Meisterfänger“ kein Ende. Die jungdeutsche Literaturgeschichte von Laube singt sein Lob in ebenso hohen Tönen wie das katholisierende Werk von Eichendorff. Keiner aber von allen Trägern eines großen Dichternamens hat sich so bedingungslos vor Uhland gebeugt und für seine Person so nachhaltige Eindrücke von ihm empfangen wie Friedrich Hebel.

„Ich bin Uhland dankbarer als den Leuten, die mir hin und wieder zu essen geben,“ so schrieb der stolze Hamburger Bettler in sein Tagebuch; und eben diesem entnehmen wir Kunde von der ungeheuren Revolution, die in seinem Inneren durch Des Sängers Fluch erzeugt worden war. „Er führte mich zu einem Gipfel, dessen Höhe ich im ersten Augenblick nur dadurch erkannte, daß mir die Luft zum freien Atmen fehlte.“ Der Mittellose wandte sich auch mit seinen Anfängerversuchen an Uhland und erhielt eine etwas nichtsagend freundliche Antwort. Nezt und später hat er sich durch die mangelnde Zugänglichkeit des Bielbemunderten nicht beirren lassen, den er 1836 in Tübingen besuchte und später unvermutet in Hamburg traf. Noch die Gesamtausgabe der Gedichte von 1857 trägt Uhlands Namen auf dem Titel: „Dem ersten Dichter der Gegenwart Ludwig Uhland in unwandelbarer Verehrung.“

Seit den zwanziger Jahren trat der Fall öfter ein, daß junge Dichter sich an Uhland mit der Bitte um Kritik,

Rat, Unterstützung wandten. Mancher ist dabei durch des Meisters Unzugänglichkeit abgestoßen worden; mancher auch holte sich ein aufmunterndes Wort, im ganzen aber scheint Uhland die im Stilistikum bewiesene Fähigkeit, den dichterischen Mentor zu spielen, später verloren zu haben. Er stand dem literarischen Leben der Gegenwart schon längst fremd und allmählich mit steigendem Mißtrauen gegenüber. Der erste Ausfall gegen die Modernen findet sich in dem Prolog zum Eberhardzyklus, in den folgenden Jahren verraten ein paar Briefstellen, daß ihm das poetische Leben der Gegenwart arm und unfruchtbar erscheint. „Man findet in Deutschland keinen Wettfeiser in der Poesie, kein lebendiges und wieder belebendes Interesse für dieselbe.“ Auch er klagt dann über die „Überfüllung unserer Lyrik, den Mangel an Selbstkritik bei jungen Dichtern“. Die grämlichen Urteile Grillparzers, seines Besuchers von 1836, über die neueste Literatur macht er sich zwar nicht ganz zu eigen, aber Lenau wiederholt absprechende Worte aus seinem Munde über das junge Deutschland: „Es ist traurig, daß so junge Männer bereits alle Kraft verloren haben, sich an irgendwas Lebendigem zu freuen.“ Die Zerrissenheit der jungen Welterschmerzler verhöhnt ein Gedicht von 1834, im Stilistikum und sonst hat er sich gegen die Heinesche Manier der Selbstverspottung und -zersehung ausgesprochen. Selten entlockt ihm eine neuerschienene Dichtung ungetheilten Beifall. Es müßten denn Meisterstücke vom Range der Idylle am Bodensee oder von Salas y Gomez sein.

Ein so gegenwartsfremder Dichter war nicht dazu berufen, um sein Banner die Jugend sich scharen zu lassen. Freund Schwab war dazu weit eher der Mann, wenigstens solange er noch in Stuttgart weilte. 1837 hat er sich freiwillig, vom literarischen Weltgetriebe ermüdet, für ein paar Jahre in die Landpfarrei Gomaringen zurückgezogen, die

von Tübingen aus ein beliebtes Ausflugsziel bildete. Schwab hat denn auch mit seiner allseitigen Konzilianz, seiner Betriebsamkeit, die überallhin ihre Fäden spann, seinem wachen Auge für alles literarische Werden und seiner eigenen raschen Feder in dem bedeutendsten lyrischen Sammelunternehmen jener Jahre das süddeutsche Element trefflich zur Geltung gebracht: Er redigierte gemeinsam mit Chamisso den Reimerschen Musenalmanach. Doch hielt das Bündnis nicht lange. Die Herausgeber wünschten einen Almanachjahrgang mit Uhlands Bildnisse zu schmücken; der Künstler, der dazu nach Tübingen entsandt wurde, holte sich aber bei dem Feinde jeder Selbstverherrlichung eine unliebenswürdige Zurückweisung. Nun setzte man in der Verlegenheit Heines Bildnis vor den Jahrgang und beschwor dadurch einen begreiflichen Entrüstungsturm bei den Schwaben herauf, die allesamt von dem Verfasser der romantischen Schule nicht eben zart angefaßt worden waren. Uhland selbst beurteilte den Fall am ruhigsten, seine Landsleute zogen sich aber erbozt für einige Zeit von dem Taschenbuche zurück.

Gerade solche gemeinsamen Demonstrationen mochten den Eindruck einer geschlossenen „schwäbischen Schule“ hervorrufen, als deren Haupt man im „Ausland“ Uhland anzusehen pflegte, wenn auch Schwab die Rolle des äußeren Organisations spielte. Vor Uhland durfte man diesen Ausdruck aber gar nicht gebrauchen, so „inkommodierte“ er ihn, und Kerners Verse haben mehrmals die Selbständigkeit all der wackeren schwäbischen Poeten verfochten: „Mit eignem Schnabel jeder singt, was halt ihm aus dem Herzen dringt.“ In der That haben gerade die bedeutenderen schwäbischen Lyriker der dreißiger Jahre sich verhältnismäßig schnell von Uhland freizumachen gewußt. Die große eigentümliche Kunst Mörikes bedurfte höchstens in ihren allerersten Anfängen der Uhlandschen





Der Gedichte an Uhland gibt es überhaupt aus diesem und dem folgenden Jahrzehnte eine schwere Menge. Kaum ein Lyriker von Gewicht hat verjäumt, auf diese Weise wenn nicht seine direkte Schülerschaft, so doch seine liebende Verehrung kundzutun. Namentlich eine Gruppe wurde nicht müde, sich immer wieder auf ihn zu berufen: die politischen Sänger. Freilich nur soweit sie auch der Romantik huldigten und das enge aktuelle Thema zu erweitern streben, wie Anastasius Grün oder Strachwitz, haben sie wirklich Uhlandschen Geist in sich gesogen. Jener zeigt unter allen die ihm verwandteste Begabung, und so durfte er ihm in den Nibelungenstrophen des Letzten Ritters und den antireaktionären Spaziergängen mit Recht seine Huldigung zu Füßen legen. Aber auch Herwegh, Bruß, Dingelstedt betrachten ihn ganz als den Ihren. Die beiden ersten machen die Worte aus Des Sängers Fluch: „Weh euch, ihr stolzen Hallen!“ zu Trägern ihrer tyrannenfeindlichen Gesinnung. Persönlich nahe traten ihm außer Grün Freiligrath und Hoffmann von Fallersleben, dessen wässeriges politisches Niedergeplätscher von dem schmalen Duzend der Uhlandschen sehr absticht, in seinen besseren Nummern aber und einer stattlichen Anzahl von Uhlandliedern sich zu ihm als Vorbild recht wohl bekennen darf.

Aber noch eine weitere Dichtergeneration zeigte sich in seinem Banne: er vermochte so wenig zu veralten, daß auch die neu auftauchenden Sterne der vierziger und fünfziger Jahre um ihn als ihre Sonne kreisten. Nicht nur anlehnungsbedürftige kleinere Geister wie Müller von Königswinter, der ein harmloses Gegenstück zur Schwäbischen Kunde geliefert hat. Auch das „Niederbuch dreier Freunde“, das 1843 Storms Erstlinge brachte, zeigte in seinen und Th. Mommsens Beiträgen Spuren des unverworflichen Vorbildes, und Gottfried Keller hat sich

im Jahre darauf durch Uhlands Verse: „Lebendig sein begraben, das ist ein schlimmer Stern“ zu seinem berühmten Zyklus „Lebendig begraben“ anregen lassen.

Solche Einwirkungen mochten Uhland verborgen bleiben, der oft aufdringliche Enthusiasmus vermeinter und wirklicher Kunstjünger ihm mehr zum Verdruß als zur Freude gereichen. Daß das breite Lesepublikum, ja ganz Deutschland ihn ins Herz geschlossen hatte, daß er jahrzehntelang die populärste literarische Persönlichkeit, der meistgelesene und gesungene Dichter seines Vaterlandes gewesen ist, das mußte ihm auf Schritt und Tritt bewußt werden und wird ihn trotz fast ängstlicher Scheu vor öffentlicher Anerkennung sicherlich auch gefreut haben.

Aus Bremen wurde ihm die Absicht dortiger Reeder kund, ein Schiff unter dem Namen Ludwig Uhland in See stechen zu lassen. Als er zur pfälzischen Limburg emporstieg, da schallten ihm aus der Ruine die eigenen Lieder entgegen, von Kindern gesungen, die sich von der Nähe des Dichters nichts träumen ließen. Auf Reisen ist Uhland überhaupt die beste Gelegenheit geworden, das erstaunliche Maß von Zuneigung zu erproben, das man ihm in deutschen Volke entgegenbrachte. Gerade in diesen Jahrzehnten ist er besonders viel gereist. Von 1834 bis 1846 verging kein Sommer ohne daß er, meistens in Begleitung der Gattin, sich ein Stück Welt ansah. 1835 machten sie eine Rheinfahrt, 1838 war er in Wien, 1842 in Norddeutschland und Dänemark, 1844 in Belgien. Der Biograph kann an diesen Reisen vorübergehen, er muß es sogar, will er nicht zum Anekdotensammler werden. Die Zahl der zum Teil anmutenden, zum Teil töricht erfundenen Geschichtchen, die über sie im Umlaufe sind, ist Legion. Einiges besser Bezeugte kann immerhin zur Kennzeichnung des Dichters und des damaligen Publikums dienen.

Wo man auch von der Ankunft des Ehepaares erfuhr, überall pfliegten sich dieselben Szenen abzuspielen. Uhland war stets auf das unangenehmste überrascht, sich erkannt, geradezu erschrocken, sich gefeiert zu finden. Er zeigt die typische Furcht des schüchternen Menschen, Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu werden, die typische Unfähigkeit des mittelmäßigen Redners, ein paar Sätze von sich zu geben, die er sich nicht vorher genau zurechtgelegt hat. Er mag das auch selbst oft genug störend empfunden haben, so auf der Wiener Reise, wo er von Erzherzog Karl sehr ausgezeichnet und zu Tische gezogen wurde. Er hinterließ überall einen ungünstigen Eindruck, besonders wollte man an dem Demokraten ein fast unterwürfiges Benehmen gegen den hohen Herrn bemerkt haben. Lenau hat dies den Wiener Freunden gegenüber triftig genug entschuldigt: „Es gibt Leute, die, mit einem bedeutenden Mann zusammentreffend, ihn gleich auf Geist und Witz probieren und mit allerlei Schlagworten auf den Busch klopfen, ob nicht ein Haserl herausspringe oder ein geistreiches Phraserl. Das ist lästig und verstimmend, und ihr fandet vielleicht Uhland, als ihr ihn kennen lerntet, bereits übel zugerichtet durch jene Anfragen.“ Lenau hatte es getroffen: als Geistesgröße angestaunt zu werden und Orakelsprüche von sich zu geben, das war allerdings Uhlands Sache ganz und gar nicht, und so hatte jene Wiener Reise für ihn einen unangenehmen Beigeschmack, wiewgleich sie ihm neben reichem wissenschaftlichem Gewinn das willkommene persönliche Zusammentreffen mit Grillparzer, Halm, dem Romanisten Wolf und anderen brachte.

Liebenswürdigere Seiten seiner Persönlichkeit erschlossen sich dort, wo man ihm harmlos unaufdringliche Zuneigung und herzliche Offenheit entgegenbrachte. Auf der norddeutschen Reise, die ihn nach Hamburg, Kiel,

Kopenhagen, Lübeck und auf der Rückkehr nach Braunschweig und Wolfenbüttel führte, gab es namentlich in Kiel allerliebste Ausstritte. Uhlands waren im Gasthof abgestiegen und ahnten nicht, daß man sie beachtet hatte. Auch geschäftiges Geräusch, das sich schon am frühen Morgen vor ihrer Türe erhob, flößte ihnen keinen Verdacht ein. Als Uhland aber das Zimmer verließ, da waren Türe und Flur bekränzt, ein Lorbeerkrantz wurde ihm aufs Haupt gedrückt, eine Deputation von Männern und Frauen hieß ihn herzlich in den fernsten Marken des Reiches willkommen und lud ihn auf den Nachmittag zu einem Festmahle und zur Besichtigung des Hafens ein. Anfangs sichtlich beengt und eingeschüchtert, gewann Uhland angesichts der Schönheit des Landschaftsbildes und der Festtafel im Düsternbroker Badehaus seine Freiheit wieder und vermochte sich herzlich zu freuen, als die festlich gepuzten Frauen Kiels sich um ihn drängten und ihm versicherten, daß alle ihre Knaben und Mädchen seine Gedichte auswendig wüßten. Da glückte ihm auch einmal eine passende Erwiderung auf die Festreden, die wirklich in sein Inneres hineinblicken ließ: „Er fühle sich beschämt, erstrebt habe er viel, das Geleistete bleibe weit dahinter zurück, er habe gemeint, er sei vergessen. Nun beglücke es ihn, sich getäuscht zu sehen; sein Leben, sein Denken, sein Dichten habe stets Deutschland gehört und werde ihm gehören bis zum Ende seines Lebens.“ Unbeschadet der erfreulichen Eindrücke dieses Festes konnte er am nächsten Tage zu seiner Frau äußern, eine einsame Morgenfahrt im Rahn und ein Bad in der See seien ihm bei weitem der größere Genuß gewesen.

Ofter in jenen Jahren war wiederum der Bodensee Ziel der Reise, an dessen Ufern Freund Laßberg ein Heim gefunden und sich einen neuen Herd gegründet hatte. Der greise Ritter war noch einmal freien gegangen und

hatte sich die Braut aus einem westfälischen Adelsgeschlechte geholt. Auf der alten Dagobertsfeste in Meersburg, die so frei und trozig ihr Haupt über den Ostrand des Sees erhebt, hauste das ungleiche Paar, dem sich bald ein freifräuliches Zwillingsspärchen gefellte. Der alte Herr, kindlich liebenswürdig in all seinen kleinen Schwächen und Eitelkeiten, war nach wie vor unermüdtlich für seine altheimischen Dichter tätig. In einem Eckzimmer im Südwestflügel der Burg, der den altehrwürdigen Dagobertsturm umschließt, stand jetzt sein Schreibtisch an einem hohen Fenster mit vollem Blick auf See und Alpen.

Als Uhland, stets ein hochwillkommener Gast, im Oktober 1841 dort vorsprach, da traf er interessante Gesellschaft an: die Schwägerin des Hausherrn, das Freifräulein *Annette von Drost-Hülshoff* und den damaligen Sekretär Laßbergs, Annettens Freund *Lewin Schücking*. Beide haben über das Zusammentreffen berichtet. Auf Annette machte Uhland den Eindruck eines „guten schüchternen Männchens“; aber auch sie selbst war nicht die Persönlichkeit danach, im lebhaften Gespräch ihrer künstlerischen Begabung Worte zu verleihen und andere dadurch anzuregen. Wir besitzen von dem bescheiden taktvollen Uhland keine Äußerung über sie, dürfen aber sicher sein, daß auch ihn das eigenrichtige, schweigsame und in sich selbst zurückgezogene Fräulein seltsam anmutete, das seine Lust daran fand, in dem entlegensten Gelasse des Schlosses zu hausen und auf dem Söller ihr Haar und Gewand dem Spiel der Winde preiszugeben. Schücking hat auf das Zusammentreffen ein langes Gedicht gezimmert, das dann, der persönlichen Anspielungen entkleidet, ins Morgenblatt Aufnahme fand.

Eine Frucht hat diese Begegnung aber doch getragen, die für Uhlands damalige Interessen wichtiger sein mußte als jede lebendige lyrische Anregung. Annette hatte schon

vorher ihre Bereitschaft erklärt, für Uhland alle die Volkslieder aufzuzeichnen, die ihr aus dem lebendigen Gesang ihrer Heimat gegenwärtig waren. An dreißig Lieder mitsamt den Weisen stellte sie ihm zur Verfügung, und in der persönlichen Unterhaltung mögen sie sich für Uhland noch belebt und in ihrem Alterswert überzeugender herausgestaltet haben.

Damit ist das Betätigungsfeld bereits bezeichnet, dem sich Uhland mit Leib und Seele verschrieben hatte, dem alle diese Reisen galten und vor dessen übermäßigem Einflusse wohl die eigene Poesie wieder hatte verstummen müssen. Seine ganze Arbeitskraft, sein ganzes poetisches Fühlen stand damals im Dienste der Volkslyrik, zu deren Ergründer, Wiedererwecker und Verkündiger er werden wollte.

Es könnte überraschen, daß nach seiner Meinung das deutsche Volkslied einer Wiedererweckung überhaupt noch bedurfte. Damals wie seit Jahrzehnten sangen die bewährtesten deutschen Lyriker dem Volksliede nach, Eichendorff, Wilhelm Müller, Heine sind gleicherweise mit ihm poetisch großgezogen worden, und Uhland selbst war in der Nachahmung des Wunderhorns diesen jüngeren Romantikern vorangegangen. Und nicht bloß nachgedichtet, auch gesammelt hatte er schon früh. Mit den Balladen des Meiringer Schusters hatte er Seckendorffs Musenalmanach bereichern dürfen, und in der Heimat stets das Ohr für den Volksgesang offengehalten. Das Tagebuch verzeichnet manchen stimmungsvollen Eindruck derart. „Wie nachts Handwerksburschen sangen: Meine Aschen in der Erde soll zu deinem Dienste sein“ usw. An der Wurlinger Kapelle waren er und Kerner einstmals von Hirtenbuben geneckt worden, die Volkslieder zu ihnen herabsangen, als aber die Sammler sich begierig an sie heranmachten, hartnäckig verstummt.

Von dieser romantischen Schwärmerei führt keine gerade Linie zu den Bestrebungen, von denen sich Uhland in den dreißiger und vierziger Jahren so ganz ausgefüllt zeigt. Nicht harmlose Genießerfreude, sondern kritisch-historischer Gelehrtentrieb wurde zum Ansporne bei der Sammlung, die, lange geplant, damals an die Öffentlichkeit trat. Schon bald hatte sich bei ihm wie bei Jakob Grimm gegenüber dem „werten Buche“, dem Wunderhorn, Kritik geregt. Es waren wohl Volkslieder, die da geboten wurden, aber sie traten in nichts weniger als reiner Gestalt zutage. Arnim und Brentano hatten ihr Gut genommen, wo sie es fanden, hatten den Begriff des Volksliedes denkbar weit gefaßt, nach der Echtheit nicht viel gefragt, die Liedertexte modernisiert, gekürzt oder, was noch schlimmer war, angelängt, wohl auch gänzlich umgedichtet. Soviel Anregung für Herz und Gemüt und dichterische Praxis aus der Sammlung zu schöpfen war: sie bot alles andere eher als ein getreues Abbild unseres alten Volksesanges.

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts bereits war in Deutschland die große Volksliedbewegung aufgeflammt. Englische Vorbilder hatten die Wege gewiesen, der Bischof Percy mit seinen *Reliques of ancient poetry*, einer Sammlung von alten balladenhaften Stücken, auch bei uns die tiefste Wirkung ausgelöst. Bürger und nach ihm viele andere forderten damals mit lauter Stimme einen „deutschen Percy“. Er kam nicht, auch Arnim und Brentano konnten nur als seine einstweiligen Stellvertreter gelten. Der wahre deutsche Percy sollte erst Uhland werden, und zwar nicht der junge Romantiker, sondern der alternde Gelehrte.

Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder ist der Titel seiner Sammlung, und auf das erste Wort ist genau so viel Nachdruck zu legen, wie auf das *ancient* bei Percy.

Es sollte kein Beitrag zur Volkskunde gegeben werden, nicht was das Volk augenblicklich an Liedern im Munde führte, war Gegenstand des Interesses: vielmehr erstreckte sich Uhlands Sammeleifer nur auf die Lieder, die eben auch Reste alter deutscher Volkspoesie darstellten, die literarisch nicht fixiert und daher im wesentlichen verklungen waren. Vom 17. Jahrhundert an sind Lieder derart, wie sie ihn interessieren, nicht mehr geschaffen und in Umlauf gebracht worden. Das war also der Endtermin der Sammlung, der Anfangstermin läßt sich gar nicht absehen, in die früheste Dämmerzeit der Volksgeschichte führen nach Uhlands Meinung die ältesten der Lieder zurück.

Die zeitliche Begrenzung legte ihm ein unendlich mühsames Geschäft auf, das an die selbstlose Geduld des Sammlers ebenso hohe Anforderungen stellte wie an seinen künstlerischen Takt. Was war überhaupt Volkslied in seinem Sinne? Wo war dergleichen zu finden? War das einzelne Lied, das innerlich den Stempel der Altersechtheit zu tragen schien, auch durch genügende äußere Kriterien gegen Zweifel geschützt? Das waren die ersten Vorfragen, bis zu deren Erledigung es schon jahrelanger Arbeit bedurfte. So galt es denn, alte Handschriften, fliegende Blätter, Einzeldrucke und Liederfassungen aus früheren Jahrhunderten zu durchforschen und ihnen das kostbare Gut abzugewinnen.

Uhlands Programm ist nicht von Anfang an so universell gewesen, wie es sich später ausgestaltet hat. Er wollte zunächst auch in dem Sinn ein deutscher Percy werden, daß er vor allem balladenhaften Liedern nachging. Das entsprach ja auch seinem früheren nachdichtenden Verhältnis zum Volksliede, dem gerade die Uhlandsche Ballade am meisten verdankt hatte. Eine umfassende Volksliederfassung erscheint ihm zwar schon um 1825 als ein Hauptbedürfnis unserer poetischen Lite-



raturgeschichte. Aber er möchte damals noch nicht selbst Hand als Sammler anlegen, sondern nur als Erläuterer auftreten. Ein Berufener sollte den Vortritt haben, der Freiherr von Meusebach, der über ein ungeheuer weit-schichtiges Material verfügte und endlich für das deutsche Volkslied das leisten sollte, „was die Engländer und Schweden längst für das ihre getan“. Aber diese Hoff-nung Uhlands war vergeblich, Meusebach saß auf seinem „Mäuseturm“ bei Potsdam und enthielt als eifersüchtiger Hüter seine Schätze jedem privaten Sammler wie der Öffentlichkeit vor, ja er verabsäumte es durch Jahrzehnte, geliehene Drucke und Manuskripte an die Bibliotheken zurückzugeben und schädigte dadurch andere Forscher be-trächtlich. All das hätte ihm Uhland vergeben, dem wissenschaftlicher Egoismus doch sonst zum Abscheu ge-reichte, wäre Meusebach nur endlich mit seiner Samm-lung zutage getreten. Jedoch das geschah nicht, und so ließ denn Uhland seine eigenen Pläne festere Gestalt ge-winnen.

„Meine Absicht ist, eine geschichtliche Darstellung des älteren Volksesanges zu geben, hieran eine kritische Sammlung alter Lieder zu reihen und sodann in An-merkungen zu diesen die Schicksale der einzelnen Lieder zu verfolgen und die verwandten Volkslieder anderer Na-tionen nachzuweisen.“ So hat Uhland selbst im Jahre 1835 die Aufgabe formuliert. Er ist ihrer Erfüllung bis zu seinem Lebensende nachgegangen, aber in der Praxis mußte sich die Reihenfolge der Ausführung etwas ver-schieben. Die Sammeltätigkeit bereits gestaltete sich un-geahnt verzweigt und mühsam; als er das Material als solches beisammen hatte, schien bereits ein so beträchtliches Stück Arbeit geleistet, daß es ihn zur Veröffentlichung drängte. Was einst der Kern des Werkes hätte sein sollen, die Abhandlung über Wesen, Werden und Arten des

Volksgefanges, geriet dadurch ins Hintertreffen und hinkte der Liederveröffentlichung nach.

Keinem seiner wissenschaftlichen Arbeitsgebiete hat sich Uhland mit solchem Enthusiasmus hingegeben wie seinen geliebten Volksliedern. Er scheint ein völlig anderer zu sein, wenn er in ihren Bann tritt, die Grundeigenschaften seiner Natur scheinen sich zu verschieben. Wie hat er doch sonst durch seine Schreibunlust die besten Freunde zur Verzweiflung getrieben! Um eines Volksliedes teilhaft zu werden oder vielleicht nur einer ganz zweifelhaften Quelle, aus der ein solches fließen konnte, hat er die umfänglichste und zeitraubendste Korrespondenz nicht gescheut. Und welcher feurigen Anteil nimmt er an den scheinbar gleichgültigsten Neufunden oder Neufassungen, die er oder andere aufstöbern! Ob einer neuen Gestalt der Lannhäuserballade, die ihm unvermutet entgegentritt, bekommt er „vor Freude fast das Tanzen in die Beine“. In „gewaltige Spannung“ versetzt ihn das Auftauchen noch unbekannter Sammelbände. Also nichts von der sonstigen trockenen Nüchternheit, wenn er sein Haupt- und Lieblingsgeschäft betreibt!

Es bedurfte auch immer neuer Impulse aus Uhlands eigenem Inneren heraus, um die Lust an dieser Arbeit wachzuhalten. Berge von Materialien türmten sich auf, Tausende von Liedertexten erschlossen sich ihm, die sämtlich nach Verarbeitung durch ein und dieselbe ordnende Hand verlangten. Voll peinlichster Gewissenhaftigkeit hat er selbst in seiner zierlichen, nirgends Eile oder Ungeduld verratenden Handschrift jede im leisesten abweichende Fassung eines Liedes abschriftlich festgehalten. Der Nachfahre findet nur mit Mühe den Weg durch diese immense Sammlung, und auch Uhland mag sich bisweilen in Gefahr gefühlt haben, in der Fülle des eigenen Materials zu ersticken. Im Alter ist er ihr öfter unterlegen, als rüstiger

Mann hat er den Faden, der ihn aus diesem Geschlinge führen sollte, ebensowenig verloren wie den Mut, seinen Weg weiter zu verfolgen. Seit dem Abschlusse des „Mythus von Thor“ gehörte seine ganze Schaffenskraft dieser Arbeit, und nach etwa vier Jahren, 1840, begann sie sich zu lichten und Ordnung kam in die Masse. Die Spreu sonderte sich vom Weizen, die Ahnung des Liebhabers der alten Poesie, daß von dieser noch reiche Reste im Verborgenen blühten, hatte nicht getrogen. „Unter manchem Trivialen und Gemeinen, Verkünsteltem und Ungelenken zieht sich eine tiefgehende Ader feiner und frischer Volkspoesie hindurch, aber eben weil dieses edle Metall nur seltener zutage tritt, muß dem Forscher angelegen sein, an vielen Orten die Spur desselben zu verfolgen, und wenn auch an den einzelnen Stellen die Ausbeute sparsam ausfällt, so dient sie doch zur Ergänzung und Aufhellung des anderwärts Gefundenen . . .“

Allerdings birgt der zuerst im Oktober 1840 ausgesprochene Entschluß, die Sammlung zum Drucke zu rüsten, bereits eine gewisse Resignation in sich. Das Gefühl der Unvollständigkeit des Geleisteten, das ihn damals beschleichen mußte, machte es ihm doppelt zur Pflicht, die Sammlung nicht zum einzigen Denkmal seiner Volksliedforschung werden zu lassen. Die Abhandlung gehörte zu ihr als notwendiges Korrelat, und da sie alles, was nicht in der Sammlung praktisch geboten werden konnte, ergänzend in der Theorie nachtragen wollte, so mußte sie ein um so breiteres Ausmaß annehmen, je mehr sich das Gefühl der Unzulänglichkeit jener verstärkte. Von einer bloßen Einleitung konnte schon lange nicht mehr die Rede sein. Uhland schickte die Volkslieder einstweilen ohne Einführung in die Welt und versprach die Abhandlung bald nachfolgen zu lassen, von der in der Tat schon beträchtliche Teile niedergeschrieben waren. Leider ist es

zu ihrer Veröffentlichung niemals gekommen. Vier Abschnitte sind fertiggestellt, von einem fünften hat Uhland gerade noch die Einleitungszeilen zu Papier gebracht. Dann schwand nicht Lust und Liebe zur Aufgabe, denn die hat er Zeit seines Lebens nicht verloren, wohl aber die aktive Schaffenskraft.

Freuen wir uns um so mehr, daß das Hauptwerk zu Ende gediehen ist, als welches wir doch entschieden die Sammlung selbst zu betrachten haben. 1844 traten die *Alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder* in zwei Bänden ans Licht. Es war kein neues Wunderhorn, das Uhland dem deutschen Publikum darbot, es war weniger und mehr. Weniger, weil nicht ein noch unbekannter verschwenderischer Reichtum mit einem Male überraschend auf den Leser ausgegossen wurde, der die Empfindung für Poesie in neue Bahnen lenken, den Dichtern neue Anregungen verleihen mußte. Die Zahl der Lieder, die zum ersten Male hervortraten, war gar nicht so sehr groß, und auf ihnen lag jedenfalls nicht der Hauptnachdruck. Dafür trugen sie aber das unbedingte und überzeugende Gepräge der Echtheit, redeten keine künstlich stilisierte Sprache, vermittelten nicht den Geist einer pseudoaltdeutschen Periode, sondern waren in jedem Zug, in jedem Worte so gewahrt, wie sie einst vor Jahrhunderten aus dem Volksmunde erklingen sein mochten. Dennoch war von einem pedantisch einengenden Formprinzip keine Rede. Uhland darf mit Recht von der Sammlung sagen, wenn man nur im Verzeichnis der Liedanfänge blättere, so grüne und blühe es überall. Frische Naturfarben leuchten uns entgegen, Wald und Aue werden lebendig, Vögel und Wild tummeln sich, und der Mensch erscheint in allen Altern, Ständen und Lebensverhältnissen, in Freud und Leid vertraut er den Tönen seine Gefühle an, wir hören ihn beim Gelage jauchzen und

in der Kirche brünstig flehen, das Lied begleitet ihn durch alle Landschaften vom Meere bis zu den Alpen, durch alle Zeiten deutscher Kulturgeschichte und Sitte. Bald läßt es lyrisch eine Stimmung ausströmen, bald verdichtet es sich zu festgefügter, dramatisch lebhafter epischer Erzählung. An Reichhaltigkeit, Abwechslung und Lebendigkeit läßt die Sammlung keinen Wunsch unerfüllt.

In einem kleinen Anhange hat Uhland über seine Vorlagen und die Grundsätze der Textgestaltung einiges mitgeteilt. Man kann dreierlei Quellen unterscheiden: Handschriftliche, gedruckte und mündliche, und unter jenen beiden wieder Einzelnummern und Liederbücher. In der Mitte zwischen beiden stehen jene gedruckten Flugblätter aus dem 15. bis 17. Jahrhundert, in denen meist mehrere Lieder vereinigt sind und deren ungeheure Fülle damals wie heute in Bibliotheken und Privatbesitz weit zerstreut waren. Sie sind die treuesten Zeugnisse des lebendigen Sanges, ohne jede Sammler- und Redaktoreingriffe in ihrer wahren Form aufgezeichnet. Er kann sich selbst des Besizes eines Sammelbandes von 77 wertvollen fliegenden Einzeldrucken rühmen. Aber auch aus manchem Liederbuche hörte Uhland echten und unverfälschten Volkston heraus. Der berühmtesten Sammlung des 16. Jahrhunderts, die Bergreihen, war er nach heißem Bemühen habhaft geworden. Nach dem früher Gesagten versteht es sich, daß mündlich überlieferte Lieder nicht ohne weiteres Anspruch auf Berücksichtigung hatten. Nur dann gingen sie in die Sammlung ein, wenn ausreichende Zeugnisse für ihr Alter vorhanden waren. So gewährte er den von Annette von Droste übermittelten Zwei Königskindern freundlichen Empfang, da sie „den Geist einer viel älteren Zeit“ ebenso unverfälscht atmen, wie die Ballade vom Ritter und der Magd, die gleichfalls nur durch neue Sammlungen bezeugt ist.

Meist aber hatte sich Uhlands Sammelfleiß nicht nur eine, sondern mehrere Fassungen eines Liedes aus älterer Zeit, das heißt in Aufzeichnungen des 15. bis 17. Jahrhunderts, zu eigen gemacht. Und da erhob sich nun die schwierige Frage nach dem Prinzipie der Textgestaltung. Ein Text wurde meist nur geboten, und ohne daß der Leser von den Abweichungen der anderen etwas erfuhr. Es erschien „nicht angemessen, die leichten Flügel des Volksliedes mit einer gelehrten Fracht von Lesarten zu belasten“. Einem solchen Texte erwuchs die Aufgabe, die Vorzüge aller Vorlagen zu vereinigen und ihre Schwächen zu umgehen. Die bescheidenen und kurzen Schlußbemerkungen rücken Uhlands editorische Mühewaltung aber nicht in das rechte Licht. Sie bestand nicht nur in Abstreichen und Zurechtrenken, sondern sie forderte ein ständig aufmerksames Auge, eine feine Witterung für das künstlerisch Mögliche und sprachlich Ältere. Wenn er ein Duzend äußerlich gleichberechtigter Quellen vor sich hatte, so war es natürlich in letzter Linie der dichterische Takt, dem die Entscheidung anheimfiel. Uhland hat ihm mehr vertraut, als vom streng philologischen Standpunkte aus immer billigen kann. Er legt in der Regel nicht eine bestimmte Vorlage zugrunde, sondern er ist Eklektiker und nimmt überall das heraus, was ihm am meisten zusagt. Oft erstaunt man über die subtile Feinheit, mit der er aus dem Wirrsal der Überlieferung einen stilsicheren und einheitlichen Text gewinnt. Aber der Verdacht, daß die Einheitlichkeit mehr Verdienst des modernen Herausgebers als des alten Sängers ist, kann nicht überall abgewehrt werden. Ein Versenken in die individuellen Probleme, die das einzelne Lied bietet, kennt er nicht: das verwehrt ihm die Grundanschauung, die er sich von Wesen und Entstehung dieser Poesie gebildet hat.

Sie beherrscht auch die vier Kapitel der Abhandlung.

Uhlands Ziel war von Anfang an gewesen, nicht nur zu sammeln und zu erläutern, sondern eine Lebensgeschichte des Volkes in liedhafter Widerspiegelung zu geben. Alles was das Volk von seiner Frühzeit an bewegte, das hat in seinem Gesang Ausdruck gefunden. Ein alter romantischer Glaubensartikel, zu dem sich auch der junge Jakob Grimm bekannte, sagt aus, daß diese Ausprägung in Liedform ganz unwillkürlich geschehen ist und allen gemein war. So schreibt auch Uhland: „Die Poesie, noch am Leben hastend, löste und sonderte sich erst allmählich von ihm zu eigenen Gestaltungen ab.“ Poesie und Leben waren ursprünglich eines, daher war auch im wahren Sinne des Wortes das Volk Dichter. Weil in jener Zeit das Volk poetisch geartet war, mußte die Poesie volksmäßig sein, darin sah die Romantik die eigentliche bodenständige Kraft und die künstlerische Unvergänglichkeit dieser Lieder begründet; sie waren im Volksschoße geboren, fern aller Künstelei, ja aller irgendwie geregelten Kunst, und lebten, in ständiger Frische dem Wandel ausgesetzt und doch als immerwährende getreue Abspiegelung des Volksgemütes, im Volke weiter. So konnte das Volkslied ein Jungbrunnen werden, aus dem die überkünstelte Poesie der Gebildeten sich zu neuer Gesundheit erquickte.

Heute ist dieser schöne Traum ausgeträumt. Ohne bestimmte künstlerische Individualität kommt kein Lied zustande, die im Volke lebendige Tradition vermag höchstens einen Schatz von Formen und Formeln zu liefern, in dem sich der Einzeldichter dann bewegt. Wir erblicken das Kennzeichen des Volksliedes nur darin, daß es seinen Weg durch die mündliche Tradition hindurch genommen hat. Wohl hat sich während dieser Zeit jeder einzelne im Volke, der das Lied sang, ihm gegenüber Autorrechte angemacht und es nach Belieben umgemodelt: aber dazu bedurfte es schon eines vorhandenen festen Gebildes, mit

dem das „Volk“ walten konnte, zustande gekommen wäre durch die triebhafte dichterische Tätigkeit einer Gesamtheit oder durch zusammenhanglose Willkürakte einzelner nie ein Lied. Das Empfinden Uhlands und der Romantif hat nicht gelogen: es hat zumal im 14. bis 16. Jahrhundert eine höchst wertvolle Poesie geblüht, die in der literarischen Tradition keinen Platz fand, sondern nur durch mündliche volkstümliche Fortpflanzung weiterlebte. Aber wenn wir uns gleich den Herausgebern des Wunderhorns und der Alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder an ihren Schönheiten erfreuen, so geschieht das nicht deshalb, weil diese Lieder aus dem Volksmunde kommen, sondern man möchte fast sagen, trotzdem sie daher kommen; trotzdem die entstellende Willkür der jahrhundertelangen mündlichen Traditionen an dem schönen Urbild mannigfach zerstörend gearbeitet hat.

Für Uhland konnte die Einwirkung des Volkes auf diese Poesie schon deshalb nicht als entstellend gelten, weil er ihre Ursprünge in eine Zeit zurückschiebt, in der andere als primitiv volksmäßige Kunst überhaupt noch nicht denkbar war. Auch weiterhin hat nach seiner Meinung in der späteren Periode eine frische unverbrauchte volksmäßige Richtung in allen poetischen Gattungen neben der Kunstdichtung bestanden, dieser die Wege gewiesen und sie ständig befruchtet. Die Heldenepik ist ihm aus volksmäßigen Einzelgesängen, der Minnesang aus schlicht populärer Liebeslyrik, die mittelhochdeutsche Schwanknovelle aus dem volkstümlichen Scherzlied erwachsen. Jene Gattungen stilisieren und verkünsteln, was diese in frischer Natürlichkeit nahebringen.

Freilich Uhland muß gleich einräumen, daß die deutsche volkstümliche Überlieferung hier an Vollständigkeit stark zu wünschen übrig läßt. „Die deutschen Volkslieder sind nicht besonders günstig, eine umhegte, gedrun-



gene, gleichmäßig in sich abgerundete Bildung der Volkspoesie in Erscheinung zu bringen, wohl aber dieselbe in ihren weitesten Zügen zu verfolgen. Die schottischen, dänischen, schwedischen brauchte man nur drucken zu lassen.“ Die deutschen muß man vielmehr in Abhandlungsform erläutern. Wo sich dabei Lücken in ihrem Bestande vorfinden, da wird also einerseits auf den Volksgesang anderer Völker, andererseits auf die Kunstpoesie überzugreifen sein. Eine unendlich weite Perspektive eröffnet sich, Uhland kann sich unmöglich mit der Erläuterung der vorhandenen Einzellieder begnügen.

Bei dieser poetischen Lebensgeschichte des deutschen Volkes, die der Forscher entwerfen wollte, ging er in zeitlicher Folge vor. Was das Volk auf seiner frühesten Kulturstufe bewegte und zu unwillkürlicher poetischer Äußerung zwang, das macht den Anfang, der Abhandlung und auch der Sammlung, die dieses chronologische Prinzip schon vorweggenommen hat. In den späteren Liedern werden sich dementsprechend spätere Kulturstufen widerspiegeln.

Der einfache Mensch lebt mit den Göttern, mit den elementaren Naturvorgängen, mit den Tieren, die er ebenso wie jene beiden zu vermenschlichen liebt. Von den alten Göttern der Germanen hören wir im deutschen Volkslied allerdings nichts mehr. „Der geistige, odinische Teil des germanischen Mythos ist in die Heldensage übergetreten und im Christlichen aufgegangen, und daher für die Rubrik der Mythenlieder nur die Naturseite übriggeblieben.“ Der erste Abschnitt der Abhandlung betitelt sich **S o m m e r u n d W i n t e r**. Die persönliche Einkleidung der jahreszeitlichen Vorgänge, die in populären Liedern und Spielen reichlich zu verfolgen ist, bildet einen Rest mythischer Naturanschauung. Der zweite Abschnitt **F a b e l l i e d e r** zeigt den Menschen im Verkehr mit der Natur. Hier er-

scheint Umland wieder als trefflicher Interpret belebter Naturanschauung. Er hat das Vermögen besessen, das er von dem Erforscher dieser Lieder fordert, „hinauszu gehen in den frischen grünen Wald, zu sehen und zu hören, was da für Leben ist, für ein Flattern und Gängeln, Rauschen und Jagen im lichten Gezweig und durch die unstillen Schatten, welches vielstimmiges Singen, Zwitschern und Gurren und dazwischen ein seltsamer Lachruf, ein wilder Schrei aus dem tiefen Wald.“ Wie anmutig weiß er auch die Vermenschlichung der Tiere zu fassen, die sich in den volkstümlichen Traditionen vom Räte der Nachtigall, von Vogelhochzeit und Leichenfeier kundtut.

Das Verhältnis der Menschen untereinander wird zunächst behandelt in den Rätsel- und Wunschliedern. Die ältesten menschlichen Verkehrsformen sollen in ihnen durchschimmern. Der Fremdling, der in die gastliche Hütte einkehrte, mußte sich durch sinnige Sprüche und im spitzigen Rätseltum bewähren. Dann spiegeln solche Lieder die älteste Form der Geselligkeit wieder, in der man sich mit Rätseln neckte, Lügenmärchen erzählte und jeder Stand seine eigene Sprache ausbildete, der Jäger, der Schäfer, der Handwerker. Das einfachste und schönste Verhältnis von Mensch zu Mensch drückt sich aber aus in den Liebesliedern, denen der vierte Abschnitt gilt und die wieder in besonders nahe Beziehung gesetzt sind zur Natur, zum liebholden warmen Sommer und dem feindlichen Winter, zu den Blumen und der frühlingsheiteren Landschaft.

Diesen vier Teilen der Abhandlung entspricht inhaltlich das erste Buch der Liederammlung. Im zweiten sind die Balladen vereinigt, im dritten die historischen Lieder, in denen Vollständigkeit am wenigsten angestrebt ist. Hier ist also die epische Dichtungsstufe erreicht, der Kampf von Stamm gegen Stamm, die politische Verwicklung ist der

zugrunde liegende Kulturzustand. Eine andere und höhere Art der Geselligkeit setzen die Gesellschaftslieder des vierten Buches voraus: es sind ausgesprochen mittelalterliche Verhältnisse, die da zutage treten, Bürgertum, Zunftwesen wirkt sich in Scherzliedern und Schwänken aus. Und schließlich im fünften Buche die geistlichen Lieder, mit denen der Zirkel geschlossen ist: Überwindung des Heidentums, das in den ersten Liedern noch unbestritten geherrscht hat, und völliger Sieg der christlichen Anschauungen, die bis in die Reformationszeit verfolgt werden können.

Der Grundgedanke der Abhandlung ist schief und historisch unhaltbar, den einzelnen Abschnitten braucht damit aber das Urteil noch nicht gesprochen zu sein. In der Tat vermitteln sie durch Fülle und Gruppierung des Materials reiche Belehrung. Darüber hinaus sollte man die herkömmlichen Lobsprüche etwas eindämmen, wenigstens was die darstellerische Bewältigung der Aufgabe betrifft. Wir stehen an der Schwelle von Uhlands Alterschriftstellerei. Die Fähigkeit zur anmutenden Einzelbeobachtung und ihrem erwärmenden Vortrag ist noch nicht geschwunden, wohl aber die lichtvolle Gliederung, die zielbewußte Führung der Untersuchung. Am ehesten vermöchte man diese noch dem dritten Abschnitt nachzurühmen, aber die anderen sind Geschlinge, Leiber ohne Kopf und Fuß. Es fehlt an übersichtlichem Fortspinnen des Gedankens, an deutlicher Einstellung auf ein Ziel, an treffenden Resümees. Der laienhafte Leser kann sich hier lediglich gelangweilt fühlen, und ganz unmöglich wird es ihm sein, ohne die Kenntnis einiger Notizen des Nachlasses in die geplante Gliederung des ganzen Werkes und somit der Bruchstücke und selbst der Sammlung einzudringen.

Uhland hat das vielleicht selbst gefühlt. Schwer drückte und hemmte ihn der noch ungelöste Teil der Aufgabe.

Die Initiative zur Fortsetzung, einmal verloren, wollte sich nicht wieder einstellen. Mangelnder Beifall hat das nicht verschuldet. Das „liebe Buch“, wie der Germanist Hahn mit Recht die Sammlung nennen durfte, erfreute sich bei den Fachgenossen derselben Zustimmung wie der Mythus von Thor, und zog in seiner Wirksamkeit naturgemäß viel weitere Kreise. Überall sei es mit Jubel aufgenommen worden, so berichten die Freunde, und Cotta kann nach zwei Jahren schon den Absatz von über tausend Exemplaren melden. Ferdinand Wolf, der Wiener Romanist und treue Helfer bei der Sammlung, hat seinen Eindruck in die Worte zusammengefaßt: „Nur ein Finder wie Sie, dem das eigene Dichtergemüt die beste Wünschelrute, konnte aus den Trümmern der Vergangenheit einen solchen Schatz heben, der jedes Deutschen Brust mit Stolz erfüllet; denn wußten wir auch längst durch einzelne Proben von dessen Dasein, so bietet sich doch erst jetzt, durch Sie, dessen geläuterte Fülle den freudig überraschten Blicken dar.“

Wenn Uhland trotzdem der deutschen Wissenschaft das abschließende Volksliedwerk nicht geliefert hat, wie es die Dänen und Engländer besitzen, so lag das in letzter Linie wieder an seiner romantischen Auffassung des Volksliedes. Wie es dem Volk entstammte, so wollte er es auch dem ganzen Volke darbieten, das heißt einem breitesten Publikum, nicht nur der Gelehrtenwelt einen Dienst leisten. Gemeinnützigkeit ist auch bei der wissenschaftlichen Schriftstellerei immer Uhlands letztes Ziel gewesen.

---



## 12. Kapitel

1848

Uhlands schwärmende Vorliebe für das sinnig tiefe, Leben und Empfinden in Dichtung auswirkende und durch Dichtung schmückende Volk ist die poetische Erscheinungsform einer praktisch politischen Anschauung. Seine Volkshreundlichkeit hat ihren Ursprung nicht in sozialem Empfinden, sondern in Hochachtung vor dem instinktiven, gerechten und wahren Wollen und Fühlen der Volksseele, vor ihrer Fähigkeit, über ihr Wohl und Wehe selbst zu entscheiden, vor ihrem Recht auf freie Selbstbestimmung. Uhland ist nicht umsonst der Urheber des viel zitierten Wortes: „Ich halt' es mit dem schlichten Sinn, der aus dem Volke spricht.“ Beim Altretchterstreit glaubte er diese Fähigkeit des Volkes, altgeheiligte Rechtsansprüche zu erkennen und durchzusetzen, zuerst gefühlt zu haben, und war dadurch von selbst in die demokratische Zeitströmung hereingeraten. Durch die bittere Schule der Reaktionszeit war auch ihm insbesondere das Drängen nach jeder Art von volkshmäßiger Freiheit, der Person, der Rede, der Schrift, der Versammlung, zum dringendsten Gebote geworden.

Danach regelte sich sein Verhalten im Landtage seit 1833. In vieler Hinsicht wurde sein und seiner Freunde Liberalismus von praktischer Nutzbarkeit. So wenn er für Herabsetzung der Militärlasten, für Selbstverwaltung

gegenüber verknöcherten Behörden, für Aufbesserung der Lehrerbefoldung, für Lehrfreiheit an der Hochschule, für Milderung des rigorosen Strafgesetzbuches eintrat. In anderen Fällen konnte sich freilich die prinzipielle Gegnerschaft zur Regierung auch in kleinlichem Versagen äußern. Man hat der württembergischen Opposition der damaligen Zeit nicht ohne Berechtigung nachgesagt, daß sie ihre Vorwürfe, namentlich durch den Mund Uhlands und Schotts, beharrlich an die falsche Adresse gerichtet habe. Die Knebelung der Presse und des Versammlungsrechtes waren durch Bundestagsbeschluß, nicht durch die Regierung des kleinen Einzelstaates veranlaßt worden. Es war eine gemeindeutsche Angelegenheit, eine große freiheitliche Bewegung, als deren Vorkämpfer Umland und die Seinen sich fühlten, aber sie verfochten sie mit den Mitteln des Kleinrieges auf engem Gebiete.

König Wilhelm verdiente weniger als die meisten deutschen Fürsten, in den Geruch des Freiheitsfeindes zu geraten. Schon aus Selbstgefühl und Eigendünkel fühlte er manches nicht minder peinlich als die Oppositionsmänner. Aber wenn nicht Urheber, so war er doch Exekutor jener Beschlüsse, und daß das ganze Übel von den um ihre Allgewalt bangenden Fürsten ausging, das unterlag keinem Zweifel. Umland muß in jenen Jahren die demokratische Abneigung gegen gekrönte Häupter mit vollen Zügen in sich gesogen haben; Lenau berichtet mit Freuden von dem „blühenden Haß gegen die Fürsten“, den er bei ihm zutage treten sah. Den durch Tyrannengewalt geknechteten Völkern galten seine wärmsten Sympathien. An der Unterstützung der freiheitskämpfenden Griechen, der flüchtigen Polen, hat er sich in Gemeinschaft mit Schott aufs eifrigste beteiligt.

Aber noch eine andere als die Tyrannenfeindschaft ist durch jene Jahre der Reaktion bei Umland zum förm-

lichen Grimm angeschwollen und hat ihn erst recht ins radikal demokratische Lager hinübergetrieben; die einstige mehr theoretische Abneigung gegen den Adel, die zuerst aus der Schrift von 1817 sprach, sah er jetzt durch die Praxis aufs schlimmste gerechtfertigt. Die Erste Kammer hatte sich tatsächlich rückschrittlicher gezeigt als König und Minister, weit mehr als diese vom Mißtrauen gegen das „demokratische Gift“ befallen. Aus dieser Grundlage entsprang die beharrliche Ablehnung aller liberalen Regierungsvorlagen, die eifersüchtige Wahrung selbst der unbedeutendsten ständischen Vorrechte, häufiges Eingreifen in die Befugnisse der Zweiten Kammer. Welche Anstrengungen machte der Adel, um die Preßfreiheit zu unterbinden, wie hoffnungslos kleinlich und rückständig zeigte er sich selbst gegenüber einem neuen Wildschadengesetz! Feindschaft gegen die Aristokratie hat denn auch einmal, als Umland aus der Kammer bereits ausgeschieden war, den Anstoß zu einer politischen Abhandlung hervorgerufen. Eine Untersuchung über den ältesten deutschen Adel sollte zeigen, daß nicht faktische Rechtsansprüche, sondern nur die primitiven Vorstellungen einer sehr alten Zeit dem Adel seine Vorzugsstellung verschafft haben. In einzelnen hervorragenden Geschlechtern sah der Volksglaube eine besondere Offenbarung des Höchsten und Göttlichen; also ein Gottesgnadentum, dem man sich willig beugen durfte, solange tatsächlich moralisch und kriegerisch ausgezeichnete Persönlichkeiten diesen Familien entsprangen. Aus mythischen, nicht aus juridischen Wurzeln ist demnach die Bevorzugung des Adels entsprossen, und die praktischen Folgerungen gegenüber den längst nicht mehr göttlich anmutenden Nachfahren dieser vermeinten Götterlieblinge sind leicht zu ziehen.

Aristokratie und Monarchie erwiesen sich als Kräfte, mit denen die Demokratie Umlands und seiner Freunde





dankenaustausche mit einem Freunde, dem späteren Uhlandsbiographen Notter, herausgebildet.

Die beiden Brieffschreiber verkörpern die zwei Hauptströmungen des damaligen Süddeutschland. Einig sind sie sich in der Beurteilung der allgemeinen Atmosphäre, in der sie leben, und die sie als ungesund, stagnierend empfinden. Der Deutsche ist politisch im höchsten Grade unmündig. Er ist ein Fremdling in der Heimat, lebt ständig in einer anderen Welt und seine einzige politische Betätigung besteht in unwürdiger kosmopolitischer „Fraubaserei“. Die Rettung läge in der Erringung eines doppelten Gutes, dem bisher nur fromme Wünsche und utopistische Hoffnungen gegolten haben: der Einheit und der Freiheit. Die praktischen Wege, die dahin führen könnten, werden erwogen, und hier natürlich verschwindet die Einhelligkeit der beiden Freunde. Der eine, Wilhelm, hält nur ein Deutschland für möglich, in dem preußischer Einfluß überwiegt; nicht dem preußischen Volke, aber der preußischen Dynastie weist er die Führerrolle in dem künftigen geeinten Reiche zu. „Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist Preußen auf das Protektorat über Deutschland durch dasselbe Verhängnis angewiesen, das ihm einst einen Friedrich den Großen gab.“ Dagegen nun erhebt Friedrich Einspruch mit der ganzen leidenschaftlichen Einseitigkeit des eingefleischten Süddeutschen: „Es liegt etwas Dürftiges, Dürres in dem nordischen Wesen, das mir den Gedanken, ganz Deutschland in einen preußischen Militär- und Beamtenstaat verwandelt zu sehen, unbehaglich, ja peinlich macht.“ Beiden ist klar, daß die überwiegende Machtstellung Preußens mit einem Verbleiben Österreichs im deutschen Gesamtstaate nicht vereinbar wäre. Wilhelm scheint sich darüber leichten Herzens hinwegzusetzen, Friedrich erhebt aber pathetischen Einspruch: „Ich würde den Verlust eines so kraftvollen Menschenschlages, der an

Naturell, Gemütlichkeit, Mutterwitz die Preußen weit übertrifft und aus dem noch unendlich vieles sich entwickeln kann, für einen unerseßlichen halten.“ Man muß ihn über den „romantischen Zauber Österreichs, seiner Landschaft, seiner prächtig gebauten Höfe und Städte, seines bunten Völkergewimmels“ schwärmen hören, um zu wissen, wie sich diese Frage in den meisten süddeutschen Köpfen widerspiegelte.

Elf Jahre später ergriff Pfizer wiederum zum gleichen Probleme das Wort, in seinen Gedanken über Recht, Staat und Kirche, und was er der Gegenwart zu sagen hat, das berührt sich aufs engste mit der Kennzeichnung der damaligen Periode durch Uhland. Auch er vermiszt am deutschen Bürgertum vor allem das Gefühl für Ehre, das jeder nationalen Vereinigung und Wirksamkeit vorangehen müßte. Deutlicher als die beiden jungen Schwärmer von ehemals fordert nun der im politischen Leben gereifte Mann ein reales Ziel und Symbol der Einheit: eine Reichsverfassung, begründet und gewährleistet durch eine Volksvertretung beim Bundestag, eine Nationalversammlung, die den Willen des ganzen Volkes zum Ausdruck bringt. Solche Forderung ist nicht überhebliche Ungebühr, sondern beruht auf einem Ansprüche des Deutschen. Als Kampfpreis für die Freiheitskriege ist dem Volke versprochen worden „die Wiedergeburt des Reiches durch eine in Einheit gehaltene Verfassung aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes“.

Man muß diese Gedankengänge Pfizers kennen, denn sie sind von Uhland zweifellos mitgemacht worden und bilden das notwendige Mittelglied zwischen Verhalten und Meinungsäußerung des Altrechtlers und des Frankfurter Parlamentariers. Freilich ist hier schon der Punkt deutlich, wo die Wege der Freunde sich scheiden werden: Verstärkt tut sich bei Pfizer die Hoffnung auf eine freisinnig

deutsche Wendung der Politik Preußens kund, in dem er nach wie vor den natürlichen Schwerpunkt und Kern von Deutschlands Macht und Einheit sieht. Osterreich möchte er ausschalten, es ist eine Macht ersten Ranges auch ohne Verbindung mit Deutschland.

Auch Pfizer lebte seit 1838 in selbstgewählter Muße, suchte aber durch politische Schriftstellerei seinen Einfluß aufrechtzuerhalten. Uhland glaubte damals mit der Politik völlig abgeschlossen zu haben, und zum Schriftsteller auf deren Gebiete fand er sich völlig ungeeignet. Blätter der verschiedensten Richtungen haben vergebens um seine Mitwirkung geworben, Robert Blums Volkstaschenbuch ebensowohl wie die Deutsche Zeitung von Bassermann und Gervinus. Im allgemeinen Bewußtsein der Schwaben behauptete er aber gleich Pfizer die Rolle des Volkshelden, der der Regierung gegenüber mannhaft die Bürgerrechte vertreten hatte und auf den man hoffen durfte, wenn einmal Not an Mann kam. So konnte es nicht fehlen, daß die Blicke vieler sich alsbald auf ihn richteten, als von Mitte der vierziger Jahre an die Sturmzeichen sich mehrten.

Schon in den Briefen hatte Friedrich die Zuversicht ausgesprochen, daß sich die bürgerliche Freiheit eines Tages mit der Gewalt einer Naturkraft Bahn brechen werde, der Schrift von 1842 vollends erscheint der Umsturz so sicher wie der Tag nach der Nacht. Nur insofern überholte der Eilschritt der Ereignisse auch Pfizers Prophezeiungen, als entgegen Wilhelms Vorhersage das stürmische Freiheitsbegehren Platz griff, ehe das bedächtige Einigungswerk erfolgreich zur Tat geworden war.

Eine Art Auftakt zu dem politisch fruchtbaren Zusammenschlusse der intellektuellen, speziell gelehrten Kreise, den das Jahr 1848 bringen sollte, bedeutet die erste deutsche Germanistenversammlung, die im September 1846

zu Frankfurt tagte. Reyscher, Uhlands Tübinger Kollege, war der Vater des Gedankens, neben ihm zeichnete Uhland in der Liste der Einladenden, die im übrigen die glänzenden Namen Arndt, Dahmann, Gervinus, Jakob und Wilhelm Grimm, Lachmann, Ranke aufwies. Politik sollte aus ihren Besprechungen verbannt bleiben, aber wie mächtig mußte in solcher Atmosphäre das Nationalbewußtsein sich erheben, wie heiß in aller Seelen das Streben nach Einheit und Freiheit entbrennen! Uhland war es, der ihm Ausdruck verlieh. In warmen Worten (oder, nach dem Bericht eines Teilnehmers, sogar „in mächtiger Rede“) würdigte er beim ersten Beisammensein im Römer Ort und Geist der Versammlung: „Als diesen Morgen im Saal das Wort Freiheit genannt wurde, das ging ja wie ein Lauffeuer durch die Versammlung, und man meinte, die alten Kaiser wollten aus ihren Rahmen springen, um die einen anzufeuern, die anderen zu zügeln.“ Auf seinen Antrag wurde Jakob Grimm zum Vorsitzenden der Germanisten gewählt, und die Antrittsrede des Altmeisters enthält die bedeutsame Definition: „Ein Volk ist der Inbegriff von Menschen, die dieselbe Sprache reden.“ Daß auch Uhland das deutsche Volk in diesem Umfange verstand und im Herzen trug, das beweist sein ständiger Schmerz über die Verwelschung des Elsasses und sein Eintreten für Deutsch-Österreich als unverlierbaren Landesteil. Die Versammlung hatte es zumeist mit der Verteidigung eines anderen entrechteten Volksstammes zu tun, der Schleswig-Holsteiner. Vorher schon hatten Tübinger Professoren an diese bedrängten Brüder im Norden eine Sympathieadresse gerichtet, auf der Uhlands Namen natürlich nicht fehlen durfte. Sie selbst zu verfassen, hatte er im Hinblick auf die vorgefetzte politische Enthaltksamkeit abgelehnt. Doch die Ereignisse sollten ihn bald wider Willen in ihren Strudel reißen.



der neuen Zustände stellte, gingen Stuttgart und Tübingen voran. Am 2. März bereits fand im Tübinger Reithause eine Versammlung statt, in welcher Uhland auf Einladung seiner Mitbürger eine Eingabe an die Ständeversammlung vortrug. Sie geht in drei Stücken noch über die ein paar Tage älteren berühmten Mannheimer Forderungen hinaus. Es sind dieselben, für die Uhland in den Jahren seiner ständischen Tätigkeit langdauernde und erfolglose Kämpfe geführt hatte: Allgemeine Volksbewaffnung, Pressfreiheit, Versammlungsfreiheit, Selbstverwaltung der Gemeinden, Einführung von Schwurgerichten. Der Württemberger speziell verlangte noch Revision der Verfassungs-urkunde, der alte Feind der Adelskammer Herstellung einer ungemischten, aus der Volkswahl hervorgegangenen Abgeordneten-kammer. Das waren die Wünsche nach neuen Freiheiten. Aber auch der Einheitsgedanke wagte sich sofort hervor. Als ersten Punkt stellte die Eingabe an die Spitze: „Ausbildung der Gesamtverfassung Deutschlands im Sinn eines Bundesstaates, mit Volksvertretung durch ein deutsches Parlament beim Bundestage.“

Die Ereignisse gingen einen raschen Gang. Uhland hatte damals in Tübingen vertrauten Besuch, Paul Pfizer weilte bei ihm. Da traf am 7. März ein Eilbote aus Stuttgart ein: Pfizer sollte in einem neuzubildenden liberalen Kabinette das Kultusministerium übernehmen. Duvernoy und Römer, zwei Parteifreunde Uhlands, waren an die Spitze dieses Ministeriums getreten. Die Wahl dieser Männer muß völlig nach seinem Herzen gewesen sein. Persönliche Vorteile aus ihr zu ziehen lag ihm fern. Dem Tübinger Senatsbeschlusse, der ihn wieder in das Lehramt einzusetzen wünschte und den Pfizer eifrig unterstützte, wich der des Lehramtes längst Entwöhnte aus. Später bot sich ihm gar die unerwünschte Gelegenheit, selbst ein

Portefeuille zu übernehmen. Dergleichen wies er weit von sich, ebenso wie eine erneute Landtagskandidatur. Dennoch konnte er auf die Dauer seiner Zurückgezogenheit nicht ganz treu bleiben.

Mußte ihm doch das Herz hoch schlagen, als er so zum Sprecher einer Gesamtheit wurde und, die Volksmenge hinter sich, in Stunden bewilligt sah, um was er Jahrzehnte vergebens gekämpft hatte! Damals, im März 1848, wollte auch der politische Schriftsteller in ihm erwachen. Er entwarf einen Aufsatz, der den deutschen Einheitsgedanken zum Gegenstande hatte. Wie Pfizer, so erschienen auch ihm internationale Rivellierungsbestrebungen als Krebschäden alles wahren Deutschtums. Die Deutschen sind eins, nach physischen und ethischen Eigenschaften, durch die mittelalterliche Politik und durch ihr Selbstbewußtsein. Entfremdet hat sie einander nur immer die fälschlich universelle Richtung. In der Weltbürgerlichkeit, der Mischung von nationalen, politischen und sozialen Tendenzen sieht Uhland bedenklich ungesunde Symptome auch der jetzigen Bewegung. Erneuerung des Nationalgefühls, Hebung und Befruchtung des Vaterlandsgedankens ist ihm erste Voraussetzung der gewünschten Einheit und Freiheit. Es berührt wohlthätig, daß sein einziger politischer Aufsatz aus der Revolutionszeit sich nicht in Forderungen nach oben, sondern in Mahnungen nach unten ergeht.

Das erste Postulat seiner Eingabe aber, nach freier Selbstthätigkeit des Volkes und Mitwirkung bei der Bestimmung des staatlichen Lebens, sollte unter Uhlands persönlicher Mitwirkung in die Tat umgesetzt werden. Den siebenzehn offiziellen Bundestagsvertretern wurden ebenso viele liberale Persönlichkeiten aus dem Volke zur Seite gegeben, die die Grundlage des künftigen Einheitswerkes mitzuberaten hatten. Pfizer brachte beim König Uhland zum Vorschlag. Am 15. März schon erhielt der Erzkönig

die Kunde davon, wenige Tage danach steht er vor dem König, um für die Ernennung zu danken und Instruktionen entgegenzunehmen. Er empfängt keine. Des Königs Wunsch ist bei diesen unausgegorenen Zuständen, er möge „dieser Versammlung in der freiesten Weise anwohnen“. Er selbst empfand es als undemokratisch, daß er auf seinen Posten ernannt, nicht erwählt worden sei. Doch es galt zu eilen, und so mußte Uhland, durch einen Fackelzug der Tübinger geleitet, schon Ende des Monats nach Frankfurt übersiedeln. Am 27. März traf er dort ein.

Daß man auch außerhalb Württembergs seine Abordnung mit Genugthuung begrüßte, konnte er alsbald bemerken. Hatte er auf der Reise unerkannt schon manches Hoch auf die deutschen Säger Arndt und Uhland mit angehört, so sah er sich in Frankfurt gleich am ersten Tage durch fast allzu eifrige Ovationen bewillkommnet und gleichfalls durch einen Fackelzug geehrt. Frankfurt war damals besonders festfreudig gestimmt, es prangte in reichstem Farben- und Blumenschmuck, gewaltige Menschenmassen strömten von allen Seiten herbei, um bei den Ereignissen gegenwärtig zu sein.

Die Stadt, die ihn für über ein Jahr in ihre Mauern aufgenommen hatte, mag den verwöhnten Neckaranoohner nicht sehr angemutet haben. Ein Parlamentskollege, der kurz nach ihm eintraf, Kaumer, bemängelt die „vielen engen, häßlichen, winkligen Gassen, die sie neben ihren großen und schönen Straßen zählt“. Aber auch sein Preis gilt den schönen Spaziergängen, den „mannigfaltigen Landhäusern und Gärten, den zierlichen Lustgärten und reichen Feldern“. „Alles fruchtbar, anmutig, und wenn nicht erhaben und hochpoetisch, doch reizend und den Geist in so heitere Stimmung versetzend, daß man die Reichstagsorgen auf eine Zeitlang vergißt.“

Unerträglich wäre für Uhland die über Erwarten





heraus: Wer sich ihm harmlos und ungeniert naht, der kann freundlicher Aufnahme gewiß sein. Nur wer dem großen Dichter Weihrauch streut, trifft auf verlegten kalten Ernst. In den ersten Frankfurter Monaten hat Uhland an mancher Gesellschaft teilgenommen, und mehrmals erregte seine gute Laune förmlich Aufsehen. Es muß tatsächlich damals eine Zeit des Auflebens, der Verjüngung über ihn gekommen sein. Auch der Humor wagte sich hervor, er entwarf ein komisches Gedicht auf ein württembergisches Städtchen, das den lieben Gott als Abgeordneten an erster Stelle genannt haben sollte. Und später noch erregte eine gelungene politische Parodierung seines Gedichtes von der Wirtin Lächterlein (Beseler, Gagern und Dahlmann an der Leiche des „deutschen Kaiserleins“), auf deren Wirkung alles gespannt war, seine helle harmlose Heiterkeit. Auch die massenhaft an ihn herandrängenden Autographensammler und Stammbuchbesitzer holten sich selten einen Korb, wenn sie sich auch oft mit dem boshaften Sprüchlein begnügen mußten: „Wann hört der Himmel auf zu strafen mit Albums und mit Autographen?“ — Neue Freundschaften zu schließen, war Frankfurt nicht der rechte Ort. Uhland beschränkte sich fast völlig auf seinen schwäbischen Umgang. In den ersten Monaten bildeten ein besonderes Labsal die wissenschaftlichen Plauderstündchen mit Jakob Grimm.

Uhland hat es mit seinen Volksvertreterpflichten un-  
gemein ernst genommen. Wie er bis zu allerlezt aus-  
harrte, so ist er als erster des Siebzehnerausschusses zur  
Stelle gewesen. Drei Tage nach seiner Ankunft begann  
die erste Sitzung des sogenannten Vorparlaments. „Am  
letzten März morgens  $\frac{1}{2}$ 9 Uhr traten die versammelten  
Männer im Kaisersaale des Römers zusammen . . . Es  
war  $\frac{1}{2}$ 10 Uhr, alle Glocken läuteten, die Geschütze don-  
nerten, als die Abgeordneten des deutschen Volkes den

Kaisersaal verließen und durch die Spaliere der Bürgergarde in die Paulskirche zogen. Hoch über die Stadt hin wölbte diese moderne Kirche ihre gewaltige schöne Kuppel in den Himmel . . . Es waren wunderschöne Tage, diese letzten Tage des März, diese ersten des April. Es frühlingte wie in der Natur so in den Herzen der Menschen, wie seit vielen hundert Jahren nicht in deutschen Landen.“ So ein Augenzeuge; auch in Uhlands Briefen findet sich ein Abglanz dieses frühlinghaften Scheines.

Das Vorparlament machte kurze und gute Arbeit. Es galt, die Revolution in geordnete Bahnen zu lenken, die wahren Errungenschaften der blutigen und unblutigen Umwälzungen in den einzelnen Staaten beizubehalten, die politischen Krankheitskeime abzustoßen. Hier wurde die Grundlage für die künftige konstituierende Gewalt geschaffen: auf gesundem Mittelwege zwischen Republikanismus und Reaktion beschloß man eine Volksvertretung „auf breitester demokratischer Grundlage“. Aus dem allgemeinen gleichen Wahlrecht sollte die deutsche Nationalversammlung hervorgehen, deren Zusammentritt man Anfang Mai erhoffte.

Uhland hat im Vorparlament auch gesprochen, in dem einzig vernünftigen Sinne, daß man sich durch gutgemeinte oder zum Vorwande genommene Regenerationsbestrebungen einzelner Körperschaften wie des Bundestages nicht aufhalten lassen solle: „Es ist mir viel wichtiger, daß ohne Verzug die konstituierende Nationalversammlung ins Leben trete, eine junge, frische Nationalversammlung. Ich glaube, daß, wenn der Frühling Sprossen treibt, das alte Laub von selbst abfällt.“

Nur wenige Sitzungen hatte das Vorparlament zu seinem Beschlusse benötigt. Für Uhland begann unmittelbar nach diesem erhebenden Vorspiele von vier Tagen die mühsame und nicht dankbare Arbeit. Der Siebzehner-

auschuß trat zusammen, um die Grundlinien der Verfassungs- und Einheitsvorlage festzustellen. Bald zeigte es sich, daß die maßgebenden Männer dieses Ausschusses ihm politisch ferne standen. Bassermann, Gervinus, Schmerling haben ja auch in der Paulskirche zum anderen Lager gehört. Vollends Dahlmann, der Berichterstatter und Wortführer der siebzehn, konnte als eingefleischter Norddeutscher und eigensinniger politischer Doktrinär bei aller Ehrlichkeit seines Strebens Uhland unmöglich etwas zu Danke machen. Der alte Gegensatz trat hier sofort hervor, der schon Wilhelm und Friedrich entzweit hatte und als eine Kluft die norddeutschen und süddeutschen Bundesbrüder zu trennen drohte. Dahlmann legte einen Entwurf vor, der das Ausscheiden Österreichs und die Erhebung des Königs von Preußen auf den Kaiserthron zur Voraussetzung hatte; zwei Forderungen, die keineswegs bloß im Süden und Osten Deutschlands auf Widerspruch stießen. Uhland konnte sich aber so wenig mit den Beschlüssen der Siebzehner und vor allem Dahlmanns einverstanden erklären, daß er in einem Bericht an das Stuttgarter Ministerium ausdrücklich die Punkte zu Protokoll gab, die seinen Widerspruch hervorgerufen hatten: Neben der alten Feindschaft gegen ein Oberhaus, das die Mehrheit der Nationalversammlung hatte beiordnen wollen, sträubte er sich vor allem gegen die weitgesteckten Machtbefugnisse des künftigen Reichsoberhauptes. Diese Würde sollte nach seiner Meinung weder in irgendeinem Fürstentum erblich sein, noch seinem Träger die Vollmacht über äußere Politik, Krieg und Frieden einräumen. Die Meinungsverschiedenheit innerhalb des Ausschusses war ein Vorspiel und eine Vorbedeutung für den ferneren Verlauf der Verhandlungen, die nun das Plenum beschäftigen sollten.

Im April fanden die Wahlen statt, und es konnte nicht



Abgeordneter für Tübingen zur Nationalversammlung 1848

Lithographie im Schillermuseum zu Marbach



ausbleiben, daß auch Uhland ein Sitz in der Nationalversammlung zuteil wurde. Er hatte sich in seinem Kreise Lübingen-Rottenburg aufstellen lassen. Die Freunde Pfizer und Römer, weiterhin von schwäbischen Politikern noch Schott, Fr. Th. Vischer, Rümelin und manchen anderen konnte er als Kollegen begrüßen. Leider mißglückte der Versuch, Karl Mayer für Weinsberg kandidieren zu lassen.

Wiederum war es ein Festtag für Frankfurt und das gesamte deutsche Volk, als am 18. Mai die Nationalversammlung in der Paulskirche ihre erste Sitzung abhielt. Unter den etwa 600 Männern, die hier zusammentraten, trafen sich die wunderlichsten Gegensätze. Es fanden sich nebeneinander Geistliche beider Konfessionen, Offiziere, Gelehrte, Künstler, Landwirte, selbst kennechte Bauern aus dem äußersten Osten und Süden, der Adel war durch Barone, Grafen und einen Fürsten vertreten, der bezeichnenderweise seinen Sitz auf der Linken einnahm. Mancher revolutionäre Feuerkopf wie Hecker und Struve hatte da Platz genommen, mancher demagogische Hezer wie Robert Blum, mancher politische Märtyrer, in dem durch Jahre der Haft oder Verbannung unauslöschlicher Grimm gegen Fürsten und Regiment wachgerufen worden war. Aber gerade unter diesen Männern, den Opfern des alten Regimes, zeigte sich auch viel Vernunft und Mäßigung. Da saß der alte Vater Arndt, zwar versehentlich in die Reihen der Linken geraten, aber in seiner Gesinnung konservativ und aller staatlichen Utopisterei abhold. Und dort ragte gar das bärtige Haupt des greisen Turnmeisters Jahn empor, den auch die Berufung in das deutsche Parlament nicht zu dem wilden Demokraten hatte machen können, als der er jahrelang gebrandmarkt worden war. Die Göttinger Sieben, Opfer einst des hannoverschen Staatsstreiches, waren vertreten durch Jakob

Grimm, Gerwinus, Albrecht, vor allem Dahlmann. Und gleich ihnen gab es in dieser Versammlung Duzende von Männern der Wissenschaft, die sich nun mit besonderer Freudigkeit in den Dienst der vaterländischen praktischen Arbeit stellten. Die vielbespöttelte Überzahl der „Professoren“ hat der Paulskirche nicht geschadet. Sie bildeten keine geschlossene Partei, sondern gaben den Sauerteig der Gruppen der Rechten und des Zentrums ab, in denen im übrigen berufliche Politiker oder Männer des praktischen Lebens den Ton bestimmten wie Gagern, Welcker, Bassermann, Beckerath, Schmerling. All dieser Männer und ihrer Tätigkeit sollte stets mit Ehren gedacht sein. Die Wählerschaft hatte sich selbst mit der Mehrzahl von ihnen ein sehr günstiges Zeugnis ausgestellt; es war eine geistige Elite hier vereinigt, und wenn man den Abgeordneten der Paulskirche immer wieder den Vorwurf des Doktrinarismus, der Unpraktischkeit gemacht hat, so wäre zu fragen, woher sich denn nach so langer Zeit staatlicher Unmündigkeit politisch gewiegtere Männer hätten einstellen sollen? Man sagt gerne, die Volksvertreter seien für die Zeit nicht reif gewesen; umgekehrt, die Zeit war für sie nicht reif, die in entsagungsvoller Arbeit den Entwurf eines Reichsgebäudes ausführten, dessen Verwirklichung erst nach zwei Jahrzehnten gelingen konnte.

Von einer eigentlichen Parteibildung konnte zunächst nicht die Rede sein. Zwar ein Gegensatz hatte sich schon gleich im Vorparlament herausgebildet: der zwischen Republikanern und Monarchisten. Jene nahmen die Linke ein, während das Zentrum und die Rechte den Liberalismus und Konservatismus in verschiedenen Schattierungen aufwies. Bis aber geschlossene und einigermaßen geschulte Parteien zustandekamen, dauerte es viele Wochen. Die meisten Abgeordneten hospitierten in einer Parteilogge oder, wie man sagte, in einem Klub nach dem



anderen, viele ohne zu einem festen Entschlusse zu kommen. nicht weniger als 150 blieben „Strandläufer“ oder, wie es heute heißt, Wilde. Zum Teil mochte daran auch der Überdruß an politischer Betätigung Schuld sein. Wer es als Abgeordneter mit seiner Pflicht Ernst nahm, der war nicht wenig überhäuft. Fünf bis sechs Stunden Sitzung, zwei bis drei Stunden Ausschuß, eine Stunde Lesen von Drucksachen — so stellt der Historiker Raumer den durchschnittlichen Tagesplan des Abgeordneten fest. Er freute sich auf den Sonntag „wie ein vielbeschäftigter Tagelöhner“.

Auch Uhland hat sich keinem der Klubs angeschlossen. Wir wissen bereits, daß er nicht zum Parteimanne geschaffen war, sondern eigene Wege zu gehen liebte. Er war radikaler gesinnt als die meisten schwäbischen Freunde; der einstige Tübinger Kollege Robert von Wahl, selbst ein liberaler Politiker, macht ihm den Vorwurf, er habe sich so weit nach links gesetzt, daß es für einen gebildeten Mann eine Schande gewesen sei. Das „Getöse der Unvernunft und Tierheit“, das einen nach Arndts grellem Ausdrucke dort umschallte, muß auch ihn abgestoßen haben. Ein Mitglied des Parlaments hat humoristisch geschildert, daß die äußeren Manieren in den Klubs sich nach links hin immer mehr vereinfachten. Die Rechte bemühte sich auch in ihren inoffiziellen Besprechungen um feudalen Schliff, die Linke nahm hochwichtige Beratungen in der Form der gemütlichen Bierstischunterhaltung vor, wobei es zwischen den hemdärmeligen und rauchenden Volksvertretern, die in engem Lokale zusammengepfercht saßen, oft zu Reibereien und selbst Tätlichkeiten kam. Es versteht sich von selbst, daß Uhland da keine Stätte haben konnte. Von den Landsleuten war Römer sein nächster Gesinnungsgenosse, auch darin, daß er sich von jeder Parteipolitik fernzuhalten trachtete. In zwangloser Weise pflegten sich

ein paar Freunde um ihn zu sammeln zu dem scherzhaft so genannten „Klub Römer“, der im Restaurant Jacobi tagte. Ein paar Namen von minder bedeutenden Abgeordneten begegnen gelegentlich in Uhlands Briefen: Frisch, Heisterbergk, Zimmermann (der gleich 1849 eine lebendige, aber stark links gefärbte Geschichte der Revolution hat ans Licht treten lassen), lauter Mitglieder des deutschen Hofes, also der Linken. Der Ulmer Professor Haßler, der Uhland in jenen Tagen am nächsten gestanden haben will, berichtet von den eifrigen Bemühungen der Linken um den gefeierten Dichter. Aber zu einem bindenden Bekenntnisse vermochte sich dieser nicht zu entschließen.

Uhland scheint zu den bekanntesten und populärsten Abgeordneten des Parlamentes gezählt zu haben. Kein Geschichtschreiber geht an ihm vorbei, auf der Straße wurde er oft mit Herzlichkeit begrüßt. Einmal soll er jungen Leuten, die ihn als Freund der Freiheit öffentlich hochleben ließen, mit Nachdruck entgegnet haben: „Ja, für die Freiheit bin ich, welche die Einheit schafft.“ Die zwei alten Grundforderungen aller Reform gehören ihm also nach wie vor auf das engste zusammen.

Freiheit und Einheit sind auch die Hauptgegenstände der Parlamentsberatungen geworden, und nach ihnen kann man die Verhandlungen der Nationalversammlung in zwei Zeitabschnitte zerlegen. Solange die Freiheit auf dem Programme stand, ging es noch leidlich einhellig zu. Sobald die Einheitsfrage, das Problem der künftigen Reichsgestaltung, an die Reihe kam, war es um Verträglichkeit, Würde und Erfolg getan.

Ein Vorspiel bildete die Wahl der provisorischen Zentralgewalt. Erzherzog Johann wurde Reichsverweser. Gegen Uhlands Willen, der für den ihm politisch fernstehenden, aber persönlich sympathischen „frisch kräftigen“ Gagern gestimmt hatte. Er selbst kam in diesem Teil der

Verhandlungen nicht zu Wort, eine ungehaltene Rede lehrt zwei uns schon bekannte Gesichtspunkte hervor: Sie mahnt wiederum, das Eisen zu schmieden, solange es warm ist, und unterstreicht die Souveränität der Nationalversammlung gegenüber den Regierungen; die Wahl soll deshalb alsbald vollzogen werden, und ohne daß man erst bei den Regierungen anfragt! Uhland ist späterhin dem Reichsverweser nicht nahegetreten, weniger aus persönlicher Abneigung als aus mangelndem gesellschaftlichem Sinn; vielleicht auch aus ständiger Abgespanntheit ist er trotz beharrlicher Nachfrage den Dienstagabenden des Erzherzogs ferne geblieben.

Die ersten Monate der Tagung bedeuteten äußerlich den Höhepunkt der Wirksamkeit und des Ansehens des Parlaments. Aber die Massen kamen schwer in Fluß, und so wurde namentlich anfangs viel Zeit vergeudet. Der Mangel an parlamentarischer Tradition machte sich bemerklich: endlose Reden, endlose Rednerlisten, viele törichte und unsachliche Anträge und Anfragen! Nach der Wahl des Reichsverwesers begann man, um die Uneinigkeit in den Kardinalfragen zu verhüllen, mit der Verhandlung der „Grundrechte“, das heißt der jedem Staatsbürger verfassungsmäßig zustehenden Freiheiten. Die Verhandlung bewegte sich dabei nach Uhlands kennzeichnendem Worte „ebenso schwerfällig wie stürmisch“ vorwärts. Schon bald mußte die Stimmung darunter leiden. Mit unfrohem Gefühle sah man im August die Heizungsanlage in der Kirche instand setzen. Die Tagung schien sich endlos ausdehnen zu wollen.

Uhland hat hier nicht als Redner eingegriffen, aber er fehlte bei keiner Abstimmung. Seine Stellungnahme wird uns in vielen Punkten interessieren, in keinem überraschen. Der Feind der Aristokratie will den Adel abschaffen und ist gegen die Verleihung von Orden und

Titeln, der Verfasser der Schrift von 1817 lehnt das Zweikammersystem ab, der langjährige Verfechter der Preßfreiheit fordert diese im vollsten Umfange. Doch auch sein Eintreten für konfessionslose Schulen und gegen jeden kirchlichen Zwang ist keine billige Konzession des tiefreligiösen Mannes an den Liberalismus. Schon Jahrzehnte früher hat einmal ein Brief an die Mutter die Rechte subjektiver Religionsübung und Freiheit von kirchlicher Gebundenheit verfochten.

Da wirbelte im September eine notgedrungen eingeschobene Debatte über äußere Politik mächtigen Staub auf. Der Waffenstillstand von Malmö und die Preisgabe der vielumstrittenen Herzogtümer, die in der Einstellung des Krieges liegt, wird von den Linkstehenden bis weit ins Zentrum hinein stürmisch mißbilligt. Ein Straßenkrawall schließt sich an, der für den Mehrheitsbeschluß Rache nehmen möchte. Zwei Abgeordnete werden auf der Straße ermordet, der Pöbel bestürmt die Kirche, und nur die kräftigen Fäuste einiger Abgeordneter verhindern das Eindringen des wütenden Haufens in den Versammlungsraum. Und drinnen nehmen Hader und Entfremdung immer zu. Wer positive Arbeit leisten, aufbauen statt einreißen möchte, der kommt zu beiden Seiten des Haufes gleich schlecht auf seine Rechnung. Höchster Unmut gibt Uhland damals die Worte ein: „Wenn mir an einem Tage die Linke recht gründlich entleidet, so wird mir am nächsten die Rechte zum Ekel.“ Aber er folgt nicht dem Beispiel der empfindlicheren Naturen wie Grimm und Gervinus, die sich schon längst nach Hause geschlichen haben. Sein kräftiger Geist, so darf die Gattin an Mayer versichern, wird den Mut nicht verlieren.

Aber so scharf die Gegensätze schon bisher aufeinander prallen konnten, die tiefsten politischen Leidenschaften aller und so auch Uhlands wurden erst aufgewühlt, als man

endlich im Oktober die Debatte über die Reichsverfassung in Angriff nahm. Als bald zeigte sich die Spaltung: hie Preußen, hie Österreich. Und ein scheinbar unschuldiger Paragraph sollte die erste Handhabe zum Ausschlusse des östlichen Kaiserreichs aus dem künftigen Bundesstaate geben: „Kein Teil des Deutschen Reiches darf mit nicht-deutschen Staaten vereinigt sein.“ Uhland sah die Gefahr und warnte vor ihr in seiner ersten Parlamentsrede vom 24. Oktober.

Über sein öffentliches Auftreten in der Nationalversammlung und den Eindruck der wenigen Male, in denen er „die Stufen der Rednerbühne abtrat“, sind sich so ziemlich alle Gewährsmänner einig. Wir wissen es längst, daß er kein Redner gewesen ist. Es fehlte ihm die freie Unbefangenheit, die Improvisation, die Gabe, mit dem Zuhörer in Konnex zu treten. „Das ganz lichte Auge unter lichter Braue sieht über die Menge hinweg ins Leere, es haftet an keines Menschen Blicke, es erwidert keinen, und wie ein Einsiedler spricht der Mann mit herber, schwäbisch akzentuierter Stimme da oben, als ob ihn niemand hörte. Langsam, in kleinen Pausen, aber sicher klimmt ein Satz nach dem anderen hervor.“ So Laube, dessen Vermutung auch stimmt, daß Uhland stets „wohl präpariert, Paragraphos wohl einstudiert erschienen sei“. Die Konzepte seiner Reden, die wir noch besitzen, legen davon Zeugnis ab; auch von der ungemeinen Sparsamkeit, die mit dem Bilder- und Gedankenvorrat sorgsam haushielt. Das berühmte Wort von dem „Tropfen demokratischen Oles“ hat er lange hin und her gewendet und schon für mehrere frühere Reden vorgesehen, bis er es endlich im entscheidenden Augenblicke mit Glück unter die Menge warf. An solch gefällig wohlge wählttem Bilders Schmuck seiner Reden pflegte sich das Haus zu erbauen. Allerdings fehlt es auch nicht an Berichterstattern, die nur

einen weltfernen schönrednerischen Poeten in Uhland sehen wollen, über dessen Anschauungen man, bei allem Wohlgefallen an der Form seiner Darbietungen, zur Tagesordnung übergehen müsse.

Solche Stimmen lassen norddeutsches Unverständnis für den Uhland beherrschenden großdeutschen Gedanken widerklingen. Österreicher, Ultramontane und einige Querköpfe, so lautet zum Beispiel das Urteil Biedermanns, hätten allein an der Utopie eines Österreich mitumfassenden Deutschen Reiches festgehalten. Das ist ebenso ungerecht wie wenn man Uhlands Freundschaft für Österreich kurzerhand als Preußenfeindschaft auslegt. Er stand an sich dem Stammesunterschied und der Stammesrivalität unbefangen gegenüber, wie schon Wilhelm Grimm gelegentlich zu rühmen weiß. „Ich rechne jene Spaltung mehr nur zu den Dingen, an die man glaubt, weil davon gesprochen wird,“ hat er brieflich schon 1841 geäußert. Wenn er auf Preußen schlecht zu sprechen ist, so sind es weit mehr politische Gründe als jenes Empfinden, zu dessen Sprecher sich Friedrich im „Briefwechsel zweier Deutscher“ gemacht hat. Sah er doch die Kämpfe, die er durch mehr als drei Jahrzehnte im engeren Heimatlande durchgefochten hatte, in Preußen durch die Schuld der Regierung erneut. Daher auch sein „nur mit Mühe verworfener“ Antrag, „daß unter keinen Umständen eine Landesverfassung einseitig von der Regierung gegeben und abgeändert“ werden dürfe.

Als ein pommerischer Abgeordneter kurz nach Parlamentseröffnung den König von Preußen zum Deutschen Kaiser vorgeschlagen hatte, war er ausgelacht worden. Allmählich hatte sich aber gezeigt, wo reale Macht war, welcher deutsche Kaiser in der Lage sein werde, sein Amt politisch und militärisch mit Nachdruck zu führen. Als Reichsverweser war noch ein österreichischer Erzherzog

möglich gewesen, als Reichsoberhaupt kam er nicht mehr in Betracht.

Unter dem Drucke der preußisch-österreichischen Frage änderte sich die Parteigruppierung völlig, erst jetzt kann man sagen, daß Uhland ganz auf die Linke gedrängt worden ist. Was ihn aber speziell von der Mehrzahl seiner Landsleute trennte, das war seine Abneigung nicht sowohl gegen die preußische Hegemonie als gegen den Gedanken des Erbkaisertums überhaupt. Schon den Erzherzog als Reichsverweser hatte er sich gefallen lassen nicht weil, sondern trotzdem er aus fürstlichem Geblüte war. Eine Dynastie zu stärken, die Machtbefugnisse eines autokratischen Herrschers über ganz Deutschland auszudehnen, das erschien ihm als unwürdiges Ziel, ja als direkte Verneinung der Bestrebungen der Paulskirche.

Diese beiden Momente, das positive: Zuneigung zu Österreich, das negative: Abneigung gegen das Erbkaisertum, finden ihren konzentrierten und machtvollen Ausdruck in der berühmten Rede, die er am 22. Januar in der Paulskirche gehalten hat. Zuerst spricht der Feind der Erbmonarchie; wenn man so will, der Romantiker, der schon einst im Römer die alten Kaiser als Stimmführer deutschen Freiheitsstrebens angerufen hatte, und der sich auch nun wieder berauschte an dem mittelalterlichen Ideal des Wahlkönigtums. „Es waren in langer Reihe Männer von Fleisch- und Bein, kernharte Gestalten mit leuchtenden Augen, tatkräftig im Guten und Schlimmen.“

Auch der von Uhland meistbefehdete Monarch der Gegenwart, Friedrich Wilhelm IV., hat bekanntlich für den mittelalterlichen Staat geschwärmt. Aber er sah ihn in Novallischer Verklärung, Uhland immerhin im Scheine heller historischer Tatsächlichkeit. Dennoch ließ sich eben an der Hand der mittelalterlichen Geschichte nachweisen, daß kein Kaiser Wesentliches zu leisten vermocht hat ohne

die Stütze einer starken Hausmacht. Und auch sonst wäre der praktischen Bedenken gegen den von Uhland vorgeschlagenen Wahlmodus und Wahlturnus kein Ende. Über all diese Einwände, die ihm sicherlich nicht fremd geblieben sind, findet er hinweg in der idealistischen Hoffnung, daß „der großartige Aufschwung der deutschen Nation auch bedeutende politische Charaktere hervorrufen“ werde. Gewiß darf er die Frage erheben, warum denn große, der Reichsleitung würdige Männer gerade nur dem Fürstenstande entwachsen sollen? Aber die Zeit hat ihm nicht recht gegeben, den ersehnten überragenden Mann aus dem Bürgertume nicht geboren, und so gesellt sich Uhland zu den Doktrinären des Liberalismus, die sich allezeit gern an Möglichkeiten berauschten.

Von den Errungenschaften der Revolution will er nicht einen Zollbreit weichen, und zu den wichtigsten gehört ihm eben die Ersütterung des monarchischen Ansehens. Nur in dieser Rede hat er seinen starken republikanischen Anhauch merken lassen. „Die Revolution und ein Erbkaiser — das ist ein Jüngling mit grauen Haaren!“ Ein Wahlkaiser, so kann man ergänzen, ist aber kein Monarch mehr, sondern ein Präsident. Uhland schreckte vor dieser Konsequenz nicht zurück. Denn wie solle das viel zitierte Schlußwort der Rede auf einen damaligen Monarchen passen? „Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oles gesalbt ist!“ — es ist sein brennender Haß gegen die Fürsten, der diese seine berühmteste rednerische Blüte getrieben hat.

Nun aber der Übergang zu Osterreich! Rührend, diese Liebe zu dem rückständigsten aller Dynastentaaten, den er mit Gewalt in seine Reichskonstruktion hineinbeziehen möchte! Diese scheinbare Inkonssequenz bedarf der ausführlichen Erläuterung.



Wunderlich haben sich schon bei dem württembergischen Politiker Uhland, dem Altrechtler, rückständige und fortschrittliche Züge gemischt. Er hat zunächst doch deshalb die Forderung so weitgehender Rechte der Stände erhoben, weil diese der alten Verfassung entsprachen. Und hier nun lag die Sache ähnlich. Er fordert ein einiges Deutschland, aber nicht als etwas Neues, sondern eben auch als ein gutes altes Recht, das 1806 ebensowenig wie das schwäbische zunichte geworden sein konnte. Jenes alte deutsche Reich schwebte ihm vor, eine reale Macht, kein dürftiges neues Luftgebilde. Daß die Welt sich inzwischen geändert hatte, daß Österreich in ein einiges Deutschland in keiner Weise hineinpaßte, am wenigsten in ein solches, wie es dem Liberalismus vorschwebte, das entzog sich dem Blicke des unrealen Politikers. Er liebte das alte Reich, wie er das alte Württemberg geliebt hatte, und ebensowenig wie das kleinste Stückchen des guten alten Rechts wollte er ein Glied des alten Reiches entbehren.

Paul Pfizer hatte Österreich in seiner Schrift von 1842 gut gekennzeichnet. Es ist ihm der geschworene Vorkämpfer des Bestehenden, Legitimen und Geschichtlichen in Staat und Kirche. Uhland unterschreibt diesen Satz, aber er enthält ihm ein Lob an Stelle des Tadel. Und hier stoßen der alte und der junge schwäbische Liberalismus in schroffster Gegensätzlichkeit aufeinander, so schroff, daß die jahrelange Freundschaft mit Pfizer unter der Wucht des Zusammenpralles fast in Trümmer ging. Man kann sich nur wundern, daß der alte Parteigänger Wilhelms, der seit zwanzig Jahren überzeugteste Anhänger der preussischen Hegemonie, mit seiner Stellungnahme dem Freunde eine Überraschung bereitet hat. Auch seine Feindschaft gegen Österreich konnte Uhland aus dem Buche von 1842 deutlich genug sprechen hören, ja seine Geringschätzung aller Anhänger des alten Kaiserstaates: „Ge-

fühlspolitiker und Dilettanten," heißt es da, „dünkt nichts einfacher, als daß das zu vier Fünfteln undeutsche Österreich deutsch und das konstitutionelle Haupt von Deutschland werde.“ Mag sein, daß Uhland in der Debatte mit Pfizer jetzt gleich scharfe Worte zu hören bekam. Die Kennzeichnung als Gefühlspolitiker hätte ihn wohl kaum ernstlich gekränkt, denn es sind auch in seiner Januarrede ausschließlich Gefühlsmomente, die er für Österreich ins Treffen führt.

Nicht ohne eine gewisse Berechtigung verdächtigt er die echte Deutschheit derer, die es mit dem Abstoßen Österreichs gar zu leicht nehmen. Vor ihm hatte der Abraham a Santa Klara der Paulskirche, der Tiroler Beda Weber, gegen den Ausschluß Österreichs gesprochen und „den tief-ernsten Gegenstand mit mannigfachen Späßen überschüttet“. Uhland übertrumpft seine Werbe- und Lockrufe durch schlichte Worte zum Preise des Bruderstamms. Man hört Friedrich aus dem Briefwechsel reden: „Welche Einbuße wir an Macht, an Gebiet, an Volkszahl erleiden würden, das ist hinreichend erörtert, ich füge nur eines bei: Deutschland würde ärmer um alle die Kraft des Geistes und Gemütes, die in einer deutschen Bevölkerung von acht Millionen lebendig ist.“ Diese vom echtsten weitherzigsten Patriotismus durchglühten Worte Uhlands kann man noch heute nicht ohne tiefe Bewegung lesen. Man fühlt, ihm gebührt Beifall und Zustimmung vom Standpunkte des ewig Wahren und Rechten. Ein Deutschland mit Deutsch-Österreich ist nicht wirklich geworden, vielleicht nicht möglich gewesen; aber daß ein deutsches Reich ohne Österreich alle berechtigten Wünsche erfüllt habe, wird niemand behaupten. Unsere Tage zeigen wieder, daß siebzig Jahre nicht hinreichen, um das Sehnen verjähren zu lassen, das mancher seit Uhlands Zeiten für ganz geschwunden halten mochte.

Uhlands Januarrede als Ganzes ist zweifellos eine bedeutende, eindrucksvolle Leistung. Selbst für den so ferne stehenden Treitschke stellt sie das Beste dar, was auf großdeutscher Seite zu der Kaiserfrage beigebracht worden ist. Anderen als einen äußerlichen Achtungserfolg konnte sie nicht haben. „Wie sich der alte Mann abquält!“ so kennzeichnete nach Wischers Bericht „ein weiser Herr von der erbkaiserialichen Partei“ die Vergeblichkeit von Uhlands heißem Bemühen.

Die weiteren Verhandlungen gaben ihm keinen Anlaß zum Hervortreten. Die Ablehnung der Kaiserkrone durch den König von Preußen bedeutete wie bekannt den Anfang vom Ende. Aber für Uhland tauchte nun ein Moment auf, das ihm zähste Ausdauer, volles Einstehen im Existenzkampfe der Nationalversammlung zur Pflicht machte: ihre Kompetenz als Ausdruck des gesamten souveränen Volkswillens war durch den König bestritten worden, der die Versammlung zur Darbietung einer Krone nicht für befugt gehalten hatte. Mochten viele nun abbröckeln, die preußisch Gesinnten zumal der verstärkten Regierungsgewalt und Reaktion weichen: Der Demokrat mußte immer hartnäckiger auf sein Recht pochen. Das ist auch der Grundgedanke des Aufrufs, in dem Uhland am 26. Mai 1849 als Sprecher des Parlamentes vor das deutsche Volk trat: „Wir setzen der Ungunst der Verhältnisse diejenige Zähigkeit entgegen, die schon manchmal zum endlichen Siege geführt hat.“ Die ganze Verlegenheit einer Konstituante, der es an Exekutivgewalt fehlt, spricht aus den Schlußsätzen dieses Aufrufes, der das deutsche Volk mahnt, „wehrhaft und waffengeübt dazustehen zum Schutze von Parlament und Reichsverfassung“. Das war nach Lage der Dinge eine deutliche Aufreizung gegen die Reichsfürsten, die bereits merkbar vom Parlament abgerückt waren. Noch aber besaß der Reichsge-

danke speziell in den südwestdeutschen Staaten reichlichen und entschlossenen Anhang.

Dieser Erkenntnis entsprang schließlich der verhängnisvolle Entschluß zur Übersiedelung nach Württemberg, dem Lande, in dem man noch am meisten Boden für die Bestrebungen der Versammlung erhoffte. Der König hatte sich dort dem Verfassungswerke minder abhold gezeigt als andere Fürsten, freilich mit aus egoistischen Gründen. Jetzt geschah die Verlegung nach Stuttgart sehr gegen seinen Willen, und alle vernünftigen Württemberger teilten diese Abneigung gegen einen Schritt, der die Gefahr des Bürgerkrieges für ihr Vaterland in sich bergen konnte. Uhland selbst hat sich dem Plane am 30. Mai mit vergeblicher Energie widersetzt.

Er war sich dessen bewußt, daß er für eine verlorene Sache kämpfte, als er diese Übersiedelung mitmachte. Als er auf der Reise von Frankfurt in die Heimat bei Mörike in Mergentheim vorsprach, zeigte er sich resigniert und arm an jeder politischen Hoffnung. Im Rumpsparlament aber sah er sich bald in eine unbequeme Oppositionsstellung gedrängt: Es war im wesentlichen eine Versammlung der Linken, in der die radikalen Elemente überwogen. Ein bedenkliches Spielen mit dem Feuer riß ein, man hoffte auf die badische Revolution, deren Übergreifen nach Württemberg veranlaßt werden sollte. Aber alle Schritte, die mit prunkender Gebärde getan wurden, alle Befehle, deren Herrlichkeit in keinem Verhältnisse zu ihrer Wirksamkeit standen, mußten auf Uhland so wie auf uns heute mehr und mehr grotesk und lächerlich wirken. Umsonst suchte er durch vermittelnde und mildernde Anträge die gefährlichsten Torheiten zu hintertreiben, er scheute auch nicht den Vorwurf der Inkonsequenz von Seiten Uneinsichtiger. Der Stuttgarter Reichstag „entwickelte sich immer mehr zu einem revolutionären Konvent, und die



gart noch viel Anhang. Frauenhände hatten das Reit-  
haus, die Stätte der letzten Tagung, festlich geschmückt,  
große Teile der Bürgerwehr erklärten sich für die Ver-  
sammlung, und in den kleinen Städten des Landes, zum  
Beispiel in Tübingen, genoß sie reiche Sympathie. Rö-  
mers Besonnenheit verhütete einen scharfen Zusammen-  
stoß. Die Ereignisse des 18. Juni, an dem die Auflösung  
der Versammlung mit Waffengewalt erzwungen wurde,  
hat man damals wie später gern etwas romanhaft auf-  
gepußt, und auch Uhlands Rolle dabei sentimental heraus-  
gestrichen. In Wahrheit haben sich keine Dragonerklingen  
über seinem Haupte gekreuzt und ihm oder einem Be-  
gleiter die Worte abgenötigt: „Wollt ihr den alten Umland  
niederreiten?“ Tatsache ist aber, daß er die Hartnäckigkeit  
aufs äußerste trieb, an der Spitze der Abgeordneten neben  
dem Präsidenten Löwe und dem alten Freunde Schott  
noch den Versuch machte, in das Reithaus zu gelangen,  
aber vom Militär zurückgedrängt wurde. So gab es we-  
nigstens ein würdiges Schlußbild dieses unwürdigen  
parlamentarischen Nachspiels: Die Abgeordneten hatten  
selbst gewünscht, unter Führung des ersten deutschen  
Dichters durch Waffengewalt auseinandergetrieben zu  
werden. Umland mochte bei aller Bitterkeit getäuschter  
Hoffnung ein Gefühl der Erleichterung nicht unterdrücken,  
als alles beendet war.

Noch gab es für ihn persönlich ein paar unerfreuliche  
Nachwehen der Revolutionsstürme. Er protestierte gegen  
die unnötig gewaltsame Unterdrückung des letzten Auf-  
flackerns der 1849er Bewegung in Baden, er verweigerte  
die Zeugenaussage in einem Hochverratsprozesse gegen  
einen ehemaligen Kollegen aus der Paulskirche und ward  
deshalb in Strafe genommen. Zum letzten Male hatte  
er im politischen Leben 1850 öffentlich hervorzutreten, in  
der widerwärtigen Sache des Freiherrn v. Wächter, eines





### 13. Kapitel

## Altensarbeiten. — Uhland als Gelehrter

„Es ist eigen, mir schwebt jetzt, wo ich doch mit ganz anderem beschäftigt bin, oft in der stillen Nacht eine Mythen Geschichte von Schwaben vor. Es wird mir ohne alle Bücher manches klar und deutlich, und wenn ich wieder nach Hause komme, will ich es ausarbeiten . . . Ich dachte daran, in Vorträgen an die Studenten das niederzulegen, was ich nicht mehr drucken lassen kann; ich fühle nun aber, daß, wann ich wieder heimkomme, ich etwas schaffen und ausführen muß; studieren und vorbereiten wäre mir nach dem hiesigen Treiben nicht möglich. Vor dem Einschlafen, beim Erwachen oder beim Baden kommen mir die Gedanken zu, ich arbeite im Geiste fort ohne Hilfsmittel, vielleicht ist manches darunter irrig, doch meine ich, es sei mir manches klar geworden.“

Diese Worte richtete Uhland einmal während des unerquicklichen Frankfurter Aufenthaltes an die Gattin. Er möchte nach dem traurigen Einsturze, den er miterlebt hat, wieder aufbauen, um das drückende Gefühl der Frucht- und Nutzlosigkeit des eigenen Tuns loszuwerden. Die Zuflucht, die sich ihm da bietet, ist nicht mehr die Poesie. Man kann aber auch nicht sagen, daß er sich der Wissenschaft in die Arme wirft, denn diese darf nicht das intuitive, vom Forschen losgelöste Schaffen kennen, ohne



langandauernde Rezeption ist bei ihr keine Produktion möglich. Es offenbart sich also gerade in diesem Falle die innerliche Besonderheit des Uhlandschen gelehrten Schaffens. Mit wahrer Freude und aus der Tiefe quellender Begeisterung gibt er sich ihm nur hin, wenn er ihm als Künstler obliegen kann. Es sind wissenschaftliche Probleme und Materialien, mit denen er sich beschäftigt, aber was zutage gekommen ist, als er sich auf das freie Schaffen statt auf das Sammeln und behutsame Anhäufen einstellte, das ist Dichters Werk und nicht Gelehrtenarbeit. So will das größtgewachsene, seiner Anlage nach bedeutendste Kind des Uhlandschen Alters, die Schwäbische Sagenkunde, beurteilt sein.

Die innige Verschwisterung poetischer und gelehrter Interessen gibt sich hier schon äußerlich kund. Wir betreten ein Gebiet, das allenthalben vom Dichter längst durchpflügt worden ist. Wie oft fühlt man sich an eine Uhlandsche Ballade nicht nur erinnert, sondern findet deren Stoff direkt in die Darstellung verwoben. Die Schwäbische Kunde, Der blinde König, Graf Richard, Junker Rechberger, Eberhard, Die verlorene Kirche, Tells Tod, das Märchen und noch manches andere Gedicht früherer Zeiten hätte da sozusagen die letzte wissenschaftliche Weihe erhalten, die Einreihung in einen großen nationalen Zusammenhang. Ja, die Freude über die Fülle, die ihm aus den vaterländischen Quellen der Vergangenheit entgegenströmte, war so groß, daß sie ihm noch ein Lied abgewann. Im Jahre 1847 hat Uhland seine beiden letzten Balladen geschrieben, in einer Zeit, in der die Arbeiten ohne ausgesprochene Absicht sich mehr und mehr nach dem Schwäbischen hin orientierten. Der Verchenkrieg hat es mit einem Stoffe zu tun, der nur in einem Grenzgebiete des Schwabenlandes zu Hause ist, und er unterscheidet sich auch in seiner herben, knappen Tragik wesent-

lich von der breitausladenden Gemüthlichkeit, in die der Dichter unwillkürlich bei der Behandlung echt heimischer Stoffe zu verfallen scheint. Daneben bietet aber Der letzte Pfalzgraf das famosse Charakterbild eines echten Schwaben, eines Mannes, der mit Humor und Selbstironie den Zusammenbruch seiner fürstlichen Herrlichkeit miterlebt und sich für den Rest des Daseins ganz der Tätigkeit verschreibt, die ihm als des Daseins Kern erscheint: dem Jagdvergnügen. Das Gedicht ist seiner Anlage nach weiter nichts als die Versifizierung des Kaufbriefes, durch den Pfalzgraf Götz III. von Tübingen 1342 Burg und Stadt dem Herren von Württemberg abtrat. Man kann gerade an diesem Beispiele sehen, wie sich nüchtern trübselige Prosa in bildkräftig charakterisierende Poesie wandeln kann.

Welcher Art war nun der Plan, der Uhländ in Frankfurt so plötzlich aufging? Es war keine Sagensammlung, die er beabsichtigte; natürlich befand sich eine solche als Vorarbeit unter seinen Papieren und bildete das Rohmaterial und die notwendige Grundlage des künftigen Werkes. Gerüchte über einen solchen Plan waren früher im Umlauf, als ihm lieb sein konnte. Man machte ihn zum Herausgeber schwäbischer Volksfagen und zum Bannerträger einer Anzahl von Sagensammlern, die das ganze Vaterland nach solchem altererbten Volksgute absuchen sollten. Doch sein Ziel war unendlich höher gesteckt. Es ist leichter als bei seinen anderen Schriften, den kühnen Plan, der ihm vorschwebte, zu umreißen, und Verständnis dafür auch bei dem sachlich ferne Stehenden zu erwecken. Um so schwerer aber ist es auch für den Fachmann, ihm auf den verschlungenen Einzelpfaden zu folgen, die er beschreitet. Zumal er sich überall mit solcher Behutsamkeit bewegt, solche Scheu vor der letzten, entscheidenden Annäherung an sein Ziel trägt, daß man

häufig in Verwirrung gerät. Man ahnt wohl in weiter, dämmernder Vorzeitferne die Punkte, von denen aus er einen geheimnisvollen und den meisten Menschenaugen verborgenen, dennoch festen und Jahrtausende hindurch unzerreißbaren Faden auslaufen lassen möchte; man sieht sich andererseits auf den Endpunkt in naher greifbarer Gegenwart verwiesen, an dem dieser Faden schließlich verknotet sein könnte. Aber daß wirklich ein solcher Faden läuft und was er für Windungen macht, um den kühnen Eindringling aus dem Labyrinth der Sagenwelt herauszugeleiten, darüber vermißt man in den meisten Fällen die bündige und klare Auseinandersetzung.

Bei der Würdigung dieses Werkes kommt es nun aber weniger auf die Haltbarkeit oder Verwerflichkeit der zahlreichen wissenschaftlichen Einzelthesen an, sondern auf den Gesamtplan, den Uhland ausführen wollte und für den er sich in einem Maße erwärmen konnte wie es nur dem Künstler gegeben ist. Deshalb ist er wohl auch erlahmt, als er noch längst nicht die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte. Die Phantasie hat hier das meiste geleistet, der gelehrte Apparat mußte den Reiz der Unmittelbarkeit und der inneren Notwendigkeit rauben.

„Idee zur Poesie, gotisch groß“ so hatte Uhland vier Jahrzehnte früher einmal in sein Tagebuch geschrieben; jetzt war es ein gotisch großer wissenschaftlicher Dombau, der vor seinem Auge aufstieg und in dem er allen Heiligen der vaterländischen Vergangenheit, zu denen er je gebetet hatte, Altäre aufrichten wollte. Ein wahres Kompendium nicht nur der schwäbischen, sondern der gesamten germanischen Heldensage und Mythologie sollte es werden. Uhland hatte früher wissenschaftlich weit Solideres und Nützlicheres geschaffen. Es ging ihm wie Jakob Grimm, der in seinem Alterswerke, der kurz zuvor erschienenen Geschichte der deutschen Sprache, ebenfalls romantische

Jugendideen und -methoden wieder hatte zu ihrem Rechte kommen lassen.

Längere Jahre scheint Uhland vorbereitend mit dem Gedanken an das Werk gespielt, auch die plötzliche Erleuchtung, die ihm in Frankfurt wurde, einstweilen literarisch ungenützt gelassen zu haben. Noch im Oktober 1850 schreibt er an Haupt, daß sein Geist sich manchmal an diesem Plan erlabte, wenn er ihn auch niemals schriftlich ausführen sollte. Aber der 10. November desselben Jahres bereits findet ihn an der Arbeit, die nun monatelang rüstig fortschreitet. Allmählich erst kristallisieren sich die einzelnen Teile heraus, dem Februar 1852 entstammt ein ausführliches Schema der Anlage. 1853 aber beginnen die Äußerungen abzuflauen und schließlich zu verstummen. Der Plan macht einem anderen Platz.

Nicht das Bruchstück, das uns überkommen ist — ein Teil des ersten von zwei geplanten Bänden, unter dem Titel „Suevisch alamannische Vorzeit“ —, sondern jenes große Ganze, das Uhland vorschwebte und dessen Ausführung ihm nicht beschieden war, wollen wir so gut es gehen mag vor uns erstehen lassen.

„Von den Sueven und Alemannen zieht sich mir ein Faden durch die Heldensage und das Mittelalter.“ In diesem einzigen Satze hat Uhland gesprächsweise den Grundriß gegeben und die Berechtigung zur Rekonstruktion erteilt. Die Erkenntnis, die ihm intuitiv aufgegangen war, betraf uralte Zusammenhänge zwischen altgermanischer, mittelalterlicher und neuzeitlicher Mythologie, Sage und Dichtung. Die spärlichen Berichte über die Götterverehrung unserer Vorfahren, die reich ausgebildete aber zum Teil verbildete Heldensage, die Fülle der Ortsfagen und Volksfabeln des Mittelalters und der Neuzeit — das waren drei Überlieferungszeige, die ihm früher, noch zur Zeit des Kollegs von 1832, nebeneinander

herzulaufen schienen, ohne daß sich ihre alte Einheitlichkeit nachweisen ließ, der gemeinsame Stamm, dessen Sprossen sie waren.

Um es kurz zu sagen: Umland möchte nachweisen, daß die mythischen und heldensagenmäßigen Berichte des deutschen Altertums über die *Sueven* identisch sind mit den bis in unsere Zeit reichenden volkstümlichen Traditionen, Orts-, Geschlechts-, Geistersagen usw. des heutigen *Schwabenlandes*; daß also ein ununterbrochener Zusammenhang sagenhafter Vorstellungen und Erzählungen durch zwei Jahrtausende hindurch unverändert beim schwäbischen Stamme bestanden habe.

„Sueven“, das ist für die ältesten Historiker ein sehr weitgespannter Begriff. Tacitus scheint gelegentlich sogar alle germanischen Völker, die der Römerherrschaft nicht unterworfen sind, unter diesem Namen zusammenzufassen. Um so aussichtsreicher, bei ihm nach suevischem Sagenmaterial zu suchen! Der so vielumfassende Name wird Umland aber auch zum Leitfaden bei der Durchforschung nordischen Gebiets. Da ist in romantischen norwegischen und isländischen Prosaerzählungen des 13. und 14. Jahrhunderts öfter von einem *Swaefland* die Rede, auch Namen, die mit *Svaf* — zusammengesetzt sind, finden sich. Diese Geschichten stammen nach Umlands Meinung alle ursprünglich aus Schwaben und haben, wie er in endlosen Nachweisen dartun möchte, ihren Weg über Frankreich und England nach dem Norden gefunden. Endlich erschließt sich ihm der reiche Born mittelalterlicher Chroniken und zufälliger Aufzeichnungen über historische und lokale Sagenbildung, die nur im entferntesten auf das heutige Schwaben verweisen. Trifft er in einer dieser Gegenden, dem alten Suevengebiete, in Norwegen, Frankreich, England oder dem jetzigen Schwaben verwandte Züge, anklingende Namen, so macht er sie seinen Zwecken nutzbar.

Zwei Proben mögen das Verfahren verdeutlichen. Tacitus berichtet von dem geheimnisvollen Gottesdienste des Kernvolks der alten Sueven im heiligen Haine. Niemand darf anders als gefesselt in diesen eintreten, fällt er zu Boden, so darf er nicht aufstehen, sondern wird hinausgewälzt. „Der ganze Aberglaube geht dahin, als sei von dort der Urhain des Volksstammes, dort der allgebietende Gott.“ Semnonen heißt das Volk, aus diesem Haine nahm es nach Tacitus seinen Ausgang. Mythe und Namen erfordern Erklärung. Kühn ist Uhlands Sprung ins Mittelalter: „Suevi non nati, sed seminati,“ die Schwaben sind nicht geboren, sondern gesät, ist ein verbreiteter Spruch gewesen, vielleicht ursprünglich ein Volkswitz. Ein Zusammenhang muß bestehen. In dem Namen der Semnonen muß der Samen (lateinisch semen) stecken, sie sind die Gesäten, was auch zu ihrer Erdgeborenenheit im Haine stimmt. Ein auf schwäbischem Boden gefundenes altrömisches Bildwerk, einen Sämann darstellend, wird zur Stütze herangezogen. Desgleichen der Name der alten schwäbischen Stadt Solicinum bei Tübingen, deren Name Umland von sulh = Furche ableitet; also auch hier eine Anspielung auf die gesäten Altvordern. Auch die Sitte der Fesselung ist nicht ganz verschwunden, wenn in einer alten norwegischen Erzählung der Name Fjöturlundr = Fesselhain auftritt, worauf sollte sich dieser anders beziehen?

Was war es nun für ein Gott, dem dieser Hain heilig und der bei den Sueven an der Spitze aller stand? Uhlands nirgends klar gegebene Antwort würde gelautet haben: der Schwertgott Ziu. Die Schwaben werden einmal bezeugt als Ziuwari, Ziuverehrer. In vielseitigen Ausführungen sucht Umland nachzuweisen, daß der Schwabename selbst mit einer altgermanischen Wurzel svaf = Schwert zusammenhänge, daß das Schwert sich dadurch

als schwäbische Nationalwaffe, gewissermaßen als Ersatz für das mangelnde Stammesheiligtum kundtue. Den Inhalt dieser Stammes Sage vom Schwert glaubt er in altnordischen Romanen und Liedern erhalten, in denen ein Svafriomi (Schwertfeuer) und Svafrlogi (Schwertglanz) die Hauptrollen spielen. Doch kommt es ja überall darauf an, die Zusammenhänge bis in das heutige Schwabenland zu verfolgen. Deshalb bemüht sich Uhland so eifrig um alte Zeugnisse für Schwerttänze auf schwäbischem Boden, an deren Stelle er freilich nur einen Messertanz aus einer Nürnberger Chronik aufstöbern kann. Aber das Gute liegt näher, ganz nahe bei Tübingen. Das Hofgut Schwärzloch, ihm von der Kinderzeit her bekannt, trägt einen viel geheimnisvolleren Namen, als man auf den ersten Blick vermuten möchte. Ein ehemaliges „Swertes = loh“, Schwerthain, lebt hier fort, also eine unmittelbare Erinnerung an den alten Schwertgott und seine heiligen Stätten bei den Semnonen!

Der Bedenken gegen Uhlands Verfahren sind Legion. Welch verschwindend geringe Übereinstimmungen genügen ihm, um alte Zusammenhänge zu wittern! Wie überkritisch verfährt er gegen einzelne Berichte, um ihnen Geständnisse über ihre frühere Gestalt abzugewinnen, und wie unkritisch verhält er sich verdächtigen Zeugen gegenüber, wenn ihm deren Aussagen willkommen sind! Wie verwegen beschreitet er hier das schlüpfrige Gebiet der etymologischen Namendeutung, das er einstmals nicht ohne die sichersten Stützen zu betreten wagte! Verwegen — ein Beiwort, das man dem Forscher wie dem Menschen sonst am wenigsten erteilen möchte, ist überhaupt der richtige Ausdruck für seine Methode. Freilich hat er es dem Leser in keinem Falle leicht gemacht, die von ihm gewünschten Zusammenhänge herauszufinden. Die Vorsicht, deren er sich bei seinen innerlich längst gezogenen

Schlüssen so gar nicht bedient hat, ist bei deren äußerlicher Darstellung übertrieben. Man ahnt höchstens von ferne, wo Uhland hinaus möchte. In dem ausgeführten Teile geht sein Bestreben zunächst einmal dahin, einen sehr festgefügtten Unterbau zu zimmern, auf dem sich das weitere Gebäude erheben kann. Deshalb stünde es schlecht mit unserer Einsicht in das Gefüge des geplanten Werkes, hätte Uhland nicht in äußerlicher Unabhängigkeit von der allein ausgeführten suevischen Sagenkunde eine Anzahl von innerlich um so enger dazugehörigen kleinen Aufsätzen geliefert, Studien zu wirklichen schwäbischen, das heißt auf gegenwärtig schwäbischem Boden noch bezugten Sagenbildungen. Soweit sie zu seinen Lebzeiten noch gedruckt wurden, erscheinen sie in Pfeiffers Germania.

„Fleißige Zusammenstellung, doch ohne scharfes Resultat,“ so hat Uhland selbst einmal eine ihm vorliegende sagenkundliche Schrift beurteilt; eine Kennzeichnung, die leider auch auf die Gesamtheit seiner Altersaufsätze Anwendung finden muß. Jakob Grimm hat ähnlich geurteilt: „Weniger (als anderes in der Germania) gefallen mir Uhlands Abhandlungen, die zwar manches sinnige enthalten, aber ohne sichtbaren Gang und Fortschritt.“ Vor allem der Beitrag, mit dem Pfeiffer seine Zeitschrift eröffnen durfte, ist einer so markanten Stellung nicht recht wert und stellt sich als ziemlich pointelose Materialsammlung dar, die scheinbar der weiten Gesichtspunkte entbehrt und nur von Uhlands ganz hoher Warte aus sagen-geschichtliche Bedeutsamkeit besitzt. Die Pfalzgrafen von Tübingen geben aus ungedruckten Handschriften eine Jägergeschichte zum besten, die einem Mitgliede dieses jagdwütigen Hauses zugestossen sein soll. Die außerschwäbischen Analogien zu dieser Erzählung, die Uhland mühselig herbeischleppt, wollen aber nicht recht verfangen. Ein zweiter Aufsatz, Dietrich von Bern, bewegt



sich auf der Grenzscheide zur Helden Sage und steht offenbar außer Zusammenhang mit dem großen Hauptwerke. Der dritte ist mit dem größten äußeren Müheaufwand und dem meisten inneren Anteil gearbeitet: *Bodman*. Ein hübscher landschaftlicher Eingang führt an die Ufer des Überlinger Sees in die Burg des badischen Freiherrngeschlechtes, das auch Uhland als Gast beherbergt hat und, die Arbeit des Gelehrten wie den eigenen Ruhm fördernd, seine Archivschätze gerne zur Verfügung stellte. Der Forscher versichert hier eigens, er wolle die Geschichte von Bodman nur so weit berühren, als sie zum Verständnis der sagenhaften Überlieferung nötig sei, die sich an ihr aufgerant habe. Eine Schwäche der Altersaufgabe aber tritt peinlich hervor: Uhland vermag nicht mehr bei der Sache zu bleiben, wird breit und redselig. Es folgt Exkurs auf Exkurs, bis man endlich das Gebiet betritt, das zur Sagenforschung Raum böte, einstweilen aber nur vorsichtig umrissen und nicht durchpflügt wird.

Nicht nur der große Gesamtplan einer schwäbischen Sagenkunde blieb unausgeführt, auch für einzelne Entwürfe, die Uhland begonnen und zum Teil Pfeiffer schon in Aussicht gestellt hatte, versiegte vorzeitig Material und Interesse. Die Germania machte sich eine Zeitlang Hoffnung, mit einer Abhandlung Uhlands über das Wuotes-  
 heer bereichert zu werden. Warum es dazu schließlich trotz der massenhaften Stoffanhäufung nicht gekommen ist, bleibt unklar. Lieber noch besäßen wir von dem Dichter der Schwäbischen Kunde die lange geplante und auch schon ein Stück weit geführte Abhandlung über die *Schwabenreiche*. Obschon eine Nachlassnotiz verrät, daß auch diese Blüten einheimischer Fabulierlust bis in die graue Vorzeit zurückverfolgt werden sollten, ist doch sicher, daß die Freude des Dichters an dem kernhaften Humor dieses Erzählungstypus es zu einer trocknen theo-

retifizierenden, kombinationsfüchtigen Darlegung im Stile der anderen Aufsätze nicht hätte kommen lassen. Humorvoll hat Uhland ausgeführt, daß die deutschen Stämme wie in der Schlacht so auch auf dem Gebiete der Narrheit seinen lieben Landsleuten das Recht des Vorstreites eingeräumt haben, daß aber der Schwabe, wie in den ältesten Geschichten derart aus dem 9. Jahrhundert so überhaupt, nicht als Gimpel, sondern als listiger Schalk erscheint, der nicht nur die Lacher, sondern auch die materiellen Vorteile auf seiner Seite zu haben pflegt. So hätte also auch dieser Teil des Werkes schließlich zum Ruhm und nicht zur Verhöhnung heimatlicher Art ausgeschlagen.

Die posthum erschienenen, äußerlich fertiggestellten Toten von Lustnau bilden leider einen viel lebloseren Abschluß dieser Aufsatzreihe, als ihn die Schwabenstrieche geboten hätten. Diese letzte Arbeit Uhlands muß methodisches Interesse erregen, wenn auch nicht Wohlgefallen.

Die Geschichte von den Toten von Lustnau gehört zu dem häufigen Sagentypus von der Rückkehr Verstorbener ins Leben. Die Kinder einer Ritterfrau in Lustnau bei Tübingen, die aus dem Grabe wiedergekommen und noch lange an der Seite des Gatten gelebt haben soll, führten den Namen der „Toten“. Uhland sieht in dieser Tradition und Benennung „eine rechtliche Sinnbildsprache, welche, späterhin nicht mehr verstanden, sich in Märchen und Sagen ausgerankt hat“. Wiedergeboren oder vom Tode erstanden sein hat nach altem Rechte keine andere Bedeutung als freigelassen, aus dem Stande der Knechtschaft in den der allein wahrhaft Lebenden aufgenommen werden. Ähnliche Symbolik liegt auch dem Märchen vom Dornröschen zugrunde, das Spinnen ist dort Zeichen der Dienstbarkeit, die Dienstbare, von der Spindel gestochen, ist „an Recht und Standesehre schlafend gedacht“. Sie



scheint. Im Oktober 1853 führte ihn die Sehnsucht nach der Zimmernschen Chronik, seiner hervorragendsten ungedruckten Quelle für schwäbische Tradition, noch einmal nach Donaueschingen — den Bibliothekar Scheffel hat er leider gerade nicht dort angetroffen! — aber damals ist bereits der Eifer für das große heimische Sagenwerk im Erlöschen, und in den letzten Tagen dieses Jahres gewinnt ein anderer, älterer und viel fester eingewurzelter Plan die Oberhand: wieder, wie fünfundzwanzig Jahre vorher, glaubt Uhland sich berufen zum Monographen der Deutschen Heldensage und wirft sich dieser alten und doch in ganz neuem Licht erscheinenden Aufgabe freudig in die Arme. Im stillen hatte er seit 1830 weitergebaut und manchen neuen Stein aufgetragen. Der Sieg, den die heimische Sage über die allgemein germanische davongetragen hatte, war nur ein scheinbarer gewesen. Wir werden aber bei diesem langen Hin- und Herschwanken zwischen zwei Werken dieses Ausmaßes von vornherein erwarten, daß Uhland auch zur Vollendung des zweiten die nötige Ausdauer sich nicht mehr wird abzwängen können.

Das Bild, das die Entstehungsgeschichte auch dieses mächtigen Torso's bietet, ähnelt merkwürdig genau dem Schicksale der Schwäbischen Sagenkunde. Auch hier waren zwei Teile, vielleicht Bände, geplant, auch hier ist der Anfangsteil niedergeschrieben, während der zweite Abschnitt nur durch eine Reihe späterer Einzelaufsätze vertreten erscheint. Und auch hier gestattet uns ein Schema, ausführlicher noch und klarer als dort in Uhlands Wege und Ziele Einblick zu tun.

Das mißbilligende Staunen, in das uns die Phantastik der Schwäbischen Sagenkunde versetzt, werden wir hier gleichwohl nicht empfinden. Dieses Monument Uhlandschen Altersfleißes hätte nicht auf tönernen Füßen

gestanden, ungeachtet aller Mängel und selbst Schrullen, die die Ansätze erkennen lassen. „Ursprüngliche Geschichte, Heimat, Bedeutung“ der Heldensage zu untersuchen, ist sein ausgesprochenes Programm. Der erste Punkt hat ihm nicht mehr viel Sorge bereitet. Nicht umsonst beginnt er den Entwurf mit den Worten: „Dem breiten epischen Ströme, der in unserem Nibelungenliede hinwallt, ist man aufwärts nachgegangen, hat alle Einmündungen aus den Sagen verschiedener Volksstämme aufgewiesen und hat den Hauptfluß bis zu seinem mächtigen und tiefen Quell in der Felsöhle verfolgt.“ Man ergötzt sich an diesem lebendig gesehenen Bilde, wird aber der präteritalen Fassung des Satzes abnehmen, daß diese Art Forschung in Uhlands Augen als abgeschlossen gelten konnte.

Von einheimischen Sagen, die dem Wurzeln in einem bestimmten Boden ihren Reiz und ihre Dauerhaftigkeit verdanken, ist Uhland wieder zur Heldensage zurückgekehrt. Kein Wunder, daß die Frage nach der Heimat, der ursprünglichen örtlichen Zugehörigkeit auch dieser Art von Sagen ihn fesselte und wichtig dünkte. Zu wichtig, wie uns fast scheinen möchte. In dem Kolleg von 1830 hat er die Zufälligkeit solch örtlicher Einfügung erkannt. Jetzt läßt er es oft an der nötigen Kritik fehlen und legt späten oder unsicheren Lokalisierungen übermäßigen Wert bei. Was seine Ausführungen sachlich dabei verloren, das haben sie freilich formal gewonnen. Denn gerade die Neigung, von einem bestimmten Orte auszugehen, an dem er die Sage heimisch wähnt, hat uns einige der plastischsten und stimmungsreichsten Landschaftsbilder aus Uhlands Feder verschafft, die wir ungerne missen würden, wenn auch die Lichter, die er darauf fallen läßt, irreführend sind.

Manche Probe aus ungedruckten Nachlaßblättern könnte den Beweis dafür erbringen, daß uns in diesem Werke allerlei Schönes verloren gegangen ist. Leider

wird das, was wir davon besitzen, ungebührlich entstellt durch das Vornwalten des dritten der von Uhland genannten Gesichtspunkte. Wir wissen schon, daß die leidige Frage nach der Bedeutung der einzelnen Helden und ihrer Erlebnisse für den Forscher immer wichtiger wird. Zum unbefangenen Genießen und Betrachten ist er nicht fähig. Siegfried als Siegfried befriedigt ihn nicht mehr, es muß mehr in ihm stecken als nur eine erfabelte Heldenfigur, er muß eine personifizierte Idee, ein Symbol sein, eine „mythische“ Ausdeutung erlauben. Traurig ist es zu sehen, wie die phantasiengeborene Gestalt unter Uhlands Seziermesser Blut und Leben verlieren muß. Brünhild ist für ihn der personifizierte Kampf, Siegfried weckt sie, das heißt er beginnt ein Kampfleben; er dringt dabei durch die Waberlohe, weil der Krieger eben durch Sengen und Brennen sein Daherschreiten kennzeichnet. So ist sein Dasein nichts Individuelles, sondern eine typische, symbolische oder nach Uhlands Sprache mythische Darstellung des Heldenlebens überhaupt. Schließlich bedeutet alles etwas: wenn Siegmund nach englischer Sage einen schatzhütenden Drachen tötet, so bedeutet das, daß er ein schatzgewinnender Seeheld war, denn unter dem Bilde des Drachens erscheint dem Nordländer das Meer. So belehrt uns der Einzelaussatz **S i g e m u n d u n d S i g e f r i e d**.

Noch immer steht dem Erklärer Odins Göttergestalt ragend im Hintergrunde dieses Sagenkreises; auch dadurch, daß er ganz der Lenkung dieses Mächtigen untersteht, verliert Siegfried an Bedeutung. Den Komplex, den Uhland einstmals als den odinischen Sagenkreis bezeichnet hat, benennt er auch jetzt nicht nach dem Haupthelden, sondern nach den zwei Frauen; Brünhild und Kriemhild ist der erste Teil des Werkes überschrieben, und aus dem Kontrast der Welsungen, deren strahlende Schutzgöttin Brünhild ist, zu den düsteren Nibelungen, denen die Larven-

verhüllte Kämpferin Kriemhild vorsteht, ergeben sich alle Konflikte.

Der starke Gegensatz dieser Sage zur gotischen, deren Betrachtung den zweiten Teil ausmacht, bleibt bestehen. Aber Uhland schweift zu deren Erklärung nicht mehr so weit in die Ferne, das trügerische Licht, das ihm einst von Persien herübergeschimmert hat, ist verglommen. Es ist auch hier ein deutscher Gott, um den sich alles gruppiert, aber nicht Odin, sondern Thor, der Donnerer. Von ihm, dem mächtigen und leutseligen Helfer des Volkes, wurden ehemals alle die Segenstaten erzählt, die sich jetzt an den Namen Dietrichs von Bern knüpfen.

So bleibt auch der ethische Unterschied zur Nibelungensage bestehen. Die warmherzige Sympathie des greisen Sagenforschers ist von dem strahlenden Knaben Siegfried, dem er einst im Gedichte huldigte, und von dem kraftvollen treuen Wolfdietrich, dem Lieblinge seiner Mannesjahre, ganz auf den milden, weisen und maßvollen Dietrich von Bern übergegangen, dessen Bild schon im trockenen Schema in den lichtvollsten Farben erglänzt. Der 1861 veröffentlichte Aufsatz *Der Rosengarten zu Worms* zeigt an einem konkreten Beispiele, wie man sich das Eintreten Dietrichs für den alten Donnergott zu denken hat. Wo jetzt heldensagenmäßig eingekleidete Kämpfe des Gotenkönigs und der Seinen gegen riesische Gefolgsleute des Burgundenkönigs bei Worms stattfinden, da erzählte man einst von der Bändigung elementarerer Kräfte, wilder Sturm- und Wasserriesen durch den Donner- und Fruchtbarkeitsgott, der damit den Sieg des Frühjahrs über den Winter errang. So erfährt der Mythos von Thor nach fünfundzwanzig Jahren noch eine Ergänzung.

Die andere, die historische Seite der Dietrichsage, in der wir deren Kern erblicken, hat für Uhland wenig Bedeutung. Nur Dietrichs großer geschichtlicher Gegenspieler hat ihn

gefesselt, und er hat diesem Ermanrich eine späte Studie gewidmet. Einen weiteren Aufsatz zur bruchstückweisen Erleugung der Probleme des gotischen Sagenkreises bringt die merkwürdig frische und einfallsreiche Abhandlung über die Walherjsage, betitelt *Der Wasgenestein*. Er fällt in das Jahr 1859, doch schon vier Jahre früher hatte Uhland durch Veröffentlichung eines ersten Bruchstückes aus dem Helden sagenwerk auf die Vollendung des ganzen resignierend Verzicht geleistet.

Dieser war um so eher am Platze, als nicht nur die Schwäbische Sagenkunde und die Deutsche Heldensage einander als Rivalen bedrängten, sondern auch noch ein dritter Konkurrent vorhanden war, der den ersten Platz in Uhlands Interessenwelt beansprucht, ihn zeitweise auch eingenommen zu haben scheint. Seit zwanzig Jahren hartete ja *Der Nithus von Odin* der Weiterführung, und die Freunde des Thor, Simrock und Maßmann zumal, wurden nicht müde, danach zu fragen. Es läßt sich nicht genau feststellen, wann Uhland wieder tatkräftig Hand ans Werk gelegt, und ob das eine endgültige Verabschiedung des Helden sagenplanes bedeutet hat; es wird nicht wohl vor 1855 gewesen sein. Ferne lagen ihm ja Thema und Methode nicht. Auch hier erscheint eine erhabene Sagentradition ins Rationalistische herabgezogen, von des Gedankens Blässe angekränkelt.

Daß es der Abhandlung über Odin, die ja wiederum nur ein sehr umfängliches Fragment ist, an Durchbildung gebricht, die einzelnen Teile schlecht aneinanderschließen und nicht frei von lästigen Wiederholungen erscheinen, darf man Uhland nicht zum Vorwurfe machen; denn gerade er hätte es den Nachlaßwaltern wohl am wenigsten verziehen, daß sie etwas so Unfertiges mit seinem Namen in die Welt hinausgehen ließen. Aber auch bei sorgfältigerer Feile wäre das Werk den ungleichmäßigen



Charakter nicht losgeworden, den es jetzt zur Schau trägt: es ist merkwürdig, wie der Mythenforscher und der Mythendeuter hier auseinandertreten. Jener trägt mit saurem Schweiß eine schwere Menge Details zur Kenntnis des Gottes und seiner Verehrung aus allen möglichen nordischen Quellen zusammen. Er entwickelt dabei mehr Verständnis als früher für die Frage, die heutzutage das Interesse der Mythologen erregen: für Orts- und Altersbestimmung des Kults, für Einzelzeugnisse des lebendigen Glaubens an den Gott. Früher hat ihn nur der Mythos, das fertige dichterische Gebilde interessiert. Aber wissenschaftliche Darstellung braucht, auch wo sie mit einer Fülle von Materialien arbeitet und auf ein völlig scharf umrissenes Resultat verzichtet, keineswegs langweilig zu sein. Und das ist Uhland leider geworden in seinen Untersuchungen über Bragi, die Runen, den Dichtergott, die Kunstpflege usw. Wieder hat man, wie schon stellenweise in der Schwäbischen Sagenkunde, das drückende Gefühl einer bandwurmartig sich dahin schlängelnden Untersuchung, die nur Windungen macht statt gegliedert zu sein, die nur ein Ende nimmt ohne ein Ziel zu erreichen.

In den Partien, die sich Mythendeutung zum Ziele setzen, schreitet Uhland bisweilen ganz munter voran. Aber da befremdet den Leser doch gar zu sehr der Abstand vom Mythos von Thor, dessen äußere Methode aufgegriffen werden soll. Dort fühlte man sich lebhaft von der poetischen Anschauungskraft angetan, die der Erklärer an den Tag legte, und die die Frage gar nicht so sehr wichtig erscheinen ließ, ob denn diese Deutung objektiv zutreffend sei oder nicht. Hier haben wir, wie bei den Deutungen der Schwäbischen Sagenkunde und der Heldensage, das Empfinden der Unnatur und Künstelei. Eine deutliche Erklärung über das Wesen des Mythos hat Uhland in einem seiner Altersaufsätze nachgeholt: er ist ihm „eine durch

Personifikation und poetische Handlung verbildlichte Idee". Im Mythos von Thor müßte dafür stehen: ein durch Personifikation und poetische Handlung verbildlichter Naturvorgang. Die zwei Teile der „Sagenforschungen“ widersprechen sich aber nicht, sondern sollen sich ergänzen. Von dem Naturvorgang und dessen Vermenschlichung ist man ausgegangen, dann hat man auch nicht Physisches, Gedankliches persönlich und episch gestaltet. Solange man sich in sinnlicher Anschauung an den Fruchtbarkeitsgott Thor hielt, schuf man Naturmythen. Der seinem Wesen nach ganz geistige Odin wirkt im Kreise des Ideellen. Es ist derselbe Gegensatz wie in der Heldensage: im Odinischen Kreise, der Nibelungensage, sind Ideen lebendig geworden, Siegfrieds Lausbahn ist die als wirklich angenommene allgemeine Idee eines Kriegerlebens, während im gotischen Kreise Dietrichs Kämpfe alte Naturmythen sind, Jahreszeitenkämpfe, die mit dem Siege des Fruchtbarkeitsgottes enden.

Wir wollen Uhlund in das Gewirre der „geistigen“ Ausdeutung des Odinsmythus nicht folgen. Nur ein Beispiel soll den Gegensatz zwischen einst und jetzt, physischer und nicht physischer, oder wie man auch sagen kann lebendiger und toter Deutung veranschaulichen.

Wie reizend hat er einst, freilich auf Vorläufer gestützt, den Mythos von Odins verlorenem Auge ausgelegt! Der Gott verpfändet dieses bekanntlich nach altnordischer Erzählung dem Quellgeiste Mimir, also dem Wasser. Das Auge Gottes ist die Sonne; er hat nur eines, das andere hat er dem Wasser gegeben, denn im Wasser erscheint ja durch Spiegelung eine zweite Sonne. Jetzt hören wir dagegen: Der Quellgeist Mimir ist der Hüter weiser Vorzeitüberlieferungen; wenn also Odin ihm sein Auge verpfändet, so bedeutet das, daß der Gott sein geistiges Auge in das Wissen der Vorzeit versenkt. So erstickt dürre

Künstelei die fruchtbare poetische Anschauungskunst der früheren Jahre.

Immer weniger ansprechend hat sich das Bild des Forschers Uhland mit den vorschreitenden Jahren gestaltet. Wir wollen aber nicht so, mit bedauerndem Kopfschütteln, von ihm Abschied nehmen. Es wurden bisher nur die Phasen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit aufgewiesen und deren Erträgnis abgeschätzt. Diese einzelnen Züge mögen sich nun noch zu einem Gesamtbilde runden. Wesen und Umfang, Form und Werdegang seiner gelehrten Arbeit sind noch einmal rückschauend zu überblicken.

Den Zeitgenossen mochte das wissenschaftliche Lebenswerk Uhlands, das sich über ein halbes Jahrhundert erstreckt hat und nicht mehr als einhalbtausend Druckseiten zeitigte (den Volksliedertext abgerechnet), dürftig erscheinen. Beim Zutagetreten der acht Bände „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“ wurde ihnen der Grundriß eines umfassend angelegten und im einzelnen schon sorgfältig ausgebauten Lebenswerkes klar. Wer heute die ungedruckten Nachlaßpapiere in Marbach und Tübingen durchgeht und die Gesamtsumme dessen überschlägt, was Uhland auf wissenschaftlichem Gebiet exerzierend, ordnend, gestaltend niedergeschrieben hat, der wird in achtungsvolles Staunen geraten. Mochte man zu seinen Lebzeiten den Eindruck erhalten, daß gelegentliche Liebhaberei die Feder des Gelehrten führe, so wird man angesichts der Handschriftenstöße des Nachlasses erkennen, daß zähe Willenskraft und nimmermüder Fleiß die Kennzeichen dieses Gelehrtenlebens sind, daß nur das Jahrzehnte durchgeführte Prinzip „nulla dies sine linea“ Studienhefte solchen Umfanges zuwege bringen konnte.

Von der gesamten west- und nordeuropäischen Literatur des Mittelalters bis zur Schwelle der Neuzeit, von dem Volksgefang aller Zeiten und Zonen, von der ein-

gemurzeltten Sagentradition vieler deutscher und auswärtiger Landschaften, von Religion und Kultus der wichtigsten europäischen Völker hat sich Uhland eine umfassende Kenntniss verschafft und ihre Denkmäler nach jeder Seite hin durchgearbeitet. Eine bloße Materialsammlung war dabei in keinem Falle beabsichtigt, sondern stets strebte er bestimmten praktischen Zielen zu. Wir müssen daher zu scheiden suchen, was bei seinen so verzweigten Studien unmittelbar dem Zwecke nutzbar gemacht werden, was nur als entferntes Mittel zum Zwecke dienen sollte.

Die Denkmäler früherer Sprachen und Zeiten können von drei Gesichtspunkten aus betrachtet werden. Der Grammatiker hat es mit dem sprachlichen Material als solchem zu tun, der Philologe (im engeren Sinn) ist bestrebt, aus der oft entstellten Überlieferung das Dichtermotiv in möglichst reiner Gestalt erstehen zu lassen, dem Literaturhistoriker liegt die geschichtliche Einreihung des Werkes, die ästhetische Einwertung, die Ergründung der künstlerischen Persönlichkeit ob.

Wenn Uhland grammatische Fragen in den Kreis seiner Untersuchungen zieht, so ist das in allen Fällen ein Abschweifen auf ein Gebiet, das sich zwar seinem Fleiß erschließen, in dem er aber nimmermehr den Schein der Einheimischkeit erzielen kann. Bei der Erörterung rein sprachlicher Dinge wird man ihn auf keinem direkten Fehler ertappen, aber er stützt sich auf das, was andere, meist Jakob Grimm, ihm dargereicht haben. Nur an zwei Stellen seiner Werke ist er etwas ausführlicher auf solche Fragen eingegangen. Einmal in der Schwäbischen Sagenkunde, wo er durch eine Parallele zwischen schwäbischem und gotischem Vokalismus die altertümliche Echtheit und Eigenart der Heimatsprache ins Licht setzen möchte. Und dann bei seinem gelegentlichen Versuche, den vertrauten Ortsnamen Tübingen zu dem Schwertgotte

Ziu, altnordisch Tyr, in Beziehung zu bringen. Beide Experimente sind gänzlich mißlungen.

Ist kritischer Sinn gegenüber der Überlieferung die Haupttugend des Philologen, so muß dem Leser bereits klar geworden sein, daß Uhland ein Philologe nicht war. Ihn zeichnete ja im Gegentheil Vertrauensseligkeit aus, auch gegenüber der anfechtbarsten Überlieferung, und sie verlockte ihn auf manchen Abweg. Tiefbohrendes Eindringen in die letzten teglichen Probleme eines Denkmals war seine Sache nicht. Er hat das gespürt und deshalb auch nur selten und flüchtig Pläne zu wissenschaftlichen Editionen erwogen. Der Volksliedertext will eine solche in strengem Sinne nicht sein, und noch weniger natürlich die druckfehlerreiche Ausgabe der Werke Hölderlins, die Uhland 1829 auf Bitten der Mutter des unglücklichen Poeten veranstaltet hat. Ein einziges Mal hat er wirklich geistreich und mit Glück konjiziert: aus einer verderbten Stelle des mittelhochdeutschen Eckenliedes wollte er durch scharfsinnige Änderung weniger Buchstaben den Autornamen des Liedes und damit einen noch unbenannten deutschen Dichter herauslesen.

Uhland ist Literaturhistoriker. Die Denkmäler als solche, besonders als Kunstwerke zu würdigen und ihnen ihre Stelle im geschichtlichen Zusammenhange zuzuweisen, das ist sein Geschäft und seine Stärke. Freilich ist auch da sofort wieder eine Einschränkung zu machen: einarbeiten kann er sich in alle literarischen Zweige, Einseitigkeit in der Auswahl seiner Lektüre und Studiengegenstände kennt er nicht; wohl aber in dem, was ihn interessiert, was seinem Herzen nahetritt. Es ist der wesentlichste romantische Niederschlag in seinem Wesen und Wirken, ein Empfinden, das er Zeit seines Lebens nicht hat los werden können, wenn er nur die Gattungen der Literatur für voll zu nehmen vermag, die angeblich oder

wirklich in ihrem Werden und Wachsen mit dem Volke verknüpft sind. Das gilt auf allen Gebieten. Niemals hat er sein Interesse auf moderne Kunsstdichter ausgedehnt, kaum daß einige Poetengestalten des 17. Jahrhunderts ihn noch zu locken wußten, während ihn jeder Kinderreim, jede noch so törichte volksmäßige Tradition auch der Gegenwart der Erörterung wert dünkte. Der Prozeß, den wir ihn zuerst in Paris durchmachen sahen, hat sich dann immer wiederholt. Er verschaffte sich Kenntnis aller Zweige der altfranzösischen erzählenden Literatur. Aber das Künstliche, Höfische und Bürgerliche tritt ihm bald zurück. „Sage, Heldensage, Nationalsage“ wird seine Losung, die sich zum Schlagwort seiner Forschung für Jahrzehnte auswächst.

Fast möchte man bei dieser Umgrenzung von Uhlands Interessengebiet in ihm eher einen Folkloristen, als einen Literaturhistoriker sehen. In Wahrheit sind ihm aber volkstundliche Probleme, die er im Vorübergehen streifte, nur Nebensache. Nicht Volkskunde, sondern Volkskunst ist sein Programmwort; und auch diese ist ihm nur dann wertvoll, wenn sie bis in ihre modernen Ausläufer die Gewähr alteingesessener Echtheit trägt, wenn er in ihr einen Abglanz altdeutschen Wesens zu sehen glaubt. „Die altgermanische Kunst bestand in Liedern,“ so hat er sich gelegentlich im Stilistikum geäußert. Andere Kunstzweige als die Poesie konnten daher gar nicht so tief im Volke wurzeln, daß es sich verlohnt hätte, ihnen nachzugraben. Die altgermanische Religion interessiert ihn auch nur so weit, als sie dichterischen Niederschlag gefunden hat. Seine göttergeschichtlichen Abhandlungen handeln nicht vom Glauben an Thor, an Odin, sondern sie sind betitelt: der Mythos von Thor, von Odin. Was das Volk dichtend von seinen Göttern erzählt hat, darum fragt er allein.

Zweifellos spürte Uhland in sich das Vermögen, dies

altererbte volkspoetische Element allenthalben mit besonderem Scharffinne herauszufühlen. Indes mußte bereits in mehr als einem Falle festgestellt werden, daß seine Zuversicht ihn dabei betrogen hat. Geschmacksrichtung und Begabung brauchen auch in wissenschaftlichen Dingen nicht immer Hand in Hand zu gehen.

Welcher Art war denn nun aber die spezifische gelehrte Veranlagung Uhlands? Auch hier werden wir ein romantisches Element in ihm nachwirkend mächtig finden. Seine Stärke lag nicht auf dem Gebiete des Verstandes, sondern des Gefühles. Zwar das von den Romantikern zuerst geforderte und virtuos entwickelte Vermögen des Einfüllens in eine bestimmte Persönlichkeit haben wir ihm absprechen müssen. Wohl aber besaß er in hohem Grade jene romantische Fähigkeit, das Schöne, poetisch Echte und Wertvolle aus allen Verhüllungen und Entstellungen herauszuspüren. Er ging nur fehl, wenn er es dem Volke auf das Verdienstkonto schrieb; es zu sehen und zu verstehen hat er immer richtig vermocht und gelehrt. Aber es bleibt nicht bei dieser triebhaften Witterung, bei einem vagen Sich-angezogen-Fühlen durch das ästhetisch Fesselnde. Uhlands Gefühl reichte tiefer, es durchdrang die Formen- und Stimmungswelt des Dichtwerkes, in die er innig zu versinken mußte, und aus diesem stets sicherer werdenden Empfinden erwuchs ihm ein feines Stilgefühl, das als strenger unbestechlicher Richter in ihm waltete und ihn auch zu treffenden und anderen eingänglichen Charakteristiken befähigte. Er darf von sich sagen, daß er weiß, wie ein altgermanisches Gedicht ausgesehen hat, das heißt ausgesehen haben kann oder nicht kann, ja ausgesehen haben muß. Als das pseudoalthochdeutsche Schlummerlied von Zappert auftauchte, von dessen geschickter Maché sich selbst Jakob Grimm täuschen ließ, wies Uhland es weit von sich, und man erkennt sofort, mehr als die Ver-

standesgründe, die er anführt, sagte ihm sein inneres Stillegefühl, daß hier keine althochdeutsche Luft wehe.

Wer aber den Litterarhistoriker Uhland lediglich als Gefühlsästhetiker einwertet, der unterschätzt ihn. Nicht nur sein Wollen, auch sein Können reichte weiter. Schon mit neunzehn Jahren hat er es ausgesprochen, daß eine reine ästhetische Einstellung für den deutschen Altertumsforscher ein Fehler wäre. „Viele nehmen,“ so meinte er damals an Seckendorff, „zu wenig darauf Rücksicht, daß man bei Wiederaufgrabung der verschütteten Vorkwelt auch das hervorziehen habe, was zwar für sich ohne großen Wert ist, aber doch als Stück in der großen Ruine seinen Platz ausfüllt“. Und so wie damals hatte er stets das Ziel im Auge, nicht nur ästhetische Freude und Anregung aus zufälligen Bruchstücken der Vorzeit zu gewinnen und zu spenden, sondern einen Gesamtbau aufzuführen, zu dem ihm jedes kleinste Steinchen willkommen war. Er hatte historischen Sinn und das Bedürfnis nach klarer Einreihung der einzelnen Erscheinung. Freilich überschätzte er seine und überhaupt die menschliche Fähigkeit zum Wiederaufbau dieser Ruine. Er besaß nicht die entscheidungsvolle Enthaltbarkeit des Forschers, dem der Mangel an Tatsachen den Weg versperret, sondern er beschränkt die Pfade der künstlichen Spekulation und Kombination, die ihn gar leicht in die Irre führten.

Insoferne gefühlsmäßige Ergründung der dichterischen Werte seine Hauptaufgabe war, bedurfte Uhland keines Führers auf wissenschaftlichem Gebiete. Wie er keinen Lehrer gehabt und den Zugang zum deutschen Altertume selbständig gefunden hat, so ging er auch weiterhin seine eigene Straße daher. Nur in jenem anderen Punkt, im Anknüpfen und Weiterspinnen weitgedehnter historischer Verbindungsfäden, da ließ er Vorgänger, zum Teil recht unverläßliche und romantische, auf sich einwirken und



lernte auch von ihrer Methode. Irgendwelcher festausgeprägten Richtung oder Schule hat er aber nie angehört, auch der in den dreißiger und vierziger Jahren dominierenden Persönlichkeit Lachmanns gegenüber wahrte er seine volle Freiheit. Seinem Wesen fühlt er die Brüder Grimm, namentlich Wilhelm, am verwandtesten. Er betont deshalb immer besonders gerne die Gemeinschaft mit ihnen, auch wo die Ansichten faktisch auseinandergehen. Jakob Grimm ist ihm übrigens eigentlich nur grammatische Autorität gewesen, auf dem gemeinsamen mythologischen Arbeitsfelde fühlte er sich stark von ihm geschieden. Jüngeren Forschern gegenüber hat er sich fast ausschließlich gebend verhalten.

Sie traten ihm zahlreich nahe, und doch stellte sich in späteren Jahren der nahe Freund und Vertraute germanistischer Arbeit nicht ein, den er so oft ersehnt hatte. Uhlands verhältnismäßig isolierte Stellung in der Geschichte der Wissenschaft ist nicht allein auf einsiedlerische Neigung und Eigenwilligkeit zurückzuführen. Wie oft klagt er über Mangel an Anregung und Berührung mit einem wissenschaftlichen Publikum! Einen guten Teil der Schuld trug natürlich die Abgelegenheit seines Wohnortes. Seine verschlossene Natur tat das übrige. Seinen Korrespondenten, deren ja namentlich die Volksliederarbeit eine große Zahl auf den Plan ruft, mag er mit grundsätzlichen Glaubensbekenntnissen nicht lästig fallen, sondern er begnügt sich mit Darlegung seiner Spezialwünsche. Gefällig und liberal, wie er selbst in wissenschaftlichen Dingen gefinnt war, erwartete er auch die anderen zu finden, trifft er Eigensucht und Mangel an Zuorkommenheit, so stellt sich einer der seltenen Fälle ein, in denen der kühle Briefschreiber Ärger verraten kann. Das herzlichste Mitteilungs- und Austauschverhältnis bestand ja jahrzehntelang zu dem alten Laßberg, aber der wackere Sammel-

enthusiast war zu den tieferen wissenschaftlichen Problemen nicht gerüstet. Später haben Pfeiffer, Keller und Holland verstehend an manchem teilgenommen, was Uhland intereffierte. Doch fehlte allen dreien die selbständig anregende Bedeutung.

Zur Arbeit als solcher, wohlverstanden, bedurfte Uhland niemals der Anstachelung. Wohl aber zum endgültigen Herausgestalten und äußerlichen Abschließen. Von Haus aus lag ihm, dem Dichter, diese Seite seiner Tätigkeit ja am nächsten. Aber je weiter die Zeit vorschritt, je verzweigter die germanistische Literatur wurde, desto schwieriger gestaltete sich der Weg auf den Gipfel, von dem aus endlich die Aussicht frei wurde. Er führt einmal W. Grimm gegenüber brieflich aus, daß der Vorzug, den die Gegenwart — 1839 — durch die Erschließung und Vereinigung so vieler Quellen biete, doch nur scheinbar sei, und erinnerte sich mit Wehmut an die Frühzeit seines Forschens, an „jenes selbständige Arbeiten mit geringen Mitteln, jenes allmähliche Entdecken eines kaum geahnten Reichthums“. Allzu mühevoll machte das Detailstudium oft die wirkliche Ausführung. Manchmal genügte es ihm daher, den Plan für seine großen wissenschaftlichen Werke im Kopf auszuarbeiten und aufzurichten, und er verlor dann die Lust, wenn es an die einzelne Ausgestaltung gehen sollte, die doch in vieler Hinsicht reproduzierende Sklavenarbeit sein mußte. „Die Bemerkung, es müsse im Dichtergemüt liegen, nur stückweise zu arbeiten und nach einiger Zeit zu anderem überzugehen, gab er zu und bemerkte, der Reiz des Schaffens liege eben im Erfinden und Anlegen, im Überwinden des Schwierigen, nachher komme man lieber wieder zu etwas Neuem.“

Die strenge Selbstzucht, die seine trockenen Quellenstudien und Vorarbeiten trotz alledem regelt, macht es ihm aber auch zur Pflicht, in der Form zwischen dem gelehrten

und dem poetischen Werke grundsätzlich zu scheiden. Aus dem Geiste, nicht aus der Gestalt seiner wissenschaftlichen Schriften sollte der Poet zu erkennen sein. Die blumenreiche, bildhafte, aber zur Dunkelheit neigende Sprache manches Romantikers, z. B. Görres', darf man bei ihm nicht erwarten. Er wahrt äußerste Schlichtheit, das Persönliche tritt streng zurück. Das auch in dem Sinne, daß Uhland gegenüber anderen Meinungen niemals ausfallend wird. Der wissenschaftlichen Polemik hat er sich bei aller Anerkennung ihrer Fruchtbarkeit nie beleihtigt. Wir besitzen auch keine Rezension von Uhlands Hand. Die einzige wissenschaftliche Äußerungsform, die er kannte, war die sachliche, vom Gegenstande diktierte Abhandlung. Dabei macht es keinen Unterschied, ob seine Ausarbeitung für den mündlichen Vortrag oder für die Drucklegung bestimmt ist.

Eigentliche Facharbeiten wollen seine Abhandlungen nicht sein. Stets hat er ein weiteres Publikum vor Augen, aber es ehrt den Poeten doppelt, daß er sich nicht zu diesem herabläßt, sondern es zu sich emporzuziehen sucht. Wissenschaftlichkeit und Popularität, strenge Sachlichkeit und Genießbarkeit waren keine Gegenätze für ihn, die sich ausschlossen. Es mag in seiner ja auch im Leben oft bemerkten Trockenheit liegen, daß er namentlich in den späteren Schriften Fassungsgebe und Geduld des Lesers wider Willen sehr überspannt. Dadurch, daß er im Grunde nichts voraussetzen, sich aber dennoch gleich auf volle wissenschaftliche Höhe erheben wollte, sah er sich gezwungen, in Fußnoten die nötige Basis für das Verständnis zu schaffen. Schon für das Auge ist diese Belastung des Textes mit Anmerkungen unerfreulich, die Lektüre leidet ganz außerordentlich darunter.

Das ist um so bedauerlicher, als Uhland sonst auf die äußere Form seiner Ausführungen hohen Wert legt. Mit

besonderer Sorgfalt verfährt er bei Einleitungen und Schlüssen. Nicht nur, daß er diese immer und immer wieder hin und her wendet und aufs neue umbildet, er liebt es auch, gleich zu Beginn den Leser zu fesseln, in medias res zu führen. Den Verdacht unlebendiger Dürre wehrt er z. B. am Anfange seiner Abhandlung über die Liebeslieder ab durch die Wendung: „Solang es nicht eine greise Jugend gibt, wird stets das Liebeslied die Blume der Lyrik sein.“ Befäßen wir aber Prosawerke, bei denen Uhlands Autorschaft strittig wäre, so hätte die Anhäufung von Stilkriterien wenig Aussicht auf Erfolg. Der ruhig gedehnte Fluß seiner Darstellung, die nicht gerade temperamentlose, aber gänzlich unleidenschaftliche Sachlichkeit trägt kein auf den ersten Blick kennzeichnendes Merkmal. Kräftige Eigenart des Verfassers tritt hier, wie ja auch in der Poesie, nur dort hervor, wo das Lob ferniger deutscher Vorzeitart zu singen ist. Deshalb sind die Helden sagenabschnitte des ersten Kollegs neben der Waltherahandlung darstellerisch das Bedeutendste. Stets hat Uhland das Bestreben, den Leser nicht nur über die deutsche Vergangenheit zu belehren, sondern ihn mit ihrem Hauch anzuwehen. Mit Auszügen und Proben aus den poetischen Werken, die gerade zu besprechen sind, hat er niemals gezeigt. Er weiß dabei so hübsch zu erzählen, das Ansprechende und Poesievolle mit so sicherem Griff herauszustellen, daß seine Exzerpte oft mehr Vergnügen machen als das, was er darüber als Gelehrter zu sagen hat.

Innerhalb der eigenen wissenschaftlichen Ausführungen fällt dem poetischen Elemente nur eine spärliche Rolle zu. Läßt er es hereinspielen, so veranlaßt ihn dazu nicht wohlgefälliges Brunken mit seinem dichterischen Anschauungsvermögen, sondern sichtlich ein Bedürfnis seiner inneren Natur. Um zu beweisen, daß sein Verzicht auf Anmut der Form nicht Armut, sondern gewollte Enthalt-

samkeit ist, läßt er da und dort hübsche dichterische Lichter aufblitzen.

Das abstrakte Urteil, daß die Poesie zu Ausgang des Mittelalters sozial immer tiefer sinke, wird in eine konkrete Anschauung eingekleidet: „Bettelhafte Hände schlugen das abgegriffene Saitenspiel, das einst Kaiser und Könige gerührt hatten.“ Vom glücklichen farbigen Ausdrucke schreitet er über die besonders beliebte poetisch erschaute Analogie weiter zum förmlichen Bild und schließlich in einer kleinen Zahl von Fällen zum breit ausgeführten Gleichnisse.

Besonders gern wird dabei zunächst Lebloses verlebendigt durch Beziehung zur lebendigen Natur. „Vor allem,“ so heißt es zu Anfang des Bodmanaufsatzes, „haftet das Auge an dem weitgedehnten See, rauscht er doch, lauter oder leiser, in die meisten Sagen herein.“ „Schöpfen wir unsere Kenntnis des Mittelalters nur aus den lateinischen Chroniken, so sehen wir den Dornstrauch ohne die Rose.“ Die Vergleiche heben in schlichtester Form an und steigern sich zu künstlicher Plastik. Für Fischarts Wesen findet er eine Reihe von Bildern, er ist ihm „ein Brunnen mit zahllosen Röhren“, seine Poesie ergreift das fremde Vorbild, „wie die traubenschwere Rebe sich Stab und Geländer sucht“. Kräftig läßt er Bild und Gegenstand ohne Verbindung nebeneinandertreten: „Die Reife der Zeit verkündet sich in dem Verfall des bisher Bestandenen. Wenn die Herbstblumen aufgehen, so verwelken die des Sommers.“ — „Wenn die Sonne hinter den Wolken steht, kann weder Gestalt noch Farbe der Dinge vollkommen hervortreten; nur im Lichte der Poesie kann eine Zeit klar werden, deren Geistesrichtung wesentlich eine poetische war.“

Wie hier, so ist Uhland auch anderwärts unerschöpflich, wenn es gilt, das Wesen der Poesie in Bildern klar zu machen. Prachtvoll gelingt ihm das zu Anfange des

Kollegabschnittes über die Heldenfage: „Wie über einer großen Bergkette, aus dem Schoße derselben und ihrem Zuge folgend, nur mit kühneren Zacken und Zinnen, ein leuchtendes Wolkengebirge emporsteigt, so über und aus dem Leben der Völker die Poesie.“ Am berühmtesten geworden ist der ausführliche Vergleich der Heldenfage mit einem alten Lagerfasse voll Wein, der derselben Vorlesung entstammt.

Uhland verstreut diese farbigen und duftenden Zierate seines gelehrten Stiles nicht wahllos, sondern mit klugem Bedacht. Wie er Einleitung und Schluß immer besonders sorgfältig abwägt und poetisch gestaltet, so schmückt er sie auch gerne mit Bildern aus. Der Aufsatz über den Waisen schließt effektiv mit einer dichterisch umkleideten politischen Anspielung: „Jetzt ist er (der Waise) längst abhanden gekommen. Der Leitstern der Deutschen findet sich in keiner Krone mehr. Möge das ewige Licht, das Auge Gottes selbst, unseres Volkes Leitstern sein.“ Die vierte Volksliederabhandlung endet mit einem hübschen Wortspiele, an den Namen des letzten Volksängers Jörg Grünwald anknüpfend: „Aus dem grünen Wald stammt die alte, naturtreue Volksdichtung, der letzte Sänger dieser Weise geht in den grünen Wald wieder auf.“

Eine äußerst bescheidene Rolle spielt in Uhlands gesamter Schriftstellerei der Humor. Einige ganz glückliche heitere Prägungen sind ihm gleichwohl gelungen (der deutsche Ziu ist „gleichsam ein Kriegsgott auf halbem Solde,“ Hamlet hat die unselige Gabe, „alles zu wittern, was im Staate faul ist“). In der Minnesingerabhandlung wirft er einen scherzhaften Seitenblick auf die damalige Damenmode, und einmal, ein einziges Mal hat er im Kolleg einen Witz über die Schreibseligkeit seines alten Freundes Sazo einschlüpfen lassen. Nicht falsche Gravität des wissenschaftlichen Stiles begründet diese Enthalt-

samkeit, denn wir wissen es ja, daß auch im Leben der Wiß Uhland nicht reichlich und schlagkräftig zu Gebote stand.

Wir haben den Gelehrten als eine einheitliche Persönlichkeit betrachtet. Aber vom altfranzösischen Epos bis zu den Toten von Lustnau führt ein weiter Weg, und Ansichten wie Äußerungsformen des Forschers mußten auf diesem mannigfache Wandlungen erleiden. Von einer veränderten Interessensphäre kann man insofern reden, als eigentlich erst mit dem Sommer 1831 Volkslied und Volks- sage im weitesten Sinn über die universeller gerichteten altdeutschen Literaturstudien den Sieg davon getragen haben. Späterhin trat auch eine Verengung der Interessen in mehr räumlichem Sinne ein: Zu Anfang war Uhland gar sehr in die Ferne geschweift, mit zunehmendem Alter lernte er mehr und mehr sich mit dem Nahen und Nächsten bescheiden. Norwegisch-isländische Volks- sagen haben ihn zwei Jahrzehnte hindurch gereizt, da endlich findet er, daß die Heimat und deren Sagenüberlieferung ihm nicht minder fesselnde Probleme biete. Und je älter er wird, desto weniger weit tragen auch den Gelehrten Uhland seine Füße. Statt sich in den Wäldern der Normandie und des fabelhaften nordischen Swaeflandes zu ergehen, macht der schwäbische Sagenforscher kleine Spaziergänge von Tübingen aus, nach Wurmlingen, nach Schwärzloch, nach Odenberg, in seinem letzten Aufsätze, der dem Todesjahr entstammt gelangt er gar nur noch in das benachbarte Lustnau hinüber. In der Jugend hat er diese Gegenden mit Dichteraugen beschaut, seinen Blick über das Land schweifen lassen und der schönen Heimat in Gefängen gehuldigt. Im Alter sieht er sie durch die Brille des Gelehrten an, durchkramt in Wurmlingen, dessen Kapelle er vor fünfzig Jahren besungen hat, die Archive und sucht den vertrauten Gegenden aufs neue die

Ehre zu mehren, indem er ihnen eine geheimnisvolle urzeitliche Sagengeschichte erfindet.

In höherem Grad als das Interessengebiet hat sich leider mit der Zeit die Methode geändert. Die harmlos frische, vorurteilslose und doch besonnene Betrachtweise, die ihm den bahnbrechenden Fund auf altfranzösischem Gebiet und die schöne monographische Würdigung Walthers erlaubt hatten, ging verloren. Wie viel Herzerfreuendes bringen immerhin noch die Vorlesungen, welche geschmackvolle Klugheit macht die unannehmbare Grundthese des Mythos von Thor erträglich und die Lektüre der wohlangelegten Schrift zu einem Vergnügen! Aber die Anzeichen der kommenden Trübung dieses klaren Blickes fehlen nicht. Die künstliche Spielerei mit der persischen Lichtreligion in dem ersten Kolleg ist noch ein romantischer Bodensatz, der geblieben ist. Er wird nicht fortgespült, und so muß er die Klarheit von allem, was ferner in das Gefäß gegossen wird, trüben. Ein böser Gotenkönig, früher unter dem Bild eines Drachen verkörpert, soll einem ursprünglich persischen Finsternisdämon gleich sein. Im Reime liegen schon alle Gebrechen der Uhländischen Altersarbeiten in dieser Theorie; künstliche Kombinationsfucht, die keine zeitlichen und ethnographischen Grenzen kennt; leblose Allegoristerei, die eine blutvolle epische Gestalt zu einer religiös-philosophischen Idee verflüchtigt; mangelnder kritischer Blick gegenüber zufälligem Zusammenklang und den Analogien verworrener schlechtbezeugter Volkstradition. Eine wahre Peripetie in Uhländs gelehrtem Schaffen bringt aber jene verhängnisvolle Stelle im Mythos von Thor, wo plötzlich die „geistige“ Deutung die physikalische ablöst und spielerischer Willkür Tür und Tor öffnet.

Dem veränderten, leider verschlechterten Gehalt entspricht auch eine minderwertige Form. Die Anlage von Uhländs wissenschaftlichen Werken beginnt um 1840 ihre



Klarheit und lebendige Frische zu verlieren. Bei den Volksliederabhandlungen war zuerst darüber zu klagen. Und mit welcher Mühe muß man sich oft durch das Labyrinth der Alterswerke hindurchwinden! Hier erreicht auch die Vorliebe für weitschichtige Anmerkungen ihren Höhepunkt, und die poetischen Elemente sind im Versiegen. Auch sie entwickeln sich nicht gleichmäßig. Der Aufsatz von 1811 hat ihrer noch entraten müssen, die Schriften der zwanziger Jahre und die Vorlesungen stellen eine Hochblüte lebenswürdig poetischer Bildlichkeit dar, die schließlich vor der ringsum herrschenden Trockenheit verdorren muß. In den Altersaufzügen muß man sich mit dem Forscher auf steilem Pfade weitermühen, und nur ganz selten hebt an dessen Rande ein langes poetisches Blümchen schüchtern den Kopf. Man weiß nicht, wohin der Weg geht und schreitet verdrossen dem Führer nach, entdeckt nach Stunden, daß man ihm auf einen abliegenden Seitenpfad gefolgt ist und jetzt erst wieder die Hauptrichtung erreicht; wenn man überhaupt zu einem Ziele gelangt, so lohnt es die aufgewandte Mühe nicht, die des Wegbereiters ebensowenig wie des Wanderers.

Aber schließlich kommt es nicht auf die Erträgnisse und äußeren Formen an, wir wollen in erster Linie wissen, was denn für Umland sein gelehrtes Handwerk innerlich bedeutet hat. Das bekannte Schillersche Distichon scheidet zwischen zwei Arten von Wissenschaftlern: „eine unsterbliche Göttin ist sie dem einen, dem andern eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.“ Es kann kein Zweifel sein, welcher Klasse Umland zuzuzählen ist. Auch abgesehen von dem äußeren Umstande, daß er derartige Schriften niemals des Broterwerbes halber abzufassen brauchte, müssen wir sagen: Er hätte niemals aus äußeren Rücksichten, sei es um eine Stellung zu erwerben oder seinen Gelehrtenruhm zu mehren, zur Feder gegriffen. Er

selbst schrieb sich Stoff, Umfang, Abfassungszeit der Arbeit unbedingt vor, das eigene Urteil war ihm oberste Instanz, die eigene Zufriedenheit einziger Lohn. Gewissenhafter Pflichtmensch ist er nicht nur dort, wo andere ihn auf einen Posten gestellt haben, sondern auch wo er lediglich sich selbst verantwortlich erscheint. Gewiß hat Uhland mit Freuden den akademischen Unterricht erteilt und noch nach fast zwei Jahrzehnten die Rückkehr zu ihm erwogen. Aber der Lehrtrieb war doch nicht das erste, das ihn zu literarischer Tätigkeit drängte. Die Hauptsache ist ihm, daß er selbst zur Einsicht gelangt. Er ist in erster Linie eine Forschernatur gewesen, und jenes kräftige Streben nach Klarheit und Wahrheit, das er als Mensch skrupellos gezeigt hat, liegt auch seiner gelehrten Arbeit zugrunde. Aufrichtig, ohne Taschenspielerlei, Schönfärberei, Effekthascherei geht er vor und sucht sich in allem den ungetrübten Blick zu wahren. Daß das Wahre, auf das er zu stoßen sucht, ein Schönes sein müsse, das ist ein Grundgedanke, der zu fest in seine Anschauung der germanischen Vorzeit und speziell der sogenannten Volksdichtung verknüpft ist, als daß er je auf ihn verzichten könnte. Wir werden ihn auch nicht als Vorurteil schelten, sondern in ihm jenen optimistischen Glauben an das Gute und Große im eigenen Volke sehen, ohne den kein nationaler Historiker Bleibendes wird schaffen können.

Aber ist denn dies dem Gelehrten Uhland geglückt? Wir beantworten die Frage zu einseitig, wenn wir uns daran klammern, daß tatsächlich noch heute manches in den Kollegien unveraltet, die Volksliedersammlung eine schätzenswerte Quelle ist. Uhland hat auch dort, wo man ihn überholen konnte, redlich dazu mitgeholfen, die Steine zu dem großen Gebäude der germanistischen Wissenschaft beizutragen und zu behauen. Seine Ausführungen stellen meist nur Durchgangsstationen dar, keine Endpunkte,

Sprossen, die zur Höhe führen und nicht Gipfel. Nur dem Künstler ist es gegeben, ganz Unveraltbares zu schaffen. Auch darin, daß der Poet sich dazu verstand, ein Dienender, ein Mitarbeiter zu werden, zeigt er eine wenigen gegebene Selbstentäußerung.

In einem endlich führen die wissenschaftlichen Werke über das hinaus, was wir an Uhland gewohnt sind und erregen dadurch unser — nicht wissenschaftliches, aber menschlich ästhetisches — Wohlgefallen. Der Dichter ist äußerlich genommen Kleinkünstler geblieben, Lyrik und Ballade ist sein Feld, die dramatische Ader sprudelt spärlich, größere Epenpläne bleiben liegen. Der Forscher zeigt die Fähigkeit zu monumentaler Größe des Planens und Entwerfens. Es waren Riesenwerke, die er sich vorge-  
 setzt hatte, die mittelhochdeutsche Literaturgeschichte, die Sagenforschungen, auf breitester Basis Götter- und Heldenkunde umfassend, die Darstellung des gesamten Volkslebens an der Hand der Lieder, endlich die schwäbische Sagenkunde. Solche Projekte hegt kein armseliger kleiner Zellengelehrter, sondern ein wissenschaftlicher Geist von umfassender Weite des Blickes und Tiefe der Einsicht. Doch nur einem reinen Gelehrtenleben und einer von der Jugendzeit an ganz auf solche Arbeiten konzentrierten Kraft wie der Jakob Grimms etwa hätte die Bewältigung gelingen können. So könnte man fast, statt mit den Zeitgenossen und manchem Nachfahren zu beklagen, daß Uhland schließlich so völlig Gelehrter geworden ist, umgekehrt bedauern, daß er es nicht von Anfang an ganz hat sein dürfen. Vielleicht wäre er dann berufen gewesen, neben Lachmann und Grimm der dritte zu werden, der unserer älteren Gelehrten-  
 geschichte zu jeder Zeit abging: Neben dem Grammatiker und Philologen der die Tiefen durchdringende und die Weiten umfassende Literarhistoriker.

---



## 14. Kapitel

### Ausflug

Nicht nur nach der gelehrten Arbeit, nach dem stillen Versinken in seine Bücher sehnte sich der äußerlich so hartnäckige und innerlich so unlustige Volksvertreter in den letzten Frankfurter und Stuttgarter Monaten 1849 zurück; wenn seine Gedanken mit ungeduldigem Verlangen nach Tübingen flogen, so galten sie ebensosehr wie der geliebten Tätigkeit auch der geliebten Heimstätte, die sich ihm dort aufgetan hatte und ihn mit so viel Behagen zu empfangen pflegte, daß er jeden Aufenthalt in der Fremde als Exil ansah.

Jahrzehntelang hatte Uhland erst als Junggeselle, dann als Ehemann bei fremden Leuten zur Miete gewohnt. 1836 erst konnte er das selbstverständliche Sehnen des damaligen seßhaften Bürgers nach einem eigenen Hause befriedigen, und das lange Warten hatte sich verlohnt: Es war ein echtes Dichterheim, in das er einziehen durfte, kein enges Stadtgelaß wie einst der alte Bau in der Hafengasse, sondern ein großes Haus mit hellen Räumen, offenem Blick in die Natur, geziert durch einen mächtigen Garten und Weinberg.

Noch heute fällt der stattlich gediegene Bau des Uhlandhauses dem Besucher sofort ins Auge, der von der Neckarbrücke in die Stadt wandert. Es lehnt sich an den steil aufsteigenden, weinbepflanzten Abhang des Öster-

berges an und blickt in die Fluten des Neckars hinab. Doch mag man zwischen der Lage des Hauses und der Natur des alten Umland eine Gegensätzlichkeit finden, die nicht immer zum Vorteil ausschlagen konnte: Jene zeigt sich der Beobachtung und öffentlichen Aufmerksamkeit viel zugänglicher als diese. Angesichts des einladenden Hauses mußten sich die Leute oft zur Unzeit an den Dichter erinnern fühlen, der sich so gerne versteckt gehalten hätte. Der Fall mag nicht vereinzelt gewesen sein, der für eine Tagung des schwäbischen Sängerbundes bezeugt ist, daß die Massen, die dem Festakt auf der nahen Wörth bewohnten, plötzlich den Ruf erhoben: „Zum Umland!“ und ihn aus der stillen Arbeit aufstörten. Die idyllische Ruhe, die ein Dichter- und ebensowohl ein Gelehrtenheim umschweben soll, war mit dieser Wohnung unverträglich. Der Lärm der Fußgänger und Wagen, die die nahe Neckarbrücke passieren, macht, wie mir die freundlichen Hausbewohner klagten, im Sommer bei geöffnetem Fenster einen Aufenthalt in den vorderen Zimmern fast zur Unmöglichkeit. Umland kannte wohl noch nicht die Nervosität des modernen Menschen gegenüber Geräuschen, und wenn das Wagenrollen, Plaudern und Schreien auf Brücke und Straße seinem Ohre nicht immer genehm war, auf das Schauspiel, das sich seinem Auge darbot, mochte er um keinen Preis verzichten. Wenn freilich die Straßen sich zu leeren begannen und der Lärm allmählich verhallte, dann stellte sich eine Störung anderer Art ein in den abendlichen und nächtlichen Kneipgefängen, die von dem nahegelegenen Burschenschaftshause herüberklangen. Seufzend soll Umland oft bereut haben, daß er die eigenen Lieder, die ihm da mit ermüdender Regelmäßigkeit entgegenhallten, nicht etwas kürzer gehalten habe, namentlich das unvermeidliche: „Wenn heut' ein Geist herniederstiege.“

Schutz und Zuflucht vor aller geräuschvollen Außenwelt boten Garten und Weinberg. Seine stillen Plätzchen wurden von dem nachsinnenden Gelehrten wie von der handarbeitenden Hausfrau gleich gerne aufgesucht. Zum bequemen Ergehen bot er allerdings keinen Raum: Hart hinter dem Hause beginnt der Abhang des Berges, und wer seine steilen Stufen hinauf steigt, dem erwächst Hochachtung vor der körperlichen Rüstigkeit des Siebzigers, der bis wenige Monate vor seinem Tode diesen Weg jeden Tag so oft und so spielend zurückgelegt hat. Einen schönen Ziergarten anzulegen, danach stand Uhlands Sinn nicht, zu seinem Besucher Wackernagel sagte er einmal, er ziehe Blumen nicht gerne auf Beeten, er pflücte sie lieber in Wald und Flur. Aber ein guter Pomologe war er und hatte auf seine Obstbäume und Weinstöcke gar wohl acht, die sich den Berg hinanzogen. Es lohnte sich wohl, zur Höhe zu steigen. Denn mit jeder Etage eröffnet sich eine weitere Sicht, und oben endlich, vom Gartenhäuschen und den baumbeschatteten Stühlen der Terrasse, erstreckt sich der Blick ungehemmt in die Ferne. Zur Rechten sieht man hinunter in das Gewinkel der engen Straßen mit den spigen Giebeln, aus denen sich ragend die höher gelegene Stiftskirche erhebt; bekrönt wird das Städtebild durch den trozig massiven Schloßbau. Zu Füßen windet sich das silberne Band des Neckars, an dessen Ufern sich, wie an den benachbarten steilen Hängen des Osterberges, erst eben einige menschliche Behausungen anzusiedeln begannen. Auch der Anblick der unschönen Bahnhofsvorstadt störte den damaligen Beschauer noch nicht, dessen Blick also unbeschränkt hinüberschweifen konnte über die anmutige felderbedeckte Breite des Neckartales zu den dunkeln Wäldern des beginnenden Gebirges, um sich in der blauen Ferne der mild geschwungenen Albberge zu verlieren. Wohlhabenheit, Ruhe. Freundlichkeit liegt über dieser

Landschaft, als spiegelte sich das wohlabgestimmte, harmonisch gesezte Gemüt des greisen Umland in ihr wieder.

Das Haus hatte der ruhig zufriedene Beschauer dieser Landschaft der eigenen Natur anzupassen gewußt. Auch hier Friede und Behagen. Umland war keiner jener grämlichen alten Gelehrten, mit deren Arbeit von den Hausgenossen Götzendienst getrieben werden muß. Alles im Hause, die Gattin voran, richtete sich nach ihm mit jener stillen Selbstverständlichkeit, die auch ihn in der täglichen Pflichterfüllung auszeichnete. Er spielte nicht die Rolle des verträumten Büchermenschen, sondern nahm die Rechte und Pflichten des Hausherrn und Hausvaters im vollen Umfange wahr. Er wachte über den Zustand von Haus und Garten, verschloß abends eigenhändig alle Türen, war für die Dienstboten oberste Instanz, deren Befehle, Rügen und Lobsprüche das meiste Gewicht hatten.

In der Mitte der Vorderfront befand sich sein Studierzimmer, ein schöner, sonniger und großer Raum, aber einfach möbliert, dazu von jeder gelehrten oder genialischen Unordnung frei. Peinlichste Sauberkeit und Ordnung wußte er auch unter den Tausenden von Notizblättchen und Zettelchen zu halten, die er mit seinen Lesefrüchten bedeckte. Was er an Büchern suchte, das pflegte auf den ersten Griff zur Stelle zu sein. Im Eckzimmer befand sich die sehr reichhaltige, wenn auch etwas einseitig zusammengesezte Bibliothek, die die Liberalität ihres Besitzers vielen Besuchern, auch jungen Studenten, selbstlos zu öffnen pflegte. — Der Oberstock enthielt die Familien-, Eß- und Schlafzimmer.

Für ein einzelnes Ehepaar mutet das Haus reichlich geräumig an; Umlands selbst haben diesen Eindruck gehabt, und so sehr sie sich bis ins Alter hinein gegenseitig Genüge zu leisten vermochten, war doch bei ihnen beiden das Bestreben gleicherweise entwickelt, durch ausgebreitete

Gastlichkeit jeden Schein der Verödung fernzuhalten. Uhland muß ein rührender Wirt gewesen sein, der keine eigene Unbequemlichkeit scheute, um es den Gästen behaglich zu machen. Dem Wiener Gelehrten Karajan soll er selbst jeden Morgen frisches Waschwasser ins Zimmer getragen haben. — Die Einsamkeit aus dem großen Hause zu bannen, dazu dienten aber weniger die unregelmäßigen und oft wechselnden Besucher des eigentlichen Gastzimmers, einer freundlichen Giebelstube im zweiten Stock, als die Bewohner des sogenannten Studentenzimmers, das im Untergeschoß neben Uhlands Studierstube lag. Dieses hat Semester und ganze Jahre lang junge Verwandte des Hauses beherbergt. Sie waren alle im besten Sinne die Pflegekinder des Paares, nicht nur jener Adoptivsohn Wilhelm Steudel, der Anfang der fünfziger Jahre Tübingen verließ, um sich auswärts als Arzt niederzulassen. Mit und nach ihm war Ludwig Meyer, Uhlands Nefte, Inhaber des Zimmers; seine Mutter, Uhlands Schwester Luise, hatte er schon 1836 durch den Tod verloren. Das Uhlandhaus wurde ihm zur zweiten Heimat, die er nur verließ, um sich in Reutlingen als Rechtskonsulent selbständig zu machen. Von 1854 an hauste Karl Neeff, ein Nefte der Frau Uhland und junger Theologe, in dem Studentenzimmer; ihm verdanken wir die ausführlichste Schilderung dieses Altersidylls.

Uhlands Tag war fest und unverrückbar eingeteilt. Gleich dem alten Kant soll er durch seinen Anblick den Studenten die sicherste Zeitbestimmung abgegeben haben; freilich sahen sie ihn, wenn sie kurz vor acht ins Kolleg gingen, erst am „historischen Eckfenster“ sitzen, das Gesicht von Seifenschaum bedeckt. Aus dem Hause trat er, nach mehrstündiger Arbeit, meist gegen elf Uhr, bei einigermaßen leidlicher Jahreszeit pflegte er um diese Stunde das Neckarbad oberhalb der Stadt aufzusuchen. Viele haben



ihn uns beschrieben, wie er durch die Straßen und Inselanlagen zu schreiten pflegte, trotz der zunehmenden Kurzsichtigkeit ohne Augenglas, trotz Kälte und Wind ohne Überrock und ohne Handschuhe. Die ehemals blonden Haare sind allmählich weiß geworden, sie legen sich aber immer noch in Form weicher Locken um die Stirne und geben dadurch dem edigen Schädel und dem unschönen Gesicht etwas Feines und Rührendes. Auch das Alter hat diesen Zügen die derbe Bedrungenheit nicht genommen, Nase und Kinn entstellen sie; das Auge hat einen etwas blöden unsicheren Blick, aber der ungemein zarte Bau der Schläfen läßt die feinen Stoffe ahnen, die bei der Bildung dieses knorrigen Organismus nicht gespart worden sind.

Um 12 Uhr ist Uhland zum Mittagessen daheim; es herrscht Einfachheit und Schweigsamkeit bei Tisch; aber ein guter Weinkenner ist der Hausherr, der sich jedes Jahr die Sorge um das edle Gewächs selbst angelegen sein läßt. Meist ist es Freund Kerner, der den Tisch damit bestellt. Schwer nur ist Uhland aus seiner Einsilbigkeit aufzurütteln. Der junge Karl Mayer, der Sohn des Dichtersfreundes, hat als junger Student das väterliche Gebot, sich dreimal wöchentlich bei Uhlands zum Essen einzufinden, aus Langerweile gar bald übertreten. Die anderen Ziehöhne oder ein gern gelittener Gast, so der Böhme Rank, wußten dem Hausherrn eher einmal ein Lachen oder eine Anekdote abzugewinnen.

Der Mittagschlaf war eine feste Altersgewohnheit Uhlands. Danach kehrte er zum Schreibtische zurück, wenn es nämlich den vielen Besuchern des Hauses so gefiel. Nicht nur brieflich huldigten ihm Poesiejünger und -freunde nah und fern und suchten ihm ein Wort der Anerkennung abzulocken, auch persönlich drängten sich Berufene und Unberufene an den berühmten Mann heran

und stahlen ihm seine Zeit. Da saßen Enthusiastinnen, die von weither gekommen waren, um den Dichter anzuschwärmen; da kamen Schulmeister, die den Altertums- und Volksfreund als Kollegen begrüßten und mit vermeinten Funden belästigten. Dichterlinge trugen dem Geduldigen ihre ellenlangen Epen oder Dramen vor, dreiste Studenten brachten ihm ihre unausgegorenen an Heine geschulten Erstlinge zur Beurteilung. Journalisten sprachen vor, den gespitzten Bleistift schon in der Tasche, um das Interview mit dem Meister ihrer Zeitung anzuvertrauen. „Oh, was machte da der Mann für einen prächtigen, unbarmherzig stummen Holzbirnentopf an die Kerle hin!“ so äußert sich Fr. Th. Vischers behaglich schadenfrohe Erinnerung an manche lederne Besuchszene im Uhlandhause. Durchreisenden Zeichnern und Porträtisten ging es noch übler. Manchen unerwünschten Besuch hat Frau Uhlands fürsorgliche Diplomatie abzuwenden gewußt.

Menschenföu ist der alte Uhland gar nicht gewesen, er freute sich bis zuletzt gehaltvoller neuer Bekanntschaften, so mit dem katholischen Geistlichen Jaumann, der seine Vorzeitinteressen teilte. Aber die liebsten waren ihm doch die alten Freunde. Seit 1843 wohnte Karl Mayer in der Gartenstraße, nicht weit vom Uhlandhaus, und sein noch näherer Nachbar war am Österberg Eduard Smelin, der einstige Pariser Genosse. Auch Paul Pfizer war noch 1848 wieder in Tübingen sesshaft geworden, und die Spannung aus der politischen Konfliktzeit war bald überwunden worden. Doch war mit dem leidenden, vielfach nervösen Verstimmungen ausgefetzten Sonntagsgaste, kein so harmlos fröhliches Beisammensein möglich wie mit Mayer, dem täglichen Gesellen des Spazierganges. Weite Wanderungen, nach Reutlingen hinüber oder zur Achalm hinauf oder andere Achtstundentouren scheuten die

beiden rüstigen Alten nicht. Auch Frau Uhland schloß sich ihnen gern an, und ihre freundschaftliche Zuneigung mochte den Mayerschen Töchtern die zu frühe geschiedene Mutter ersetzen. Als sich 1854 eine von ihnen, Friederike, nach Amerika verheiratete, da hat ihr Uhland sein letztes zum Drucke gelangtes Gedicht mitgegeben, die schlichten Zeilen: *Auf der Reise*. Im übrigen schwieg die Muse; arm kam ihm sein Leben dennoch nicht vor, tiefes Dichtersehn und Dichtergemüt waren ihm unverloren, und er darf sich im selben Jahre 1854 mit den kurzen Versen trösten:

Das Lied, es mag am Lebensabend schweigen,  
Sieht nur der Geist dann heil'ge Sterne steigen.

Als weltabgewandter Seher, wie er in diesen Versen erscheinen möchte, ist Uhland aber nicht durch die Straßen seiner lieben Vaterstadt gewandelt und hat sich auch in weiterem Kreis als in dem der Jugendgenossen behaglich zu fühlen vermocht. Namentlich die Abende — die er allerdings nur bis 10 Uhr rechnete — gehörten in der Spätzeit häufiger als wohl früher der Geselligkeit. Ottilie Wildermuth hat das damalige Tübinger Leben in einem Briefe an Kerner als lebhaft und angeregt geschildert: „In Tübingen amüsiert man sich diesen Winter nach Herzenslust; Reunionen mit Musik und dramatischen Darstellungen, populäre Vorlesungen, Konzerte und Oratorien, Hausbälle, tanzende Tees und singende Butterbröder wechseln miteinander ab.“ Uhland schloß sich von keiner dieser Vergnügungen grundsätzlich aus; noch besuchte der Musikfreund, der allerdings keine Note kannte, die Konzerte, namentlich wenn Silcher sich an die Spitze der Liedertafel stellte. Manchen jungen Bewunderer des Dichters hat es gerührt, mitanzusehen, wie der alte Herr sich redlich mühte, seine Pflicht auf Gesellschaften zu erfüllen, wie er

gütig, wenngleich immer etwas schüchtern, die oft vorlauten Reden junger Studenten über sich ergehen ließ, wie er mit kindlicher Freude Scharaden und lebenden Bildern zusah, ja, wie „der gute, unschöne, liebe sechzigjährige Mann auch beim Tanze mit einem Walzer altfränkischer Fassung sich zu beteiligen suchte“.

Mehr nach seinem Geschmacke noch mögen die Abende gewesen sein, die einmal in der Woche im Gasthause zur Traube die gelehrte Welt Tübingens versammelten. Donnerstag pflegte er überdem seinen Freund und Nachfolger Keller aufzusuchen, in dessen Hause sich ein kleiner Philologenkreis zusammenfand; Kapp, Klüpfel und Holland gehörten ihm an. Das Glück hat Uhland auch damals mit keinem hervorragenden Philologen oder Literaturhistoriker dauernd zusammengeführt. Der namhafteste, Franz Pfeiffer, dessen *Germania* seit 1855 die Betätigungsstätte von Uhlands Altersfleiß bildete, wurde ihm 1857 durch Berufung nach Wien dauernd entrückt, während er von Stuttgart aus häufig herüberkommen mochte. Wenn auch eine wissenschaftliche Durchschnittspersönlichkeit, hatte er doch als lebendig mitwirkender Fachgenosse, zuvorkommender Herausgeber und befeuernder Vertrauter eine günstige Wirkung auf Uhland ausüben müssen, die von Holland und Keller, den engen wissenschaftlichen Kollegen, nicht zu erwarten war. Beide waren trockene Vielwässer ohne lebendigen Drang zur Mitteilung und ohne eigene produktive und gestaltende Fähigkeit, pünktliche Arbeiter, Zettelgelehrte; am schlimmsten war, daß es ihnen gegenüber Uhlands Altersproduktionen ganz an Kritik gebrach, an Stelle lebhafter Einwände, fruchtbarer Skepsis scheinen sie nur bewundernde Zustimmung gesagt zu haben.

Die spärlich gespendeten *Germania*-Aufsätze waren fast das einzige Lebenszeichen, das von Uhland noch zur Öffentlichkeit drang. In einer halb politischen An-

gelegenheit allerdings machte der müde Streiter von 1848 unfreiwilling viel von sich reden. Kurz hintereinander waren ihm die vornehmste preußische Auszeichnung, der Pour le mérite für Wissenschaft und Kunst, und ein hoher bayerischer Orden, angeboten worden, und beide schlug er aus, trotz der warmen Bemühungen Alexanders von Humboldt, der ihn beim König für Tied in Vorschlag gebracht hatte. Einer Begründung bedarf diese Ablehnung ganz und gar nicht bei dem Manne, der in der Paulskirche für die Aufhebung des Ordenswesens überhaupt gestimmt hatte. In dem einen Falle scheint aber der Unmut des süddeutschen Liberalen gegen den Zerstörer seiner politischen Lieblingsgedanken übergewallt zu sein: „Ich kann keinen Orden annehmen von einem Fürsten, der meinen Freund Jacoby auf die Anklagebank setzte, so daß er zum Tode verurteilt wurde, während er doch nur dasselbe getan hatte, was ich auch getan habe.“ Solch ein entrüstungsvolles Wort widerlegt den Eindruck oberflächlicher Besucher, als sei bei dem alten Umland von der Parlamentszeit her keinerlei Bitterkeit zurückgeblieben!

In demselben Jahre 1853 hat er sich aber doch entschlossen, die Residenz des Preußenkönigs aufzusuchen. Die Berliner Freunde hatten das schon längst gefordert, Lachmann mehr als ein Jahrzehnt über die „eigensinnige Vermeidung Berlins“ gemurrt. Aber auch jetzt trat er die Reise nicht an, um sich im Glanze der Hauptstadt zu sonnen, sondern um schlichter alter Volkslieder willen; Meusebachs Nachlaß, der inzwischen in öffentlichen Bibliotheksbesitz übergegangen war, lockte ihn an. Der Volksliedforscher konnte aus dieser Fülle von fliegenden Blättern und Liederbüchern eine letzte, reiche Beute entnehmen. Fruchtbarer noch mag sich das tägliche Beisammensein mit den Brüdern Grimm gestaltet haben. Auch die anderen Reisen der Epoche haben wissenschaftliche Ziele: die Pfalz und

das Elsaß waren 1852 aufgesucht worden, damit vielleicht das Rätsel des sagenumspunnenen Wasgensteins sich löse. Die Sommeraufenthalte am Bodensee zeitigten den Bodmanaufsatz, die letzte Schweizerreise 1859 eine kleine Altersstizze über Wilhelm Tell.

Gleichfalls in das Jahr 1859 fällt Uhlands letztes öffentliches Auftreten. Den zahlreichen Festversammlungen und Tagungen in Tübingen pflegte er sich aus Furcht vor Ovationen fernzuhalten. Auf einer dortigen Naturforscherversammlung geriet er mit einem Uhlandverehrer in Konflikt, der ihn wegen seines Einspruchs gegen einen Uhlandtoast zur Tür hinauswerfen lassen wollte. Die Stuttgarter Schillerfeier nun des Jahres 1859 hat er erst ganz in der Stille mitmachen wollen, aber der Jugendfreund August Köstlin weiß ergötzlich zu berichten, wie der schweigsame Alte bei Glockengeläute und Festjubiläum allmählich auftaute und sich aus seiner verborgenen Ecke mit einem kernhaften, wie es scheint sogar improvisierten Trinkspruche herauswagte. Drei Jahre später wurden die gemeindeutschen Schillerfeste durch Uhlandsfeiern abgelöst, die seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage galten und eine Hochflut von Glückwunschschriften, Telegrammen, Gedichten in das Haus des Jubilars leiteten. Da war es aber nicht mehr der dem Gefeiertwerden abholde Sinn Uhlands, an dem all die wohlgemeinten Huldigungen abprallten, sondern in jener Frühjahrszeit lagerte bereits ein schwarzer Schatten auf dem Uhlandhaus.

Im letzten Jahrzehnte hatte der Tod in Uhlands Freundeskreise reiche Ernte gehalten. Gustav Schwab starb 1850 eines plötzlichen Todes, glücklich und schmerzlos, wie er gelebt. 1855 folgte Laßberg, 1859 Heinrich Köstlin, 1861 die vertrautesten Stuttgarter Freunde Schott und Roser. Das galt Uhland als ein Fingerzeig: „Jetzt kommt die Reihe auch bald an mich,“ äußerte der immer noch un-

verwüstlich Gefunde und rüstete sich in aller Stille und ohne jede Empfindsamkeit zum Abschiednehmen. Da kam im Februar 1862 die schmerzlichste Kunde: Justinus Kerner war seinem nie genug beklagten Riecke in die Ewigkeit nachgefolgt. Uhland ließ sich durch den rauhen Winter nicht abhalten, die umständliche Reise nach Weinsberg zu machen. Erkältung zog ihm ein Siechtum zu, von dem er sich nicht mehr erholt hat.

Wir besitzen aus Uhlands Todesjahre den Hauskalender seiner Gattin, ein rührendes Dokument; durch kurze Eintragungen über den Krankheitszustand spiegelt er das bald auflackernde, bald dem Verlöschen nahe Hoffnungslichtchen wieder. „Am 6. April im Garten gegangen . . . Am 21. erneutes Fieber. 15. Mai an meinem Geburtstag viele Betäubung. Tiefe Bekümmernis bei mir . . . Irre Reden den Tag über. Das Schiff ohne Fahnen! Versicherungsgesellschaften! Eisenbahnaktien! Mein Jammer.“ In ihrer Lebensbeschreibung berichtet die treue Pflegerin, deren Briefe auch in den schlimmsten Tagen tapfer und gefaßt bleiben, daß es vor allem die eigenen Arbeiten waren, die den fiebernden Kranken beschäftigten und quälten: „Der Ermenrich hat mich wieder nicht schlafen lassen, klagte er einige Male des Morgens.“

Die Aufzeichnungen lassen eine gewisse Ratlosigkeit der Ärzte erkennen. Im Juni war eine Operation nötig, die gut verlief; doch brachte ein zweimonatlicher Badeaufenthalt in Jagstfeld nicht den erhofften Aufschwung. Im Oktober sind täglich Arztbesuche verzeichnet. Am 12. die verhängnisvolle Notiz: „geschwollener Fuß!“ In der Tat griff die Wassersucht um sich. Das Leben rang sich schwer von dem kräftigen Körper los. Aber es war ein stetes Bergabgleiten. In lichten Momenten erfreuten ihn noch Mayers Besuche, die Ankündigung einer neuen

Waltherausgabe, die ihm gewidmet sein sollte. Zu manch liebevollem Wort an die treue Gefährtin fand er noch die Kraft. „Nur Ruhe, nur Stille, und dich zur Pflege!“ Ehe die Atemnot für ihn und die Umgebung zur unerträglichen Qual anwuchs, wurde er sanft abgerufen. Es war am 13. November abends 9 Uhr.

Kostbare Schätze, Früchte jahrzehntelangen verborgenen Fleißes barg noch das Studierzimmer. Sie zu hüten und, was von dem geliebten Manne noch übrig war, in reiner Form der Welt darzubieten, wurde die Lebensaufgabe der Witwe, die noch bis 1881 gelebt hat. Dann durfte sie auf dem Tübinger Friedhose neben dem Gatten zur Ruhe gehen. Eine Weide senkt ihre reichen Äste auf das einfach würdige Doppelgrab. Uhlands Begängnis vereinigte ganz Schwaben, ein Extrazug brachte von Stuttgart die Trauergäste herbei. Überall im Reiche wurden Gedenkfeiern abgehalten. Schon bald tauchte der Gedanke an ein Uhlanddenkmal auf, das dann 1873 in Tübingen enthüllt werden konnte. Steht es auch an unvorteilhafter Stelle, so begrüßt es doch heute als erstes Wahrzeichen der Stadt jeden Fremden, der die Stadt vom Bahnhofe her betritt. Viele berufene und unberufene Federn setzten sich in Bewegung, um dem Trauern des deutschen Volkes um seinen immer noch populärsten Liederfänger Ausdruck zu verleihen. Weit über die wässerige Flut der sonstigen Nekrologe hebt sich, was Fr. Th. Vischer, Otto Jahn, Treitschke zu sagen wußten. Friedrich Hebbel hat damals in sein Tagebuch geschrieben: „Ludwig Uhland ist gestorben. Die Zeitungen bringen soeben die Nachricht. Der einzige Dichter, von dem ich ganz gewiß weiß, daß er auf die Nachwelt kommt, nicht als Name, sondern als fortwirkende, lebendige Persönlichkeit.“

Dies Wort hat sich bewahrheitet. Preis und auch Tadel der Nachwelt haben nicht weniger als dem Dichter



dem Manne gegolten. In wenigen festumrissenen Linien steht die Gesamtpersönlichkeit vor unser aller Augen.

Uhland ist ein äußerlich und innerlich einfacher Mensch gewesen. Noch heute verbindet jedermann mit seinem Namen die Vorstellung einer verschlossenen und wenig einnehmenden Natur. Aber die karge Außenseite verschloß ein reiches Innenleben. Und nach außen hin formlos ist Uhland nicht gewesen; eher manchmal zu förmlich, wo es nicht am Plage war. Er fand den Menschen gegenüber selten den rechten Ton und die Gebärde, die Gegenwart anderer machte ihn befangen. Mit einer Aufdringlichkeit, die am wenigsten in Uhlands Sinn ist, haben namentlich populäre Biographen seine Bescheidenheit gepriesen. Sie machen teilweise aus dem Fehler eine Tugend. Wenn Uhland sich Huldigungen so ängstlich zu entziehen suchte, so war das nicht sowohl Gefühl seiner Unwürdigkeit, als eine gewisse Bequemlichkeit, Scheu vor der Öffentlichkeit, vor improvisatorischen Szenen und Reden. Er war der typische Konzeptmensch, er gab nicht nur schriftlich, sondern auch mündlich selten einen Satz von sich, den er sich nicht genau überlegt hatte. Die Anekdote von der vorher konzipierten Rüge an die Hausmagd ist bekannt.

Dennoch ist es wahr, Uhland war eine von Grund aus bescheidene Natur. Er dachte nicht gering von sich, aber welche absolute Bedeutung ihm auf der Welt und besonders im Künstlerleben zukam, davon hatte er keine Ahnung. Es war nicht billige Ausflucht, sondern aufrichtige Meinung, wenn er jede Beurteilung eingesandter Dichtwerke mit der Begründung abwies, er sei nicht dazu befähigt, als Autorität in literarischen Dingen aufzutreten. Und daß er seinem Neffen zürnte, weil dieser angeblich Uhlands siebenzigsten Geburtstag den Tübingern verraten habe, das zeugt doch von einer kindisch liebenswürdigen Ahnungslosigkeit von seiner Popularität!

Wie die mit wohlfeilem Lobe bedachte Schlichtheit die Tugend der wirklichen inneren Bescheidenheit in sich schloß, so war seine Gutmütigkeit, die man oft rührselig herausgestrichen hat, ein äußeres Kennzeichen innerer Herzengüte. Uhland war eine altruistische Natur, zum Wohltun an anderen im weitesten Sinne veranlagt; ob er nun Hilfskomitees für die Polen, die Griechen oder die Schleswig-Holsteiner organisieren half, ob er den notleidenden Kollegen Philipp Wackernagel jahrelang über Wasser hielt, dem bedrängten Maßmann statt der erbetenen dreihundert Taler gleich tausend schickte, ob er schließlich noch als alter Mann nächtlich auf die Straße eilte, um einen Brand löschen zu helfen — immer zeigte er sich von Herzen hilfsbereit, ohne der großen Pose des Wohltäters im geringsten fähig zu sein.

Viel ist, namentlich bei seinem Verhalten in politischen Dingen, von Uhlands Starrköpfigkeit und Eigensinn gesprochen worden. Das war sein gutes Schwabenerbe und Schwabenrecht, und auch dieser gelegentlichen Untugend fehlte nicht die Lichtseite. Uhlands Leben zeugt von einer festen Konsequenz, einem energisch zielbewußten Wollen. Er war kein Mann der Kompromisse, des weichen Nachgebens und Gehenlassens. Das zeigt sich auch anderswo als in der Politik. Krankheit, Unlust an der Arbeit, trübe Stimmung werden von festem Willen gebannt. Sein tapferes Angehen wider lästige körperliche Übel bezeugt bewundernd die Gattin. Gegen Unannehmlichkeiten und Trübsale schnallt er sich mit Horaz „aes triplex et robur“ um die Brust. Gegen üble Laune empfiehlt schon ein Jugendbrief als bestes Heilmittel den Fleiß. Und ebenfalls als junger Mensch verteidigt er sich bei den Eltern gegen den Vorwurf des geistigen Epikuräismus; auch mit Dingen sich zu beschäftigen, die ihm von Natur fremd, ja widrig sind, ist ihm nichts Unmögliches und Unerträgliches.

Wie im Berufe, so besaß er überhaupt im Leben im vollsten Maße die Fähigkeit, dem Unangenehmen ins Auge zu sehen und sich mit ihm abzufinden. Er kannte nicht das Bedürfnis weicher Naturen, die sich gerne in ein Schneckenhaus verkriechen. Trotz seiner Verslossenheit eignete ihm gar nichts Weltabgewandtes. Er kannte und würdigte die materielle Seite des Lebens, die Bedürfnisse und Kümmernisse des Alltags, er ließ sich auch zu den kleinen Leuten und ihren Nöten gerne herab und scheute sich nicht, das Elend kennen zu lernen. Aber eines existierte nicht für ihn: das Gemeine und Niedrige. Er verfolgte die unmoralischen Erscheinungs- und Äußerungsformen des Lebens nicht mit dem streitbaren Hasse des Fanatikers, sondern er verneinte sie vollkommen, verschwieg sie nicht aus prüdem Abscheu, sondern aus innerer Reinheit, der das Unfittliche unmöglich und unbegreiflich erscheint.

Das gilt auch von dem Dichter. Es scheint auf den ersten Blick schwer, den Künstler in dem Menschen Umland zu verstehen, mit einer solchen Persönlichkeit Künstlertum vereinbar zu finden. In zwei Punkten aber sind Mensch und Dichter völlig identisch: in eben dieser unbedingten Lauterkeit des Empfindens, und dann in der mangelnden Präntention, in der Anspruchslosigkeit der äußeren Form des Hervortretens. In anderem treten sie auseinander.

Der Beamte, Advokat, Parlamentarier, Gelehrte vermag sich die Arbeit abzunötigen, er hat sich in fester Zucht. Der Dichter lauscht und wartet. Es treibt ihn kein faustischer Drang zu künstlerischem Schaffen, aber er kennt auch keinen mühseligen Zwang gegen sich selber. Er schüttelt die Früchte leise vom Baume. Seinem Dichten fehlt alles Gewollte, es ist kein strenges Sich-Rechenschaft-Ablegen, sondern ein sanftes unwillkürliches Sich-Ausströmen.

Den Tönen seines Inneren Stimme zu verleihen, ist ihm aber kein unbedingtes Bedürfnis. Die Dichtung bedeutet ihm viel, aber nicht alles, Lebenswürze, nicht Lebensinhalt und =aufgabe. Es drängt ihn nicht, das innere Fortschreiten seines Seins und Erkennens ihr anzuvertrauen. Er konnte verstummen, ohne daß ihm ein Lebensnerv, eine notwendige Äußerungsform abgeschnitten war. Sie zum Gefäße seiner gereiften, vertieften Lebensauffassung zu machen, lag weder Grund noch Bedürfnis vor. Eine tiefgreifende geistige Weiterentwicklung hat er seit seiner dichterischen Periode nicht mehr durchgemacht, so intensiv er allezeit geistig tätig war.

Uhland war kein verschwommener Romantiker, sondern ein ruhig fühler kluger Kopf, wengleich letzter exakter und philologischer Verstandeschärfe nicht fähig, so doch zu scharfsinnigem Kombinieren angelegt, zum wissenschaftlichen Denken durch eigene Schulung herangebildet, auch voll hübscher Einfälle und im Laufe der Zeit voller sinniger empirischer Lebensweisheit. Aber ein Denker war er nicht.

Es läßt sich daher auch ernstlich von keinem Verhältnisse zur Philosophie bei ihm reden. Verschwindend selten taucht einmal der Name eines Philosophen in seiner ausbreiteten Schriftstellerei und Korrespondenz auf. Sehr kennzeichnend ist die einzige von ihm erwähnte Schrift Kants: „Von der Macht des Gemüts durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden.“ Also er findet in dem Philosophen einen Bundesgenossen im Kampfe gegen üble Laune und kleine Leiden des Alltags. Es ist der Moralphilosoph Kant, zu dem er sich bekennt. Aber die letzten Schlüsse der Kritik der praktischen Vernunft wird er ohne Zweifel nicht mitgemacht haben, schon weil er für seine Person das Bedürfnis nach einer Transzendentalphilosophie nicht teilte.

Gewissen, Gott, Unsterblichkeit — das waren wohl auch für ihn Postulate, aber nicht der praktischen Vernunft, sondern des Herzens. Namentlich vom Unsterblichkeitsglauben hat er von früh bis spät betont, wie sehr er ihm Herzenssache sei. Gerade bei einem so grundehrlichen und guten Menschen, der aber durch seine ungeschickten Formen häufig einen fälschlich unliebenswürdigen Eindruck hervorruft, ist die zuversichtliche Hoffnung auf eine spätere Zeit, in der alle Schleier und Hüllen von der Seele fallen werden, doppelt begreiflich und rührend. Auch die Unvollkommenheit und Zerrissenheit der menschlichen Verhältnisse nötigen ihm dieselbe Überzeugung ab. Als Quintessenz aller Theologie hat er denn auch dem scheidenden Neffen Neeff, dem künftigen Pfarrer, den Unsterblichkeitsglauben ans Herz gelegt.

Wie in letzter Linie Gefühlspolitiker, so war er auch Gefühlsphilosoph und vor allem Gefühlsschrift, nicht Offenbarungsschrift. Er war nicht kirchlich gesinnt und hielt die Sakramente nur als ehrwürdige Symbole hoch. Er besuchte in späterem Alter wohl orthodoxe Predigten gerne, aber nur, weil sie seinem Gemüthsbedürfnisse mehr entgegenkamen als die kritisch zerlegenden der liberalen Tübinger Schule.

Seine Religion ist durchaus subjektivistisch, auf eigenem Fühlen und Erleben aufgebaut, wie er das ja auch in seiner „Verlorenen Kirche“ so unvergleichlich schön gefordert hat. Das mag an ihr romantisch anmuten, aber es fehlt ihr daneben jeder mystische Unendlichkeitsdrang. Gott ist ihm persönlich, Ein und All, Anfang und Ende aller Dinge, aber ohne pantheistische Beimischung. Einer seiner letzten Verse gibt diesem Bekenntnisse Ausdruck, wenn er den Tod eines Kindes so besingt: „Woher? Wohin? wir wissen nur: aus Gottes Hand in Gottes Hand!“ Er ist Ausgang und Ziel des menschlichen Lebens.

Im Grunde wurzelt Uhlands Weltauffassung also doch nicht in der Romantik, sondern in der gut altschwäbischen Bürgerfrömmigkeit des achtzehnten Jahrhunderts, die nicht rationalistisch angekränktelt, sondern pietistisch befruchtet ist. Lebensanschauungsfragen haben sich bei ihm alle auf religiösem Wege erledigt.

Wer nicht einem flach populären Poeten- und Bürgerideale huldigt, wird das Gefühl nicht unterdrücken können, daß an einer so gearteten Persönlichkeit etwas zu vermissen bleibt, dasselbe, dessen wir schon den Liederdichter entbehren sahen. Vischer nannte es bezeichnend: „das Negative“. Die fruchtbare Skepsis, die aufwühlenden Skrupel, das stürmische Anlaufen gegen Feststehendes, das wilde Hin-und-her-getrieben-Sein durch inneren Drang, das Lauschen auf lockende Stimmen in der eigenen Seele, die Fähigkeit, sich aus der Bahn schleudern zu lassen und aus eigener Kraft eine neue zu beschreiten. Und dieses Negative, Problematische, das ihm fehlt, ist eben doch im Grund ein positives: Das Genialische, Prometheusche, die imponierende Größe, vor der man sich beugen muß. Goethe hatte recht: etwas „Menschengeschick Bezwingendes“ konnte Uhlands Sphäre nicht entwachsen. Tüchtiges aber wohl; tüchtig, das ist so recht das Schlagwort für seine schlichte Bedeutsamkeit.

Das möchte man der vielfach üblichen Verhimmelung des trefflichen, aber in manchem engen Mannes entgegenhalten. Doch auch das geringschätziges Achselzucken derer ist abzuweisen, die über den romantischen Künstlerbegriff nicht hinausfinden und unter dem Eindrucke der Persönlichkeit das Urteil über den Dichter leiden lassen. Künstlernaturen, die nicht zu produzieren vermochten, hat uns die Romantik genug beschert; vergeben wir es einem, der wirklich etwas zu schaffen und zu sagen mußte, daß er keine Künstlernatur war. Den Ersatz herauszuarbeiten,

den Umland durch andere Wesenseigenschaften geleistet hat, mußte ein Hauptbestreben unserer Darstellung sein. „Ruf den Ganzen doch herbei!“ dieses Mahnwort an Bertran de Born gilt auch für jeden Umlandbiographen. Nur dem ganzen Manne wird man gerecht werden können, und gerade der Eindruck der Ganzheit, des gefestigten und geschlossenen Mannestums ist bis zum heutigen Tage das wahrhaft Gesunde und Vorbildliche an der Persönlichkeit Ludwig Umlands.



## Anmerkungen

Die Anmerkungen enthalten Quellenbelege und einzelne nähere Begründungen des im Texte Ausgesprochenen. Es hängt mit dem Charakter der bisherigen Uhlandliteratur zusammen, daß diese Erläuterungen sich meist auf die wissenschaftliche Tätigkeit Uhlands zu beziehen haben. Die Raumknappheit gebot dabei äußerste Beschränkung; sie hat auch den Verzicht auf die zuerst geplante Mitteilung ungedruckten Materials veranlaßt.

Vollständigkeit der Literaturangaben ist natürlich nicht beabsichtigt. Selbst Goedekes Grundriß <sup>2</sup>VIII, S. 213, 46 hat sie bis etwa 1902 nur angestrebt, keineswegs erreicht. Die Jahresberichte für neuere Literaturgeschichte reichen bis 1914; manches Ergänzende bot Heyds Bibliographie der Württembergischen Geschichte (seit 1895, bes. Bd. II) und die jährlichen Verzeichnisse in den Württ. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte.

Die Uhlandliteratur macht im ganzen keinen erfreulichen Eindruck, und die Menge steht in keinem Verhältnisse zu dem Werte. Das Populäre überwiegt, die zahllosen Einzelaufsätze weisen zum großen Teil ein schülerhaftes oder über Gebühr schulmeisterliches Gepräge auf. Phrasenhaft traditionelle Urteile über Persönlichkeit, Lebenslauf, Dichtung haben sich allzu fest gewurzelt. Rettung davor bietet nur völlig unbefangene Einstellung, zu der die in den letzten 20 Jahren publizierte Fülle persönlicher Dokumente Material genug bietet.

Von älteren Biographien sind als Stoffsammlungen heute noch unentbehrlich: Ludwig Uhlands Leben von seiner Witwe, Stuttgart 1874 (abgekürzt: L), ein Dokument hingebenden Verständnisses und bescheidener Objektivität. Notters L. U., Stuttgart 1863, ist nicht unbedingt zuverlässig und von Schulmeisternder Prätention nicht frei, bemüht sich aber um Unbefangenheit des Urteils. Karl Mayers L. U., seine Freunde und Zeitgenossen,



Stuttgart 1867, ist keine Biographie, sondern eine mit lebenswürdiger Altersredseligkeit ausgebreitete Materialsammlung. Den Umfang einer Biographie erreicht seitdem noch knapp Hermann Fischer in seiner Säkularstudie L. U. 1887, die als einzige der bisherigen Darstellungen Persönlichkeit und Wirken allseitig und vom sachmännischen Standpunkte zu beleuchten weiß. Das Beste verdankt die Germanistik daneben den tief eindringenden kurzen Einzelwürdigungen verschiedener Gelehrten aus anderen Fachkreisen: L. U., Vortrag von Otto Jahn; H. v. Treitschke, Zum Gedächtnis L. U.s, Preuß. Jahrb. XI, 323; Fr. Th. Vischer, Kritische Gänge, N. F. 4, 97. Sämtlich 1863. — Auf die allgemeinen Darstellungen von Krauß, Schwäbische Literaturgeschichte, 2 Bde. Tübingen 1897 und 99, und H. Fischer, Die schwäbische Literatur im 18./19. Jahrhundert Tübingen 1911, wird gelegentlich Bezug zu nehmen sein.

Das biographische Material hat ausnehmende Bereicherung erfahren durch die Veröffentlichung des Tagbuchs (v. Julius Hartmann, zuerst 1898; abgefürzt TB) und die vierbändige Brieffammlung (ebenfalls von Hartmann, 1911—16; abg. Br. I—IV), über deren Fülle man die tatsächliche Lückenhaftigkeit zunächst gerne vergißt. Ergänzungen im Rechenschaftsbericht des Marbacher Schillervereins (abg. R. Ber.) 1916/17, S. 27 ff. Weiteres steht bevor. — Eine befriedigende Ausgabe der Werke insgesamt fehlt. Wenigstens aber besitzen wir seit 1898 die ebenso sorgfältige wie lehrreiche kritische Ausgabe der Gedichte (Ged.) durch E. Schmidt und J. Hartmann; die zahlreichen populären Ausgaben zähle ich nicht auf, als neueste und kundigst redigierte nenne ich nur die in 8 Bänden von Reinöhl (Leipzig Hesse, o. J.). — Die Herausgabe der Wissenschaftlichen Schriften (Schr. I—VIII) durch Pfeiffer, Holland und Keller ist gleichfalls weder vollständig noch einwandfrei, macht aber wenigstens das wichtigste Material zugänglich.

In der vollständigen Verwendung des handschriftlichen Nachlasses, der in Tübingen und Marbach aufbewahrt liegt, wird man den wesentlichen stofflichen Fortschritt unserer Darstellung erkennen. Der Tübinger Universitätsbibliothek (Herrn Oberbibliothekar Geiger) und namentlich dem Schillermuseum (Sch. M.) in Mar-

bach und dessen Leiter, Herrn Geheimrat von Güntter, fühle ich mich für zuvorkommende Aufnahme und Förderung zu dauerndem Danke verpflichtet. Desgleichen den bewährten Tübinger Uhländforschern Hermann Fischer, Eugen Nägele und Ludwig Lang.

### 1. Kapitel.

Genealogie: TB am Schluß. Maier-Pfullingen, Die Musenstadt Tübingen 1904, i. Anhang. Württ. Vierteljahrsch. X, 1 ff. Die richtige Namensklärung nach Notters unmöglicher Ableitung in Grimms deutschem Wörterbuch II, 501. — Eltern und Schwester: das Material entstammt ungedruckten Briefen im Sch. M. Jugendzeit: Karl Mayer (Sohn), Erinnerungen an Umland, deutsche Dichtung I, 60 ff. Karl Mayer (Vater), L. U., geschildert von seinem Freund, Tübingen 1873. Vischer S. 107. Nägele in seinem Tübinger Programm 1892/93. Umlandhaus. Tüb. Blätter IV S. 18 f. Abbildungen S. 19. Das damalige Tübingen: ebda. V S. 39. Maier a. a. O. Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz 1781, vor allem Bd. XI, 5 ff. Klüpfel-Eifert, Geschichte und Beschreibung der Stadt Tübingen Tüb. 1849. Zeitschrift für Kulturgeschichte N. F. III. S. 99 ff. (aus Rehfues Nachlaß). Eisenbach, Beschreibung und Geschichte der Stadt und Universität Tübingen 1822. Paulus, L. U. und seine Heimat Tübingen Berlin 1867. Großvater Umland: Nord und Süd 1900 S. 64. — Uhlands Briefftasche mit Entwürfen und Zeichnungen im Sch. M. Nägele S. 9. Auch der erste Brief Uhlands, der Hartmann seltsamerweise entgangen ist, liegt im Sch. M. Er soll im R. Ber. 18/19 veröffentlicht werden. — Politische Verhältnisse Württembergs. Herzog Karl Eugen und seine Zeit Eßlingen 1909, vor allem I, 394 ff. Bernitter, Württembergische Briefe Ulm 1786 und 1799. Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben Hamburg 1875. Lang, Von und aus Schwaben III S. 57 ff. Pahl, Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Schwaben Nördlingen 1802. Pfister, König Friedrich von Württemberg und seine Zeit Stuttgart 1888, bes. S. 20 ff. Schneiders Württembergische Geschichte Stuttg. 1897 ist bei allen historisch-politischen Abschnitten beizuziehen. — Schulwesen: Herzog Karl Eugen II, 153 ff. Stahl-

eder, Beiträge zur Geschichte des höheren Schulwesens in Tübingen Progr. 1905. Über Kauffmann ebd. S. 82 ff. Maier a. a. D. S. 94 ff. Brief der Mutter an den Ferienreisenden: Frankf. Zeitung 1897 S. 192. Universität: Eisenbach, Nicolai. Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen Tüb. 1849, wo auch am eingehendsten über die Lehrer berichtet ist. Württ. Jahrbuch für Statistik und Landeskunde 1877 III: Statistik der Universität Tübingen.

## 2. Kapitel.

Schwäbische Dichtung des 18. Jhrds.: Krauß I, Kap. 5 ff. Fischer, Die schwäbische Literatur S. 1 ff. Ders.; Klassizismus und Romantik in Schwaben, Beiträge z. Lit.-Gesch. Schwabens, Tübingen 1891. Planck, Die Lyriker des schwäbischen Klassizismus Stuttgart 1896. Uhlands Jugendpoesie: Nägele a. a. D. 1893. Abdruck der Gedichte der Frühzeit mit sehr lehrreichen Varianten Ged. II. Mannc, Uhlands Jugenddichtung Diss. Berlin 1899. Am einsichtigsten die kurzen Bemerkungen von Hatfield Herrigs Archiv 1897 S. 138 f. und Journal of Germanic Philology Bloomington 1898,9 S. 1 ff. Daneben jetzt meine beiden Aufsätze: Die Vorzeit in den Gedichten des jungen Umland und Die alterümlichen Formelemente in Uhlands Balladen. Die Romananfänge der Frühzeit gedenke ich in der Festschrift des Schillervereins 1920 herauszugeben.

Conz: Cleß Tüb. Diss. 1913. Kerners Bilderbuch S. 203. Mohl, Lebenserinnerungen Stuttgart und Leipzig 1902 S. 184. Schwab, Schillers Leben Stuttgart 1840 S. 462. Goethe: Den fruchtbaren Hinweis auf die Taschenbücher 1804 hat zuerst Sintenis gegeben, Goethes Einfluß auf Umland Dorpat 1871, der freilich die Beziehungen übertreibt. — Freunde: Hauptquelle ist Mayers Umlandwerk und die 2-bändige Auswahl: Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden Stuttg. u. Leipzig 1897. Den Auszug aus der Tübinger Matrikel verdanke ich der Güte Nägeles. Mayer: Goedeke VIII, 252 f. Krauß II, 62 ff. Mancher Aufschluß über die Persönlichkeit bei Lenau (Castle, Lenau und die Familie Löwenthal Leipzig 1906). Heinrich Röstlin scheint bis jetzt gar nicht beachtet. Ich kenne nur was gedruckt ist (das Sch. M. be-

sigt nichts von Belang), weiteres wäre mir von großem Interesse. Die Nekrologe von 1859 ergeben nichts. — Von Härkin und Roser hübsche Briefe aus der nachtübinger Zeit im Sch. M. Kölles Briefe waren mir leider nicht zugänglich. Über ihn Goed. VIII, 253, Krauß II, 189 ff. Über Georg Jäger (nicht identisch mit Chr. Fr. Jäger, dem Reisegefährten in die Schweiz) D. Jäger, Erlebtes und Erstrebtes München 1907. R Ber. 1917. 18 S. 43 ff. Kerner Goed. VIII, 197 213. Krauß II Kap. 1 und 2. Von der bei Goedeke genannten Literatur ist vor allem zu rühmen: D. Fr. Strauß, Rümelin, Lumarkin. Dazu Heinzmann, J. K. als romantischer Dichter Tübingen 1908. Richert, Geschichte der Lyrik J. K.s Berlin 1909. Ausgabe von Gaismaier in 4 Bd. Leipzig Hesse. v. J. — Uhlands und K.s Poesie verglichen Br. I, 161. Politik: Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben Tübingen 1840. Beckh, Aus den Zeiten des Königs Friedrich Württ. Neujahrsblätter VII (1890). Hartmann, Württemberg im Jahre 1800 Stuttgart 1900.

### 3. Kapitel.

Uhlands Verhältnis zur Romantik ist noch nicht befriedigend untersucht, am wenigsten in dem so betitelten Exkurs bei Fränkel Herrigs Archiv 80 S. 87 ff. Lektüre: Ein Tübinger Sammelheft enthält (meist undatierte) Auszüge und Lesefrüchte von ca. 1804 ab. Zu Beginn ausführliches Exzerpt aus Tiecks Minnesingern. Ich nenne ferner: Theuerdank, nach der Ausgabe von 1679; Bibliothek des Romantisch Wunderbaren von Vulpinus; Schiller, über das Naive und Die sentimentalischen Dichter (Horen 1795); Percy, Reliques (Datum: Jan. 1808); Hans Sachs 1. Band (Datum Dez. 1807); Eichhorn, Geschichte der Literatur 2. Bd. 1805; Schlegels dramatische Vorlesungen 1808. — Schoder: Ungedruckte Briefe Sch. M. Marbacher Schillerbuch III, 34. Württ. Vierteljahrshefte 1886. IX, 81 ff. Die Studien zur Poetik werde ich in der oben genannten Festschrift veröffentlichen und erläutern. — Der Mythologie-Begriff Fr. Schlegels erwächst vor allem aus seinem Gespräch über die Poesie. A. W. Schlegels Vorlesungen hingegen (Minor III, 111) preisen in gleichem Sinne wie Uhland die „heroische Mythologie“ des Mittel-

alters, worunter sie die Heldensage verstehen. Gedanken aus diesen Vorlesungen können ganz gut zu Uhland gedrungen sein. Hatte doch Kösle 1803, der Wetter Hofer 1805 in Berlin geweiht. — Dem Aufsatze über das Romantische schreibt Walzel in seiner Romantik Leipzig und Berlin 1918 I, 29 und II, 4 ohne Berechtigung Vertrautheit mit Schlegels und Schleiermachers Ideen zu. Richtiger ist die Kennzeichnung durch H. Fischer, daß die Romantik hier „noch recht zahm und etwas schülerhaft“ auf-trete. Beziehungen zu Jean Paul hat zuerst Scherer herausgefunden, J. Grimm<sup>2</sup> S. 84. Herder über Homer und Ossian: Suphans Ausg. 18, 446 ff. Charakteristik des Mittelalters daselbst in den Humanitätsbriefen S. 54 ff. Adam Müller, Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur 1806 S. 15. Weiteren Beziehungen denke ich in der Festschrift nachzugehen Seckendorff: Allg. dtsh. Biogr. 33, 519. Goed.<sup>2</sup> VI, 111. Hochinteressante Briefe von ihm an Uhland und Kösle im Sch. M. Den wichtigen Brief vom 25. I. 1807 bezeichnet Hartmann Br. I, 17 zu Unrecht als fragmentarisch. Uhland als Übersetzer des Heldenbuchs in einem Briefe Docens vom September 1806: Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen in des Knaben Wunderhorn S. 47. Morgenblatt: Krauß I, 340 ff. Weißer ebd. 343 ff. gute Charakteristik. Waiblingers Werke IV, 254. Märchen der Scheherezade Leipzig 1809, 5. Band S. VIII Hauptstelle gegen die Romantik. Haug Krauß 346 ff. Fischer, Beiträge I, 78 ff. Hübsche Briefe an Matthison in dessen lit. Nachlaß II, 233. Aus dem Inhalt des Morgenblattes: Am 16. IV. 07 eine archaisierende Ballade „Des Ritters Herz“, die auf Uhlands Castellan von Coucy wirken konnte; mehrmals über die „merkwürdigen physikalischen Versuche“ Ritters und Campettis mit der Wunschelrute, cf. das erste Nachtblatt. Im ganzen floß da eine reiche Quelle der Belehrung. Die unliebenswürdige Rezension schon vom 13. I. 1807. Uhland hat alle ihm bekannten Besprechungen des Almanachs in seinem Exzerptenhefte zusammengestellt. Sonntagsblatt: In Übereinstimmung mit der Leitung des Sch. M. verzichte ich auf weitere Mitteilungen, als sie schon 1856 K. Mayer im Weimariſchen Jahrbuch V gegeben hat. Ein Abdruck des Ganzen steht bevor. — Einsiedler-

zeitung, Sonettenstreit: Pfaffs Neudruck 1883, namentlich S. XXXVIff. Steig, U. v. Arnim und die ihm nachstehenden I Stuttg. 1894. Derselbe, Euphorion III, 426 ff. Hügli, die romanischen Strophen in der Dichtung deutscher Romantiker Zürich 1901. Verhältnis zur romantischen Lyrik: Darüber am einsichtigsten aber skizzenhaft Haag, Ludwig Uhland 1907 S. 29 ff. Der wirklichen Anklänge sind wenige, doch ließen sich kennzeichnendere anführen als Maync S. 55 ff. tut: „Anspruch“, die Rückkehr eines Kreuzfahrers schildernd, beginnt: „Eingewiegt in Wehmutstränen“, was anklingt an „Eingewiegt in selbes Schwärmen“, den Anfang des Einsiedlerliedes in Novalis' Osterdingen, in dem Kreuzfahrer ja auch eine Rolle spielen. Das zierliche Liedchen „Seliger Tod“ schein in Novalis'scher Hymnenform (Hymne an die Nacht IV) einen Tiefschen Einfall auszuführen: „O Kuß, wie war Dein Mund so brennend rot! Da starb ich, fand im Leben erst den schönsten Tod!“ Dem Verhältnisse zu Fr. Schlegels Lyrik wäre noch nachzugehen, Uhland zitiert gern aus ihr. („Es kommen geschossen Gestalten auf Koffen“ und „Apollo, wirßt Du diese Blut noch lindern“ beides im TB.) Das religiöse Element in Uhlands Lyrik behandelt ohne genügendes Eingehen auf die romantischen Einflüsse Méjasson, Le sentiment religieux dans les poésies d'Uhland Paris 1913. — Kerner's Liebesgeschichte: Marie Niethammer, J. K.'s Jugendliebe und mein Vaterhaus Stuttgart 1877. Bär: Gaismaier Zeitschr. f. österr. Gymnasien 1905, 385. Der Abdruck der längeren Fassung des Stückes (Sch. M.) nebst Erläuterungen bleibt vorbehalten. — Nachblätter: Das erste Br. I, 68, das zweite bei Mayer I, 119 (von Fränkel ganz ungenügend erläutert); ob Beziehungen zu den Nachtwachen des Bonaventura bestehen, weiß ich nicht zu entscheiden; auch das Verhältnis zu Jean Paul wäre zu erörtern. — Für Sachsenheim verweise ich ebenfalls auf bevorstehenden Abdruck und Erläuterung in der Festschrift. — Wahnhausen: Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften II, 46 ff. Vischer a. a. O. 104. — Advokatenegamen: Jahrbücher für württembergische Rechtspflege VIII, 108 ff. Akten im Sch. M. Köstlich ist Kerner's Examensposse im Sch. M.; u. a. der famose Reim: „Blouquet:

Wo liegt das foramen magnum? Kerner: Im Herzen — s'ist mir so bang dumm!“ — Entstehung und Vorbereitung des Pariser Reiseplans schildert jetzt sehr ausführlich Moestue R. Ber. 1917/18 S. 63 ff., wo noch weiteres über den Pariser Aufenthalt selbst in Aussicht gestellt ist.

#### 4. Kapitel.

Die Quellen für die Schilderung des Pariser Lebens sind neben 2 Reiseführern (Reichardt, Für Reisende nach Paris, Berlin 1810 und Le Guide des voyageurs à Paris, 1810) die Berichte folgender Deutschen, die um jene Zeit Paris besucht haben: Barnhagen, Denkwürdigkeiten und verm. Schriften, Bände 2 und 7. Jakob Grimm im Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm Weimar 1881. Helmine von Chézzy, Leben und Kunst in Paris seit Napoleon I. Weimar 1805 6. Unvergessenes I. Leipzig 1858. Fr. Schlegel in der Europa 1803 S. 24. Dazu Rehfues' Südd. Miscellen Winter 1810 11. — Chamisso Zulda, Ch. und seine Zeit, Leipzig 1881 S. 91. „Charakterbild“ von Hügig im 6. Bd. der Werke. Briefe daselbst V, f. S. 298 u. 327. Ch. wohnte Rue de l'oratoire 8, etwas über dem Dach der gegenüberliegenden Kirche. Sieveking: Bilder aus vergangener Zeit II (1887) S. 106 ff. — Immanuel Bekker: Jahrb. Preuß. Jahrb. 29, 553 ff. Die gewöhnliche Darstellung, daß Uhland zur Gegengabe Bekker die Kenntnis der nordischen Sprachen vermittelt habe, ist falsch, denn B. hatte schon vorher zur Vorbereitung auf ein Beisammensein mit Ohlenschläger in Eile Dänisch gelernt. — Spanische Studien: Außer den Ged. I, 397 u. 418; II, 162 u. 190 mitgeteilten Gedichten befindet sich im Sch. M., irrtümlich unter den Entwürfen zu Bernardo del Carpio, ein großes Übersetzungsbruchstück, Szenen aus dem 1. Akte von Lopes Casamiento en la muerte, die ich gelegentlich mitteilen werde. — Märchenbuch: E. Schmidt in den Berl. Sitzungsberichten 1897, S. 935 ff. Ged. II, 167 ff. — über das altfranzösische Epos: Wolf, über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Nationalheldengedichte Wien 1833. Derf. Eberts Jahrbuch 1862, 209 ff. Tobler, Herrigs Archiv 79, 91. Fränkel, II. als Romanist ebd.

80, 25. Richert, Die Anfänge der romanischen Philologie und die deutsche Romantik, Diss. Berlin 1913. Von deutschen Vorgängern u. s. w. wären höchstens zu nennen: Eichhorn, Allgemeine Geschichte der Kultur und Literatur des neueren Europa I (1796) bes. S. 75 ff. „Ritterpoesie“. Eine dürftige „Histoire poétique de Charlemagne“ war in einem Anhang von Dippoldts Leben Kaiser Karls des Großen Tübingen 1810 geboten. Mit Wärme, aber ohne tiefere Kenntnis sprechen von der Karlsepik noch v. d. Hagen und Büsching in ihrem Buch der Liebe 1809 (S. V). — Man darf das von Uhland Geleistete auch nicht überschätzen, wie z. B. Fränkel tut, wenn er behauptet, der von Uhland zuerst zerstörte Glaube an die Echtheit des pseudoturpinischen Romans habe bei den Romanisten noch jahrzehntelang bestanden. Auch Roquefort De l'état S. 135 beurteilt das Quellenverhältnis richtig und glaubt nicht an die Autorschaft des Bischofs. Von den paar Fehlern, die Uhland unterlaufen, ist die oft beanstandete Zuweisung des Chevalier au lion an Meister Wace ein offensichtlich Lapsus memoriae. Chrestiens Werke waren, wie wieder Roquefort beweist, längst vollständig bekannt. — Übersetzungen: Ein leider sehr kleines Bruchstück aus den Haimonskindern auf der Tübing. Univ. Bibl., es ist dieselbe Stelle, über die sich Uhland brieflich (an Bekker Br. I, 467) so sehr ergötzt. (S. auch R. Ber. 1819.) Eine Probe von Uhlands kritischer Feinheit beim Übersetzen: Ged. II, 172 steht die Übertragung des Anfangs eines Fabel de Florance et de Blanche Flor. (Barbazan-Méon 4, 355). Der Vergleich mit dem Original ergibt, daß Uhland eine falsche Interpunktion erkannt und einen leicht irreleitenden Druckfehler verbessert hat. Bei Méon heißt es von den zwei Mädchen: D'un mantel furent afublées. Qu'en une isle furent dous Féés, Ne firent pas oeuvre vilene. Uhland interpunktiert richtig und tilgt den Fehler: Mit gleichen Mänteln angetan, (statt Punkt!) Die von zwei Feen sie empfahn (firent statt furent) Sie sind aus Wolle nicht gewoben etc. — Das Rolandslied von Herz erschien 1861, vgl. Br. IV, 310.

### 5. Kapitel.

Dieser Abschnitt der Biographie ist in Reinöhls Einleitung (Werke I, XXXIII ff.) besonders reich bedacht. — An Kerner über



die Traurigkeit Br. I, 284. — August Mayer: R. Mayer I, namentlich 219 ff. (Feldbriefe). Den poetischen Nachlaß durfte ich auf der Stuttgarter Landesbibliothek einsehen. Er stammt z. T. aus Uhlands Besitz. Die Ausbeute ist gering, das bessere ist durch den Bruder oder im Almanach gedruckt worden. — Gustav Schwab: Goed. VIII 246—252, die dort genannte Biographie von seinem Schwiegersohn Klüpfel und die Schrift: Zur Erinnerung an G. S. 1892. Das Verhältnis des Balladendichters zu Uhland: W. Schulze, G. S. als Balladendichter Berlin 1914, S. 9 ff. Advokantentätigkeit: Maier-Pfullingen a. a. O. S. 39 ff. — Stuttgart im Jahre 1812: Bach-Notter, Bilder aus Altstuttgart St. 1896 S. 61 ff. Memminger, St. und Ludwigsburg mit ihren Umgebungen St. und Tübingen 1817. Merkwürdigkeiten von St. und seinen Umgebungen St. 1814. — Schott: Menzel, Denkwürdigkeiten S. 194. Gangloff: Wintterlin, Württembergische Künstler in Lebensbildern Stuttg. 1895 S. 263 ff. Justizdienst: Wintterlin, Geschichte der Behördenorganisationen St. 1902 I 280 ff. — Zu S. 171 aus einem Briefe der Mutter vom 5. Januar 1814: „Allerdings sagte ich einst, es sollte alles in Masse aufstehen und sich wehren. Deswegen ist es ganz nach meinem Wunsch daß wirklich es so ist, wie ich schon vor 10 Jahren meinte. Was aber nun Deine Meinung wegen dem Landsturm ist, gefällt mir in Ansehung Deiner deswegen nicht, es könnte Dich von Deiner wirklichen Laufbahn ganz abschneiden und wäre möglich Dich unter das Militär zu bringen, das mir nun in Deinen Jahren schrecklich wäre, auch sind Leute genug ohne Dich da, bezwingen diese Frankreich nicht, so tust Du es auch nicht.“ — Fortunat: Publications of the Modern Language An. of America XXV, 355 (1910).

## 6. Kapitel.

Die Darstellungen von Fischer, Notter, Fr. Th. Wischer, Treitschke, um nur die wichtigsten zu nennen, liefern Beiträge zur Charakteristik der Gedichte. Werner, Lyrik und Lyriker Hamburg 1890 nimmt seine Beispiele mit Vorliebe aus Uhland. Am besten: Haag, L. U., Die Entwicklung des Lyrikers und die

Genesis des Gedichts Stuttgart 1907. Dem Problem der Anordnung wird die Straßburger Dissertation von Tressel (1915) nicht ganz gerecht. Arbeitsweise: außer Haag E. Schmidt, Anzeiger f. deutsches Altertum IV, 224. Maync, Euphorion 1901, S. 526. Verhältnis zur Natur: Biese, Zeitschr. f. dtischen. Unterricht V, 822 ff.; sehr dürftig Schulze, Die Entwicklung des Naturgefühls Halle 1907 I, 113 ff. Die theoretische Auseinandersetzung mit Loeben Br. I, 291/93. Zu allen Fragen dieser Art G. Schmidt, Uhlands Poetik Tübingen 1906, der freilich nicht mit dem vollständigen Material arbeitet. Das Motiv der belebten Ruinen in dem S. 114 zitierten Brief an Kölle, dann in den Gedichten: Lieder der Vorzeit, Schloß im Wald, Steinere Braut, Ruß, Drei Schlösser, Märchen. Das Motiv des geöffneten Himmels: Schäfers Sonntagslied, Hohe Liebe, Abschied, Traum, Verlorene Kirche, Katharina, Waller; dazu 2. Nachtblatt S. 121 und ähnlich Ged. I, 3, 36 und 150. — Hebbel und die Gedichte: Tagebuch (Werner) I, 235 und 357. — Metrik: Werner, Anz. f. d. Altertum 14, 226. U. Schmidt, Zur Entwicklung des rhythmischen Gefühls bei Umland Altenburg 1904. U.s fünffüßigen Jambus behandeln Limper 1909 und Kunz 1913. — Kompositionen: Knapp Br. II, 179, Köln. Volkszeitung vom 30. VIII. 1906. Barnhagen über die Epigramme: Kernerbriefe I, 104. — Ballade: U. selbst im Stilistikum, Holland S. 58 ff. Dederich, U. als Dichter und Patriot Gotha 1886. Eichholz, Quellenstudien zu U.s Balladen Berlin 1879. Foh, Berliner Progr. 1876. Dünger, U.s Balladen und Romanzen 2. Aufl. Leipzig 1890. Mein Aufsatz: Die altertümlichen Formelemente in U.s Balladen. Von einzelner Literatur zu den Balladen nenne ich nur Königsjohn: Mein Aufsatz: Die Vorzeit in den Gedichten des jungen U. Der gute Kamerad: Zeitschr. f. Völkerpsychologie 11, 28. Das Wunderhornlied Bode a. a. O. S. 579. Merlin: Holland, U.s Ballade Merlin der Wilde Stuttgart 1876. Mähderin: Fischer, Neue Jahrbücher 1917, S. 321 ff. (wo noch andere Gedichte eindringend erläutert werden). Glück von Edenhall: Zeitschr. f. d. Unterricht 25, 805 ff. (das „Glück“ ist in Wahrheit noch heute un-

zertrümmert!). Des Sängers Fluch: Vierteljahrschr. f. Lit.-Gesch. I, 503 ff. R. Ber. 1905/06 S. 46. Schenk von Limburg: Württ. Vierteljahrshefte 1906 S. 411 ff. Traum: R. Ber. 1917/18 S. 28 ff.

### 7. Kapitel.

Uhlands politische Betätigung und die schwäbischen Zustände zur Zeit des Verfassungskampfes sind letztlich Gegenstand so eingehender Forschung geworden, daß in diesem Kapitel mehr als sonst an Vorgänger anzuknüpfen war. Die Grundlinien der damaligen politischen Zustände entwerfen immer noch am eindringlichsten Gervinus und Treitschke; dazu Schneiders und Pfisters schon angezogene Schriften. Über U. besonders: Bernhardt, U.s politische Betätigungen und Anschauungen, Diff. Leipzig 1910. Am unterrichtendsten Reinöhl, U. als Politiker Tübinge 1911, der zum erstenmal die Fülle der politischen Aktenstücke, Reden, die parlamentarischen Abstimmungen zugänglich macht; freilich noch mehr Materialsammlung als Darstellung. Rapp, Zeitschr. f. Geschichte 12, 593 ff. — Das gute alte Recht: Rümelin, Reden und Aufsätze N. F. S. 442 ff. List, Der Kampf um das gute alte Recht Tübingen 1913. Hegel in der Besprechung der Verhandlungen der Württ. Landstände, Heidelberger Jahrbücher 1817 (S. 1041 ff.). — Wangenheim: Treitschke, Preuß. Jahrbüch. 11, 15. — Rückert: G. Pfizer, U. und R. Stuttgart und Tübingen 1837. Dazu bissig Grillparzer Werke <sup>5</sup> III, 105 (Sauer): „Wie ähnlich beide, zeigt er wohlgefinnt, Und gleichen Beifalls in die Hände klopft er. Sie sind auch ähnlich, wie zwei Adler sind; Ein lebender, ei, und ein ausgestopfter!“ Melchior Meyr, Biographisches, Briefe, Gedichte Leipzig 1874, namentlich S. 52 ff. König Wilhelm: Köstlin, Wilhelm I. Stuttgart 1839. D. Fr. Strauß, Kl. Schriften N. F. S. 270 ff. — Kerner über Umland an Barmhagen: Nord und Süd 1900, namentlich S. 72 ff. — Kammerverhandlungen: Alexis, Schattenrisse aus Süddeutschland Berlin 1834, namentlich S. 127 ff.

### 8. Kapitel.

Zugrunde zu legen ist noch immer Keller, U. als Dramatiker, Stuttgart 1877, so sehr das Buch der Neubearbeitung

bedürfte. Dazu Rümelin, Preuß. Jahrbücher 1878 S. 121 ff. Dünker, u. s. Dramen und Dramenentwürfe Leipzig 1892. Schönbach, Ges. Aufsätze Graz 1900 S. 15 ff. Lang, Uhlands dramatische Arbeitsweise, Diss. Tübingen 1913. — Zu Helgo: Die „Greifenworte“ (Ged. I, 93) sind wohl zu spät entstanden, um hierher zu gehören; eher vielleicht der Dialog „Die Mahnung“, der acht Tage vor „Der Sänger an die Sterbende“ entstanden ist. Auch ob der Brautgesang (Ged. I, 18) in den Ulfen gehört, läßt sich nicht entscheiden. Der Name Uther deutet auf Wächter. — Benno: Euphorion VI, 95 ff. Francesca: Südd. Miscellen 1811, S. 415. Holland im Jb. der Dantegesellschaft 1, 119. Die Situation des „Danks“ (Ged. II, 278) Keller S. 98 oben. Francescas Liebe zu Paolo äußert sich durch ihre Erregtheit im Turnier, wie die Elisabeths zu Carlos nach Domingos Bericht; die Gartenzene sicher im Anschluß an das Stelldichein Königin Carlos im 1. Akt. Im Julius von Tarent (IV, 4 und V, 2) wird, wie Keller S. 105, ausgesprochen, daß des Fürsten Leben bis dahin freundlich und heiter verlaufen sei. Auch er begeht seinen 76. Geburtstag (hier ist es der 70.) durch ein kleines Fest. Der Spanier Claros hat seinen Namen aus einer Romanze, die in Sedendorffs zweitem Almanach übersezt ist. Vertrautheit mit dem spanischen Lustspiel, auf die manche Szene schließen lassen könnte, war damals noch nicht vorhanden. Die Szene Keller S. 111/14 entstand laut Tagebuch am 26.—27. März 1811, S. 115/19 am 30. Mai 1812. — Eginhard: sehr dürftig Gaismaier, Zeitschr. f. vergl. Lit.-Gesch. XIV, 128 ff. Nicht einmal die Heldenbuchfigur Staudensfuß ist da erkannt. — Serenade: Die Beziehungen zu Cervantes' „Gläsernem Lizentiat“ hat Uhland selbst Br. I, 124 verschleiert angedeutet. In Mozarts Don Juan muß (wie S. 260) Leporello vor Elviras Balkon gestikulieren, während Don Juan singt. „Einzig eine“ ist eine Prägung Lieds. — Die Karlsreise hat Maync in seiner Dissertation S. 34 auf Fouqué zurückgeführt. Die Schicksale Thorildes im Normännischen Brauch, die als Kind durch die Meereswellen vom Elternhaus entführt wird, sind denen Berthaldes in der „Undine“ nachgebildet; der Zug in der Ballade, daß sich eine Hand aus

den Wellen hebt, stammt ebendaher, aus dem Kapitel von der Donaufahrt. Von F.s „Abentheuren“ mag stilistisch und in der Anlage am verwandtesten „Dafs Ausfahrt“ anmuten (Dtches Museum 1812): 1 Akt, fünf Personen, fünffüßige Jamben, Seefahrermilieu. — Weiber von Weinsberg: E. Schmidt, Berl. Sitzungsberichte 1902, S. 624 ff. Zur Frage der Geschichtlichkeit Holzmann, Württ. Vierteljahrshefte 1911, S. 413 ff. Herzog Ernst: Weismann, L. u. s. dramatische Dichtungen Frankfurt 1863. Timm, Stettiner Progr. 1906. Zur Bühnengeschichte: Krauß, Deutsche Rundschau 28, 2. S. 374 ff. Ludwig der Bayer: Morgenblatt 1819, Lit.-Bl. 37, 147. Älterer Entwurf bei Lang. Preiskonkurrenz: J. Schneider, Blätter für bayr. Gymnasialschulwesen 1897, S. 254 ff. — Riblungen: Die Beziehungen zu Schlegel nach Moestue, u. s. nordische Studien S. 20. Speerwurf: Euph. VII, 716 ff. Collin in den Wiener Jahrbüchern der Lit. XX (1822), S. 141 ff. Wienberg, Die Dramatiker der Jetztzeit. I. Uhland. Altona 1839.

### 9. Kapitel.

Emilie Vischer: Lenau bei Castle a. a. D. 211. Kerner: Nord und Süd 1900 S. 74. Bildnis Br. II, 113. S. a. L. 166. Die Verlobungsgeschichte Luifens und den Empfang Emilies im Elternhaus schildern hübsche Briefe im Sch. M. Auf die ersten Stuttgarter Jahre werfen die Briefe A. Weiffers (Württ. Vierteljahrsh. X, 1 ff.) manches Licht. Frau Uhland: Berdrow, Frauenbilder aus der neueren Literaturgeschichte Stuttgart 1895 (nichtsagend). R. Mayer (Sohn) a. a. D. S. 64. Laube, Das erste deutsche Parlament S. 76. H. Grimm a. a. D. S. 63. Mörike Briefe (hg. von Krauß und Fischer) II, 286. Ihre tiefe Religiosität Neeff, Erinnerungen an L. U. S. 22. U. lebte vom Gelde seiner Frau: Mohl, Lebenserinnerungen S. 193. — Walther von der Vogelweide: Bouterwek hatte Geschichte der Poesie I, 107 eine ausführliche Darstellung, Docen Museum I, 216 eine kritische Ausgabe gefordert, die U. ja auch eine Zeitlang geplant hat. Mit der Datierung von Walthers historischen Gedichten war Köpfe (Büschings Wöch. Nachrichten 1819) vorangegangen, der 3. T. glücklicher ist als Uhland. Denn dieser hat die Tendenz,

dem Leben seines Helden eine viel zu große Ausdehnung gegen die Mitte des 13. Jahrh. zu geben. Er läßt Walthar „in freudlichem Verkehr der Kunstgenossenschaft“ stehen mit dem 1228 geborenen Heinrich von Meißel! Im Anschluß an Bodmer und Docen läßt er W.s Lehrer Keimar noch den Tod Leopolds VII. (gest. 1230!) beklagen. Der Gang Philipps zum Münster war durch Benecke (cf. Wünschelrute 1818 S. 247) schon richtiger datiert worden als U. tut. Auch in der Heimatfrage ließ sich an der Hand der Vorgänger weiterkommen: der lange Jahre (bis zu Zwierzinas Aufsatz, Zeitschr. f. d. Altertum 44, 313) für die Lokalisierung maßgebende Keim pharren — verworren war bereits durch J. Grimm (Gr. II, 840) aufgestöbert worden. Der Eklektiker der Textbehandlung zeigt keine Willkür, sondern eine feine künstlerische, ja rythmische Berechnung, die es in manchem besser getroffen hat als moderne Herausgeber (cf Paul u. Braune Beiträge 43, 72 u. 74 ff.). Zwei vermutungsweise hergestellte Lesarten konnte er mit Genugtuung in Lachmanns kritische Ausgabe einziehen sehen (L. 34, 11 u. Ann. S. 180). Der Vergleich zwischen Uhlund und Walthar zuerst bei Pfeiffer. — Laßberg, Hist. pol. Blätt. für das katholische Deutschland 1864 S. 425; 1877, S. 257. Moritoser, Thurgauer Beiträge 25, 38 ff. Briefwechsel Schücking-Drofte, hersg. v. Th. Schücking 1873. Thekla Schneider, Schloß Meersburg Stuttgart 1913. — Kerner in Weinsberg: A. Reinhard, J. R. und das Kernerhaus Tübingen 1862. Th. Kerner, Das Kernerhaus und seine Gäste Stuttgart 1894. Riendorf, Reiseszenen in Tirol usw. Stuttgart 1840. Geisterwesen: Sternberg, Erinnerungsblätter Berlin 1855 S. 85 ff. Rümelin, Reden und Aufsätze III (1894), S. 302. ff; Südd. Monatshefte II, 2, S. 510 ff. — Uhlunds Aufsatzentwurf vom 13. März 1843 „über die Geisterwelt“ im Sch. M. Dazu Br. I, 334; II, 301. Der entrückte Kaiser Friedrich: Schr. VIII, 577. Schöll: Ges. Aufsätze zur klassischen Literatur Berlin 1888 S. 351.

## 10. Kapitel.

Tübingen um 1830: R. v. Mohl a. a. O. S. 179 ff. Wischer: Südd. Monatshefte I, 2, S. 739 ff. Altes und Neues III

(1881) S. 334f. Universität: Klüpfel, Eisenbach. Württ. Jahrbuch. für Statistik a. a. D. Isolde Kurz. Südd. Monatshefte II, 2, S. 327. Tübinger Revolution: Tübinger Blätter III, 22. Frequenz der Vorlesungen: R. Ber. 1897/98 Anhang. Statistikum: Holland, Zu Uhlands Gedächtnis, Leipzig 1886, (nur Auszug aus dem vollständig im Sch. M. enthaltenen Manuskript.) Bettelheim, B. Auerbach Stuttgart u. Berlin 1907, S. 62. Zeller, Erinnerungen eines 90jährigen Stuttgart 1908, namentlich S. 78ff. Gegenwart 1887 Nr. 17. Allg. Zeitung 1862 Nr. 338/45. Geschichte der altdeutschen Poesie: Zur Einleitung Schönbrunn, Die Romantiker als Literaturhistoriker, Diff. Greifswald 1911 S. 92. Heldensage: Mein Aufsatz: U. und die deutsche Heldensage, Abh. der Berl. Akademie 1918. — Das Ethische: Ansätze zu einer Würdigung dieser Art, die aber Uhlands Meistergemälde nicht erreicht, bei den Brüdern Grimm (Die beiden ältesten deutschen Gedichte 1812) und v. d. Hagen (Die Nibelungen, ihre Bedeutung für jetzt und für immer 1819.) Lied = Epos-Frage: Lachmann, Über die ursprüngliche Gestalt der Nibelungen Not, jetzt Kl. Schriften I, 1. Über die liedhaften Grundlagen der mhd. Epik kommt zu gleichen Resultaten wie Uhland Heusler in Hoops Reallexikon der germanischen Altertumskunde unter den Stichworten: Dichtung, Heldensage und einzelnen Heldennamen, wie Ortnit, Dietrich usw. Übrigens hatte schon P. E. Müller im 2. Bde. seiner Sagenbibliothek (S. XLVI der deutschen Übersetzung von 1832) sich zu dem Grundsatz bekannt: „Je deutlicher eine Sage das Gepräge dichterischen Ursprungs an sich trägt, desto wahrscheinlicher ist ihr Alter. Das poetische Gepräge zeigt sich im Inhalt wie im Vortrag. Der Inhalt muß bei einer echten Sage von der Beschaffenheit sein, daß er einen poetischen Stoff darbietet.“ „Verfahren der inneren Liederbildung“: auch hier ist auf A. Heusler zu verweisen, namentlich die Schrift: Lied und Epos Dortmund 1905. Seine Formulierungen zeigen größere Bestimmtheit als die Uhlands, der unter der Doppeldeutigkeit seines „Lied“begriffes leidet. Einen sehr verständnisvollen Vorgänger hatte er in diesem Betracht übrigens an v. d. Hagen (in der Einleitung zu seinem Nibelungenlied 1820 S. IV.) Er meint, daß es vor,

neben und nach dem Nibelungenliede Volkslieder über diese und verwandte Gegenstände gegeben habe. All diese Lieder „waren gewiß . . . kurz und für sich bestehend, so daß sie auf einmal zu vollenden waren, sie zogen das Ganze in die Haupt-handlung, Chriemhildens Rache, zusammen . . . oder sie griffen eine bedeutende Masse heraus, das Übrige als bekannt voraussetzend“. Das Nibelungenlied in seiner jetzigen Form verleugnet zwar nicht seinen Ursprung aus alten Volksliedern „aber der Zusammenhang ist so eng, daß mit den Eddaliedern und ihrer zusammenfassenden Redaktion kein Vergleich möglich ist. Ein Verfasser für das Ganze ist unverkennbar“. Mit diesen vernünftigen Anschauungen stimmt Uhland sicher nicht zufällig überein. Tiefer hat er sich in diese Probleme noch eingelassen in der Vorlesung über das Nibelungenlied, deren Manuskript als starker Quartband in der Tübinger Universitäts-Bibliothek aufbewahrt wird. Das selbständige Ertragnis ist im Übrigen sehr gering. Nur in dieser Vorlesung hat sich Uhland der für unsere Begriffe elementarsten Aufgabe des Professors für Deutsch unterzogen, nämlich seinen Schülern das Mittelhochdeutsche beizubringen. — Höfisches Epos: Lachmann über Hartmann und Gotfrid in der Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern S. IV u. VI; ebenda ziemlich in Uhlands Sinn über Parcival. Auch Val. Schmidts (Wiener Jahrb. d. Literatur 1825, S. 73) symbolisierende Ausdeutung der Gralsfrage ist der Uhlandschen verwandt. Büsching (Museum für altd. Kunst und Literatur I, 514) hat auch die Wege gewiesen. Mit den verworren mystischen Deutungen von Görres, Leo und Rosenkranz hatte Uhland nichts gemein. In der Einleitung zu Rosenkranz' Literaturgeschichte ist seiner lobend gedacht (S. XI.) — 15. u. 16. Jahrhundert: A. Richter, Magazin f. Literatur des Auslands 1867, S. 169 ff. Literaturhistorische Wegweiser für Uhland waren vor allem Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit IX (1812) und Kobersteins Grundriß zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur Leipzig 1827. Halling: Wendeler, Fischartstudien des Freiherrn v. Meusebach Halle 1879. Germania XII, 115. Meusebachs Rezension: Allg. Lit. Zeitung März 1829, S. 56. Dazu bemerkte Meusebach 1839 in einem



Brief an Haupt (Wendeler S. 6): „In der Rezension erwähnte ich auch die Vorrede Uhlands sehr ehrenhaft und ließ einen merklichen literarischen Irrtum darin, so breit ich mich mit dessen Berichtigung hätte machen können, ganz unberührt.“ Ich muß gestehen, daß mir dieser Irrtum nicht aufgestoßen ist, und auch Johannes Bolte hat, wie er mir freundlichst mitteilt, seinen Scharfsinn fruchtlos angestrengt. Also sehr „merklich“ ist der Irrtum nicht! — *S a g e g e s c h i c h t e*: Moestue, Uhlands nordische Studien Tübingen 1902. Derf. U.'s Vorlesung über nordische Sage, Studien zur vergleichenden Lit.-Gesch. IX, 223 ff. Diese verständnisvolle Würdigung erspart mir das Eingehen auf Einzelheiten. Über Uhlands wissenschaftliche Herzog-Ernst-Pläne handle ich im R. Ber. 1918/19. Über den *M y t h u s v o n T h o r f*. meinen so betitelten Aufsatz, der in Herrigs Archiv erscheinen soll. Hier will ich nur erwähnen, daß Uhland eine ergänzende Abhandlung über den Thorkult bei den kontinentalen Germanen entworfen hat unt. d. Titel: *Thunar, ein Beitrag zur deutschen Mythologie* (Sch. M., Zeit unbekannt.) Es sollte da die Brücke von den mythologischen Abhandlungen zur Heldensage geschlagen werden, denn gegipfelt hätte der Aufsatz sicher in dem Nachweis, daß Dietrich von Bern Thunars Erbe angetreten habe.

## 11. Kapitel.

Die Gedichte der Spätzeit kommen auch bei Haag nicht voll zu ihrem Recht. R. M. Werner hat (*Lyrik und Lyriker* S. 258) Uhland überhaupt als „symbolischen Dichter“ gefaßt, muß aber den Begriff zu diesem Behufe ungebührlich weit dehnen. — Zahlreiche Äußerungen über Uhlands Dichtung, speziell der Spätzeit, von Schwab, Chamisso u. a. bei Rosmann, *Der deutsche Musenalmanach 1833—1839*, Haag 1909. — *S e i n e* und Uhland: *Zur Linde*, Freiburger Diss. 1899, S. 27 ff. Ruge, *Mus früher Zeit II* 1862, S. 107 ff. Notter über die Uhlandrenaissance: *Die schwäbische Dichterschule* 1842, S. 63. W. Müller: *Hake*, Berl. Diss. 1908 im Anhang. Eichendorff, Radler, *E.'s Lyrik* Prag 1908, S. 200. Guzkow, *Rückblicke* (Gensel) IX, 127, auch VIII, 107. Goethe: an Zelter, *W. A. IV. Abt.* 49,

102. Grillparzer Werke<sup>5</sup> (Sauer) XIX, 154; XX, 146 und 209. Laube, Gesch. d. deutsch. Literatur III, S. 247. Eichendorff, Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie Leipzig 1847, S. 198 ff. Hebbel und Uhland: Werner, Hebbel<sup>2</sup>, Berlin 1913, S. 45. Fischer, Beiträge I, 227 ff. Franke, Zur Biographie Hebbels Wien 1884 S. 32 ff. Uhland über neueste Literatur: Br. II, 194; zu Lenau Castle S. 40. — Mörike: Maync E. M.<sup>2</sup> Stuttgart 1913 S. 40 f. und 391. Briefe (Fischer und Krauß) I, 187; II, 71. — A. Grün: Politische Reden und Schriften herg. von Hoff Wien 1906 Einl. Deutsche Rundschau 1896, S. 332. B. Pfeiffer, Uhland im Munde der Dichter Stuttgart 1889. — Liederbuch dreier Freunde: Storms „Märchen“ S. 26 ist eine Kombination von U.'s „Märchen“ und „Elfen“. Die Liedlieder S. 47 ff. klingen sehr merkbar an die Wanderlieder an, Bettlerliebe S. 127 ist ganz Uhlandisch. Keller: Ermatinger I S. 132 und ö. Das Thema: Uhland und die Lyrik der 30er und 40er Jahre kann hier natürlich nicht annähernd erschöpft werden. — Uhland in Kiel: Schert Allg. Zeitung 1862, S. 5526 ff. In Wien: Lenau 61. Pfeiffer L. U. Wien 1862, S. 21. Auf der Meersburg: Schücking, Lebenserinnerungen I, 177. Volkslied: Die von R. M. Werner schon 1888 geforderte Monographie über Uhlands Verhältnis zum Volkslied ist noch immer ungeschrieben. Hassenstein, L. U., seine Darstellung der Volksdichtung Leipzig 1887 war ein mehr als bescheidener Aufsatz. Über die Volksliederarbeit unterrichtet am besten H. Fischers Einleitung zu den Volksliedern in Cottas Bibliothek der Weltliteratur. Ungedruckte vermischte Notizen über das Volkslied, die manchen sehr aufklärenden Gedanken enthalten, befinden sich im Sch. M. und sind im Text benutzt. Eine lohnende Aufgabe wäre es, der textkritischen Arbeit Uhlands nachzugehen (vgl. auch Blümmls Neudruck L. U.'s Sammelband fliegender Blätter 1911; ders. Zeitschr. f. Bücherfreunde I, 209). Wir haben im Germanischen Seminar der Universität Berlin im W. S. 1918/19 Uhlands Text zur Grundlage von Volksliedübungen gemacht und dabei sein Verfahren kennenzulernen versucht. Es ist stets wohlüberlegt, aber nicht im besten Sinne kritisch.

Evident junge Lesarten und Strophen läßt er öfter passieren, aus keinem anderen Grund, als weil sie ihm ästhetisch behagen. So in Nr. 90 die sehr schlecht gestützte und den Zusammenhang zerreißen Str. 4, die ihm ihrer Prägung nach volkstümlich schien. Das Verständnis des Liedes 101 hat er sich und anderen durch falsche Interpunktion verbaut, indem er die Str. 4 noch zur direkten Rede zog; diese zwei Beispiele für sehr viele. An Kritik von angeblich volksmäßigen Liedern läßt er es oft sehr fehlen, nimmt z. B. Brentanos Version des Südeliliedes erstaunlich ernst. — Für die historisch richtige Auffassung des Volksliedes verweise ich auf J. Meier, Kunstlied und Volkslied in Deutschland Halle 1906.

## 12. Kapitel.

Bernhardt und Reinöhl sind, wie schon für den Schluß des 10. Kapitels ständig beizuziehen. Uhlands „blühender Haß gegen die Fürsten“ Lenau 228. Umland als Philhellene: Züricher Neujaarsblätter 1904, S. 6. Umland und die deutsche Zeitung: Dtsche. Revue 34, 2, S. 215. Germanistenversammlung: Verhandlungen der Germanisten zu Frankfurt a. M. 1846 (Uhlands Fachvortrag über die Wolfdietrichgedichte fehlt im Protokoll, s. J. Grimm, Kl. Schriften VII, 580.) Reyscher, Erinnerungen aus alter und neuer Zeit Freiburg 1884, S. 98 ff. Befeller, Erlebtes und Erstrebtes, Berl. 1884, S. 55. — Umland und das Elsaß: Wendling, Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 1913, S. 91 ff. Els. Monatschrift III, 501 ff. — Die deutsche Revolution: Sybel, Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I., 1. Bd. S. 127 ff. Zimmermann, Die deutsche Revolution Karlsruhe 1848. Klüpfel, Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen 1. Bd. Berlin 1872. Brandenburg, Die deutsche Revolution 1848 Leipzig 1912. — Tübingen in der Revolution: Tüb. Blätter VII, 13 ff. Aufsatz aus den Märztagen: Entwurf auf 3 Quartseiten (15. III. 48) in der Univ.-Bibl. Tübingen, von mir mitgeteilt in der Zeitschrift: Die Arbeit. Schwäbische Abgeordnete: Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte IX 1912. — Umland in Frankfurt: Schw. Merkur 1887, Beil. 24. April.

Allg. Zeitung Beil. 201. Laube, Das erste deutsche Parlament III Leipzig 1849, S. 75 ff. Joseph Rant, Aus meinen Wanderungen Weimar und Leipzig 1864 S. 4–18. Paur (Uhlands Nachbar in der Paulskirche) Zur Literatur- und Kulturgeschichte Leipzig 1876, S. 68 ff. — Nationalversammlung: Kaumer, Briefe aus Frankfurt und Paris Leipzig 1849. Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche Leipzig 1849. Hayn, Die deutsche Nationalversammlung Berlin 1849. Wichmann, Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche Hanau 1888. Arndt, D. Rundschau 82 (1894) S. 118 ff. Mollet, Reden und Redner des ersten deutschen Parlaments Osterwieck 1895. — Haßlers Brief an Notter über Uhlands Verhalten im Parlament: Allg. Zeitung 1892 Beil. Nr. 196, S. 67. Die hier gegebene Erklärung, daß Uhlands Abstimmung in der Kaiserfrage und der republikanische Grundgedanke seiner Oberhauptsrede ein „Desperationsgedanke“ gewesen sei, ist als müßiges Gerede abzulehnen. Oberhauptsrede: Schneider R. Ber. 1898 99. Anh. 3. W. Grimm über Uhland: Frankfurter Neuphilologische Beiträge 1887, S. 69. Rumpsparlament: Preuß. Jahrbücher XXXII, 308 ff. Notter im Euphorion 3. Erg.-Heft S. 168 ff. Menzel, Denkwürdigkeiten Bielefeld und Leipzig 1877 S. 417 ff. berichtet über die Auflösung: „Meine Frau und Tochter schauten, mit dem Strickstrumpf in der Hand durch das Gitter des Gartens zu. Es war nicht die mindeste Gefahr dabei und wurde nicht ein Tropfen Blut vergossen.“

### 13. Kapitel.

Schwäbische Sagenkunde: Mündliche Auseinandersetzung des Planes L. 413. Vorzeitige Gerüchte über seine Sagensammelpläne: Frankf. Neuphilolog. Beitr. 1887 und Wolf, Dtsche. Mythologie I (1852). — Den Gesamtplan des Werkes kennen wir aus einem Schema, das Schr. VIII, S. IV mitgeteilt ist. Da es dort unerläutert bleibt, wird es hier, soweit möglich, kommentiert, wodurch zugleich der S. 439 behauptete Zusammenhang zwischen dem Anfangsteil „Suevisch-alamannische Vorzeit“ und den Einzelaussagen bewiesen wird. Von „I Sueven und Alemannen“ — „Solicinium“ entspricht die erhaltene Ausföhrung wesentlich dem Schema.

IV. Götterwesen der Sueven-Mannanen:

1. Natur- und Schicksalsgötter a) Erde und Erdgeist (b folgt nicht). Die Ausführung bricht hier ab. Modernes Gegenstück: Pfalzgrafen von Tübingen chr. VIII, 319. 2. Wotan und Ziu: Als Ersatz kann dienen VIII, 570 u. 590, dazu S. 562. 3. Mythische Helden: 1. Wieland, der wohl auf Grund des Gedichts von Friedrich von Schwaben als schwäbischer Held erwiesen werden sollte, Schr. I, 481 ff.; Iring VIII, 223 ff. Eckhart sollte der Held eines eigenen Aufsatzes werden, Br. IV, 175.

2. Bd.: V. Geschichtliche Helden. 1. Gerold (Anselm) (Franken) s. Sagenbeitrag zu Schmidts Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen, Schr. VIII, 564 und Br. IV, 55. — 2. Welf. Gemeint ist wohl Uhlands Dramenheld von 1819, den er aus Crusius kannte (Lang a. a. D. S. 50). 3. Ernst — natürlich Ernst Herzog von Schwaben. Vgl. den Altersaufsatz über die Weifen VIII, 570 ff. 4. Wither und Hunker, in den Schriften nicht erwähnt; ersterer erscheint als Held der „Schwäbischen Kunde“. 5. Friedrich, nicht Friedrich von Schwaben, der Held des Gedichtes, und nicht Friedrich von Zollern (trotz VIII, 447), sondern wohl Kaiser Friedrich, VIII, 577 ff. und I, 493, wo die Sagen gestreift sind, die sich an seinen Namen knüpfen. 6. Rudolf — von Habsburg, wie ein beigelegter Zettel verrät, vgl. I, 505.

VI. Heilige. Die schwäbische Christianisierung streift Uhland VIII, 563. 1. St. Michael, VIII, 276, auch Br. IV, 264. 2. St. Georg, spielt in die Sage von Bodman herein, VIII, 417 ff. St. Meinrad: VIII, 288. Von den zwei anderen Heiligen ist sonst bei Uhland nicht die Rede. — Glocken: VIII, 388 und 586 ff.; ein kleiner Aufsatz von 1845, Wetter- und Nebelläuten VIII, 436.

VII. Geschlechtsagen, auf einem Oktavblatt erläutert, Die Beziehungen zwischen altsuebischer und neuschwäbischer Sage sind besonders deutlich in folgenden Kategorien: Ungeborene: Suevi non nati sed seminati; dazu die Sage vom ungeborenen Burtart VIII, 398. — Stumm- und Blindgeborene: Helgi (VIII, 123 ff.) und Uffo (159 ff.). — Wiedergeborene: Helgi und seine Braut VIII, 152 u. ö.; Kaiser Friedrich

VIII, 578, die nordische Ragnarssage (VIII, 455) und die Toten von Lustnau. Vielleicht ist die Rittersfrau aus dieser Lokalsage auch unter der „Wiederkehrenden“ verstanden, doch kann man da auch an Heimkehrsagen denken, s. den Bodmanaufsatz VIII, 425 ff. u. 449; möglicher Zusammenhang mit Odysseus (cf. die bekannte Tacitusstelle, an die Uhland zweifellos dachte) VIII, 399. — Schutzgeister: Helgi und Svava, s. o. Dann der „Nebel“ im Bodmanaufsatz (VIII, 420 ff.) Unter Geisterverkehr auch Meister Epp (VIII, 313), Hellequin (VIII, 172, 317 u. 5), Richard von der Normandie (VIII, 180.) — Gespenstige Jäger, Schlösser: Hierher also gehörte die Tradition vom Wuotesheer, (Ersatz der geplanten Monographie VII, 604 ff.), von der Meisnie Hellequin s. u. Die Pfalzgrafen von Tübingen (VIII, 312 ff) geben Ergänzungen aus dem Volksglauben bis in die jüngste Zeit. Eine Schloßsage im Bodmanaufsatz VIII, 419 ff. — Höllenfahrt: wiederum Helgi, zu dem sich da wohl als modernes Analogon ein alter Gedichtsheld von 1811 gesellt hätte, der Junker Reckberger. Die folgenden Rubriken sind unklar, und ich weiß sie aus Uhlands sonstigen Schriften nicht zu belegen. Was die Tellssage hier sollte, ist dunkel, doch s. die Skizze VIII, 604 ff. über Landsknecht- und Schwabenstreiche jetzt A. Keller, Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors Freiburg 1907 S. 48 ff. — Durch diesen knappen Kommentar sind hoffentlich Uhlands abgebrochene Andeutungen und damit die Grundlinien des großen Werkes etwas klarer geworden. Zu Hellequin s. noch Rühlemann, Etymologie des Wortes Harlekin, Diss. Halle 1902, zu den Toten von Lustnau: Liebrecht, Zur Volkskunde 1879, S. 54 ff und Güntter, Württ. Vierteljahrshäfte 25, 94 ff.

**Heldensage:** Der Plan von 1854 ist abgedruckt und erläutert in meinem Aufsatz s. o. Mythos von Odin: Goltner, Dtsche. Mythologie S. 15. Mein Aufsatz über den Mythos von Thor. Den Brief, der über die Fortsetzungspläne berichtet, hat Hartmann Br. IV, 167 gegen L 451 mit einem völlig sinnentstellenden Druckfehler wiedergegeben („niemals“ statt „vormals“.)

**Uhland als Gelehrter:** Zusammenfassende Würdigung von Bernays, Im neuen Reich 1872, S. 81 ff. Jordan,

Dtsche. Vierteljahrshefte 1863, S. 172ff. Bechstein, Zu U.'s Gedächtnis Rostock 1887. Pfeiffer a. a. D.

Zur Richtigstellung der Theorie über den gottsch-schwäbischen Vokalismus s. Kauffmann, Schwäbische Grammatik S. 170f.

Etymologie von Tübingen: VIII, 595, Br. III, 356. Zusammenfassende Charakteristik der Altersarbeit durch U. selbst Br. IV, 261.

#### 14. Kapitel.

Uhland im Alter: Rank a. a. D. S. 20ff. Jäger, Erlebtes und Erstrebtes München 1907, S. 8ff. Hartmann, L. U. ein Volksbuch Stuttgart 1912 S. 23ff. Vor allem aber Neeff, Zur Erinnerung an L. U. Stuttgart 1903. Bauer, Nationalzeitung 1887 Nr. 239. Auch Vischer berichtet über diese Lebensperiode sehr eingehend, namentlich S. 109. — Uhlands Bibliothek ist größtenteils in Besitz der Tübinger Universitäts-Bibliothek übergegangen, s. 18. Zuwachsverzeichnis 1870/71 S. 23—57. Tübinger Leben um 1860: Kernerbriefe II, 525. Uhland und Pfeiffer: R. Ber. 1915/16. Über die Abendgesellschaften bei Keller dessen Brief an J. Grimm, Anz. f. deutsches Altertum XIV, 97ff. Dasselbst über Uhlands Tod. — Die Ordensgeschichte am ausführlichsten Br. IV, 73f. An Auerbach über Jacoby: B. Auerbachs Briefe an Jacob Auerbach Berlin 1884, II, 304. Schillerfeier in Stuttgart: Kernerbriefe II, 516. — Der Hauskalender Frau Uhlands im Sch. M. Vgl. ihren Brief an Marie Kerner März 1910, S. 52f. Ihre Korrespondenz wegen der Herausgabe der Schriften (im Sch. M.) zeigt geschäftsklugen Sinn und richtige Einschätzung der Nachlaßverwalter. Über die Trauerfeier berichten am besten die Novembernummern der Allg. Zeitung 1862; in Berlin: Post-Zeitung 1863 Nr. 26.

# Register

## a) Personennamen

(Dichterische Gestalten sind nicht aufgenommen)

### A.

- Abel 20, 27.  
Adelbertus (Adalbero) 266.  
Aschylus 172.  
Albrecht 418.  
Alegis 246, 356.  
Ammermüller 278.  
Ariost 176 ff.  
Arndt, E. M., 408, 412, 417,  
419.  
Arnim 76, 91, 201, 271, 387.  
Assing (Assur) 159.  
Auerbach 319.  
Autenrieth (Prof. der Medizin)  
107.  
— (Kanzler) 313, 315.  
Ayres 339.

### B.

- Babo 272, 277.  
Bassermann 407, 416, 418.  
Bauder 166.  
Beckerath 418.  
Bekker, Immanuel 131 ff., 138,  
147, 149, 161, 176.  
Béranger 128.  
Bernritter 19.  
Beseler 414.  
Biedermann 424.

- Blum 407, 417.  
Boccaccio 111, 250.  
Bohnenberger 27.  
Böhm(e), Jakob 85.  
Boifférée 286.  
Bolley 229, 231.  
Bouterwek 66, 210, 339.  
Braun 152, 158.  
Brede, Auguste 271.  
Brentano 76, 91 f., 112, 177,  
387.  
Breslau 107.  
Bürger 32 f., 42, 200, 205, 387.

### C.

- Calderon 133.  
Camoens 176.  
Campetti 104.  
Cervantes 111, 172, 259.  
Chamisso 108 f., 121, 126 ff.,  
155, 195, 362, 375, 377, 379.  
Chézy 130, 155.  
Christine (Magd S. Hofers) 15.  
Christoph, Herzog 342.  
Cimaroja 124.  
Collin 281.  
Conz 32 f., 43 ff., 91, 107, 112,  
152, 260, 277, 311, 317.  
Correggio 121.



Cotta 13, 48, 86, 88, 112, 179, 231.  
 Cramer 39, 255.  
 Kreuzer 286, 369.  
 Crusius 212.

**D.**

Dahlmann 408, 414, 416, 418.  
 Dannecker 167.  
 Dante 78, 173, 256, 258.  
 David 121 f.  
 Diez 210.  
 Dingelstedt 381.  
 Docen 336.  
 Droste-Hülshoff, Annette v. 207,  
 373, 385 f., 393.  
 Drück, Riclele (Frau Mayer)  
 287, 477.  
 Duchesne 20.  
 Duvernoy 410.  
 Dürer 121.  
 Duttenhofer, Luise 290.

**E.**

Eichendorff 94, 158, 375, 377,  
 386.  
 Effehard 41.  
 Emma (?) 130.  
 Ernst, Herzog von Schwaben  
 264, 266.  
 Erhard 273.  
 Eschenmayer 308, 314 f.  
 Esclair 266, 271.  
 Eyth 319.

**F.**

Fallati 319, 409.  
 Feuerlein 282.  
 Fischart 338, 340 ff., 463.

Fischer, J. G. 53, 378.  
 Fleck 27.  
 Fleischhauer 100.  
 Flegel, Lienhard 342.  
 Floridan (Siegmond von Bir-  
 ken) 152.  
 Fouqué 46, 108, 145, 156 ff.,  
 175 ff., 190, 253, 261 f., 273,  
 340, 374.  
 Frascati 124, 148.  
 Freiligrath 222, 381.  
 Freitag, Gustav 133.  
 Friedrich I., Herzog (Kurfürst,  
 König) von Württemberg 6,  
 21, 61 ff., 161 ff., 168, 170 f.,  
 217 ff., 224, 228 ff., 236 f.,  
 239, 247.  
 Friedrich der Große 21, 62.  
 Friedrich Eugen, Herzog 19.  
 Friedrich Wilhelm IV. 425, 429,  
 479.  
 Frisch 420.

**G.**

Gagern 414, 418, 420.  
 Gall 130.  
 Gangloff 167, 198.  
 Georgii 63.  
 Gervinus 407 f., 416, 418, 422.  
 Gleim 33.  
 Gluck 124.  
 Gmelin, Christian, Prof. 313.  
 — Eduard 125, 476.  
 — Ferdinand, Prof. 313.  
 — Hermann 29, 51, 84, 166 f.  
 — Sophie (Frau Schwab) 287,  
 294, 359.

- Gmelin, Wilhelmine 98 f., 287.  
 Goethe 13, 39, 48 f., 67 f., 74,  
 77, 82, 84, 86, 99, 101, 109,  
 127, 129, 187, 195, 205, 207,  
 214, 363, 368, 375 f., 488.  
 Görres 75, 92, 286, 461.  
 Gotfrid von Straßburg 335 f.  
 Göß III. von Tübingen 436.  
 Grillparzer 205, 377 f., 383.  
 Grimm, Jakob 92, 118, 121,  
 124, 134, 278, 327, 341 f.,  
 387, 395, 408, 414, 418, 422,  
 437, 442, 454, 457, 459, 469,  
 479.  
 — Hermann 292.  
 — Wilhelm 91, 278, 324, 408,  
 424, 459 f., 479.  
 Grün, Anastasius 381.  
 Grünwald, Jörg 464.  
 Guzkow 205, 281, 376.
- H.
- Hagedorn 65, 87, 90.  
 v. d. Hagen 205.  
 Hahn 400.  
 Haller 33.  
 Halling 309, 340 f.  
 Halm 383.  
 Härkin 55.  
 Harpprecht (Stuttgarter Ver-  
 wandte) 18, 25, 166.  
 — Friedrich v. 29, 38, 64, 162,  
 170.  
 Harfcher 108.  
 Hartmann von Aue 334.  
 Hase 134.  
 Haßler 420.
- Hauff 21.  
 Haug 33, 87 f., 157, 166, 198,  
 ! 235.  
 Haupt 442.  
 Hebbel 195 f., 279, 281, 377,  
 482.  
 Hebel 114, 191.  
 Hecker 417.  
 Hegel 27, 218, 229, 336.  
 Hehl 148.  
 Heine 210, 281, 364, 372 ff.,  
 377 f., 386, 476.  
 Heisterbergk 420.  
 Herder 41, 68, 73 f., 79, 82, 95,  
 202, 212, 349, 352.  
 Herwegh 381.  
 Herz, Henriette 133.  
 Herz, Wilhelm 136, 145.  
 Henje, Paul 178.  
 Hoffmann, E. Th. A. 112.  
 Hoffmann von Fallersleben  
 381.  
 Hölderlin 31 ff., 81, 112, 455.  
 Hölty 34, 36.  
 Holland 460, 478.  
 Homer 29, 73, 250.  
 Horaz 23, 484.  
 Hofer, Christian, Pfarrer in  
 Schmiden 2, 67, 166.  
 — Jakob Samuel, u. s. Groß-  
 vater 2, 15.  
 — Konrad, Hofrat in Karls-  
 ruhe 2, 115, 147.  
 — Rosine Elisabeth f. Uhland.  
 — Familie, in Heilbronn 25.  
 Huber, Theresie 235.  
 Hugo von Egisheim 266.

Humboldt, Alexander von 130, 479.

Hutten, Rektor 17, 23.

**J.**

Jacobi, Joh. Gg. 65, 88.

Jacoby, Abgeordneter 479.

Jäger, Chr. Fr. 53, 76.

— Georg 55, 166.

Jahn, Friedrich 417.

— Otto 482.

Jaumann 476.

Johann, Erzherzog von Österreich 420f., 425.

**K.**

Kant 68, 474, 486.

Kapf 50.

Karajan 474.

Karl Eugen, Herzog 11, 18, 163, 165.

Karl, Erzherzog von Österreich 383.

Kästner 33.

Katharina, Königin 242f.

Kauffmann, Rektor 23ff.

Kausler 319.

Keller, Adalbert 319, 359, 460, 478.

— Gottfried 381.

Kerner, Christoph Ludwig (Water) 19.

— Emma 307.

— Friederike, geb. Ehmann 48, 99, 150, 305ff., 481.

— Georg 110.

— Justinus 16, 44, 48, 51ff.,

57ff., 75, 81, 84ff., 88f., 91ff., 95, 99ff., 107ff., 116, 126, 129, 134, 149ff., 158f., 170, 173f., 183, 186, 191, 204, 210ff., 236, 241, 258f., 265, 282f., 291, 294, 304ff., 312, 314, 359, 369, 380, 386, 475, 477, 481.

Kerner, Karl 60, 159, 162, 170, 241.

— Maria (Niethammer) 100, 307.

— Theobald 307.

Kleist, Heinrich von 61, 88, 123, 256.

Klingemann 273.

Klopstock 32, 36, 67, 78.

Klüpfel, Bürgermeister 228.

— Karl, Uhlands Schüler 314, 478.

Knapp 103, 167.

Koberstein 336, 339.

Kölle, Bürgermeister (Water) 21.

— Friedrich 55f., 77, 83, 89ff., 103, 110, 114f., 153, 183, 191.

Konrad II., Kaiser 266.

Koreff 130, 286.

Körner, Theodor 236.

Köstlin, August 54, 480.

— Karl Heinrich 53ff., 84, 90, 153, 156, 158, 166, 480.

— Reinhold 319.

Koheue 250.

Krais 319.

Kurz, Hermann 314, 319, 358, 409.

**L.**

- Lachmann 304, 320, 328 f., 332, 334, 336, 341, 408, 459, 479.  
 Lämmerer 306.  
 Laßberg 304 f., 342, 384 f., 459, 480.  
 Laube 291, 372, 377, 413, 423.  
 Lejewitz 257, 277.  
 Lenau 51, 282 f., 306 f., 372, 378 ff., 383, 402.  
 Lessing 309.  
 Liscow 87.  
 List 247, 306.  
 Löben 88, 151, 155 f., 191.  
 Lohbauer 34, 37 f.  
 Lope de Vega 133 f., 137, 192, 203.  
 Löwe (Präsident) 432.  
 Löwenthal, Sophie 282.  
 Ludwig der Fromme 278.  
 Ludwig Eugen, Herzog 18 f.  
 v. d. Lühe 163, 168 f., 173 f., 223.

**M.**

- Madel 15.  
 Magenau 32.  
 Malblanc 50.  
 Mappes 413.  
 Maßmann 450, 484.  
 Matthison 34, 37, 44, 93.  
 Mayer, August 153 f., 162, 170.  
 — Friederike (Tochter) 477.  
 — Karl (Water) 51 ff., 57, 84, 91, 106, 149, 167, 170, 183, 253, 287, 305, 359, 409, 417, 422, 476, 481.  
 — — (Sohn) 291, 475.

- Mendelsjohn (Philosoph) 87.  
 Méon 134.  
 Metternich 130, 306.  
 Meusebach 341 f., 389, 480.  
 Meyer, Dietrich Fr. W., Uhlands Schwager 288.  
 — C. F. 206.  
 — Ludwig, Uhlands Nefte 474.  
 Michel, Mère 117, 120.  
 Morike 52, 121, 372, 379, 432.  
 Mohl 312, 419.  
 Mommsen, Theodor 381.  
 Morff 286.  
 Mozart 165, 259.  
 Müller, Adam 74, 321.  
 — Johannes v. 278.  
 — Nikolaus (v. Königswinter) 381.  
 — Wilhelm 94, 373 ff., 386.  
 Murat 62.  
 Murner 339.

**N.**

- Napoleon 61 ff., 115, 118, 120, 123, 125, 129, 161 ff., 170 f., 212.  
 Neeff 474, 483, 487.  
 Neuffer 32.  
 Nicolai 12.  
 Notter 246, 362, 373, 403.  
 Novalis 70, 85, 97 f., 100, 183, 425.

**O.**

- Odo, Graf von der Champagne 266.  
 Ohlenschläger 107, 128.

Ofiander 158.  
 Offian 44 ff., 73, 125, 204, 252,  
 254.

**P.**

Paul, Jean 66, 69, 72 ff., 88,  
 94, 104, 286.  
 Paulus 286.  
 Paulus Diaconus 42.  
 Pellico 256.  
 Percy 387.  
 Pfeiffer 442 f., 460, 478.  
 Pfister 212.  
 Pfizer, Gustav 232, 319, 356,  
 376, 380, 410 f., 417.  
 — Paul 294, 319, 356 ff., 405 ff.,  
 427 f., 476.  
 Pilat 130 f.  
 Pistorius 283 f., 288 f.  
 Platen 377.  
 Plato 54.  
 Pregelzer 125.  
 Prug 381.

**R.**

Rabener 87.  
 Raffael 121.  
 Ramler 65.  
 Rank 413, 475.  
 Ranke 408.  
 Rapp 478.  
 Raumer 276, 412, 419.  
 Reichardt 105.  
 Reimar der Alte 302.  
 Reyscher 408 f.  
 Römer 410, 417, 419 f., 430, 432.  
 Rösler 28 f., 89, 320.

Rooschütz 53, 83.  
 Roquefort 134, 141, 167.  
 Rosenkranz 336.  
 Roser 55, 166 f., 226, 283 ff.,  
 287, 293.  
 Rubens 121.  
 Rückert 230, 232 ff., 283, 285,  
 294, 311.  
 Rümelin 417.

**S.**

Sachs, Hans 85, 261, 263,  
 338 f.  
 Sachsenheim, Hermann von  
 105, 339.  
 Salis 35.  
 Sallust 23.  
 Sattler 212.  
 Sarg 42, 46 f., 156, 183, 200,  
 204, 252, 254, 345, 464.  
 Scheffel 446.  
 Schelling 27, 54, 67, 70 f., 95.  
 Schenk 272.  
 Scherr 372.  
 Schiller 20, 31 ff., 36, 42, 67 ff.,  
 77 f., 84, 205, 252, 257, 270 f.,  
 272, 278, 370, 467, 480.  
 Schlegel, A. W. 74, 78, 91,  
 127, 252, 256, 279, 321.  
 — Dorothea 157.  
 — Friedrich 69 ff., 88, 91, 117 f.,  
 190, 252, 321.  
 Schleiermacher 70, 73, 90.  
 Schmerling 416, 418.  
 Schnurrer 27.  
 Schoder 67, 87, 90, 203.  
 Schöll 309.

Schott, Albert 166 ff., 174, 355,  
 358, 402, 417, 432, 480.  
 — Caroline 38, 149, 166.  
 — Sophie 149.  
 — Prof. 27.  
 Schrader 148.  
 Schubart 32, 36.  
 Schüding 385.  
 Schwab, Gustav 43, 117, 152,  
 154 f., 158, 166, 172, 174,  
 205, 226, 230, 282, 287 f., 290,  
 304, 311, 372 f., 378 f., 480.  
 — Sophie f. Gmelin.  
 Schwarzenberg 123.  
 Seckendorff 77 ff., 81 f., 88, 96,  
 102, 129, 152, 202, 249, 251,  
 253, 386, 458.  
 Seeger, Hauptmann 131.  
 — Ludwig, Dichter 319.  
 Seubert 26.  
 Seybold, Prof. (Water) 28 f.,  
 41, 43, 45, 320.  
 — (Sohn) 125.  
 Shakespeare 111, 252, 260, 270.  
 Sicard 122.  
 Siegwart 314.  
 Sieveking 129, 161.  
 Silius Italicus 35.  
 Silcher 197, 316, 477.  
 Simrod 352, 450.  
 Spieß 39.  
 Spinoza 54.  
 Springer 409.  
 Stäudlin, Gotthold 32, 36 f.,  
 45, 67.  
 — Familie 3, 225.  
 Stein, Freiherr vom 231.

Steudel 293, 474.  
 Stockhausen 213.  
 Stolberg, Brüder 43.  
 — Christian 44, 201.  
 Stoll 129, 261.  
 Storm 381.  
 Strachwitz 381.  
 Strauß, David Friedrich 57,  
 59, 314.  
 Struve 417.

## I.

Tacitus 439 f.  
 Tafinger 40.  
 Talma 124.  
 Teniers 121.  
 Tieck 46, 66, 68, 74 f., 79, 92,  
 97, 102, 104, 112, 128, 151,  
 173, 175, 177, 197, 252, 258,  
 261, 295, 321, 373, 479.  
 Tizian 121.  
 Theobald (General) 159.  
 Thorbecke 159.  
 Treitschke 228, 430, 482.  
 Truchseß 230.

## II.

Uhlund, Christian (Onkel) 2.  
 — Emilie, geb. Wischer (Gattin)  
 45, 50, 282 ff., 305, 320, 382,  
 384, 413, 422, 434, 472 ff.,  
 476 f., 481 f., 484.  
 — Ernst (Onkel) 2, 25.  
 — — (Bettler) 25.  
 — Fritz (Bruder) 9.  
 — Gotthold (Onkel) 2, 15, 26,  
 147.

Uhland, Jakob (Urururgroßvater) 1.

— Johann Friedrich (Vater) 2 f., 4 ff., 11, 17, 25, 55, 109, 113 f., 117 ff., 125, 147, 160, 169, 171, 225, 230, 243, 271, 273, 278, 284, 288 f., 315, 361, 484.

— Johann Michael (Urugroßvater) 1, 25.

— — — (dessen Sohn) 2.

— — — (Sohn Josephs) 2.

— Joseph (Urgroßvater) 2.

— Ludwig (Bruder) 9.

— Ludwig Joseph (Großvater) 2 f., 12, 15 f., 25, 28, 31 f.

— Luise (Schwester) 7 f., 9, 21, 98, 114, 123, 147, 165, 169, 288, 474.

— Rosine Elisabeth (Mutter) 3 f., 7 ff., 17, 25, 35, 99, 114, 119 f., 125, 147 f., 171, 225, 243, 246, 271, 284, 288 f., 290, 293, 361, 422, 484.

— Wilhelmine 15, 38, 98, 287.

U<sub>3</sub> 87, 90.

## V.

Vandamme 20.

Varnhagen, K. August 107 ff., 113, 120 ff., 125 ff., 130, 150, 155, 158, 183, 198, 240, 242, 249, 282, 286, 289.

— Rosa Maria 155, 159.

Vernet 121.

Very 122, 132, 148.

Vinci, Leonardo 121.

Virgil 41.

Vischer, Emilie f. Uhland.

— Fr. Th. 269, 311, 313, 409, 428, 476, 482, 488.

Voltaire 124.

Voss, J. S. 35, 92, 286.

Vulpius 39.

## W.

Wace 136, 211.

Wackernagel, Philipp 484.

— Wilhelm 358, 472.

Wächter (Zeit Weber) 40, 42, 44, 47, 105, 200 f., 204, 252, 257.

— Frhr. v., Minister 432.

Walther von der Vogelweide 298.

Wangenheim 228 ff., 235, 239 ff., 245, 248, 311.

Wassermann 319.

Weber, Beda 428.

Weckherlin 167, 296.

Weinhold 352.

Weishaar 229.

Weiß, Amalia 155.

Weißer, Friedrich 33, 86, 89 ff., 93, 104, 112, 241.

— August 287.

Welder 418.

Werner, Zach. 78.

Werthes 276.

Wezel 266.

Wieland 31, 48, 86 f.

Wienbarg 281.

Wildermuth, Ottilie 53, 477.

Wilhelm I., König 162, 236 ff.,

- 240 f., 243 ff., 311, 354, 402,  
411 f., 430.  
Wingingerode 131.  
Wipo 266.  
Wolf, Ferdinand 145, 383, 400.  
Wolfram von Eschenbach 305,  
334.  
Württemberg, Alex. von 380.
- 3.**  
Zahn 229 f., 283.  
Zappert 457.  
Zeller 319, 358.  
Zelter 376.  
Zeppelin 130.  
Zimmermann 420.  
Zschotte 272.

### b) Ahlands Werke

(Gedichte, Epenpläne, Dramen, Übersetzungen, wissenschaftliche und politische Schriften, die im Texte genannt sind. Angeordnet nach dem Anfangsbuchstaben des ersten Substantivs im Titel.)

- Abendphantasie 93.  
Abendtanx 367.  
Abschied (Was klingen und sin-  
get) 94  
Abschied (Noch schwebt der  
Lenz) 94, 182.  
Zum Abschied (So lebe wohl)  
95 f., 182.  
Achilles 41, 78, 253 f.  
Über den ältesten deutschen Adel  
403.  
Keine Adelskammer! 239, 403.  
Alboin 42, 44, 156, 175.  
Alfer und Aruna 254 f.  
Über die Aufgabe einer Gesell-  
schaft für deutsche Sprache  
296.
- Der Bär 102 f., 152, 167, 259.  
Die Befehung zum Sonett 93.  
Die Belagerung von Biane 144.  
Benno 255, 264, 269, 273.
- Bernardo del Carpio 137, 261,  
280 f.  
Bertran de Born 185, 206,  
209, 361, 366, 489.  
Die Bidassoaabrücke 361, 364,  
366, 369.  
Die Bildsäule des Bacchus 208.  
Der Blumenstrauß 94.  
Bodman 443, 463, 480.  
Normännischer Brauch 175, 262.  
Die Braut 200.  
Bürgerkrieg 36.  
Die Büsserin 182.  
An die Bundschmecker 245.
- Der Dank 257.  
Denkmal Friedrichs von Harp-  
precht 170.  
Auf einen verhungerten Dichter  
129.  
Des Dichters Abendgang 181.  
Dichterlegen 370.



- Dietrich von Bern 442.  
 Dithyrambus 36.
- Eginhard f. König Eginhard.  
 Die Elfen 260.  
 Eligidien 38.  
 Emma (Ged. I, 452) 283.  
 Entsaugung 199.  
 Entschluß 193.  
 über das altfranzösische Epos  
 140 ff., 295, 465, 467.  
 Ermanrich 450, 481.  
 Ernst, Herzog von Schwaben  
 248, 264 ff., 282, 347.
- An F. H. 39.  
 Fortunat 128, 176 ff., 180, 192,  
 199, 262, 297.  
 Francesca da Rimini 78 f.,  
 256 ff., 264.  
 Drei Fräulein 201.  
 Fräuleins Wache 183.  
 An einen Freund 37.  
 Frühlingslied (Die Lindenlüfte)  
 195.  
 Frühlingslied des Rezensenten  
 174.
- Die Geisterfester 367.  
 Über die Geisterwelt 309.  
 St. Georgs Ritter 106, 202.  
 Mein Gesang 97.  
 Gesang der Jünglinge 48, 181,  
 196.  
 Gesang der Nonnen 97, 181,  
 196.  
 Gesang und Krieg 171 ff.
- Zur Geschichte der Freischießen  
 342.  
 Gespräch 231 f.  
 Die Glockenhöhle 371.  
 Das Glück von Edenhall 209,  
 361, 364, 369.  
 Des Goldschmieds Töchterlein  
 184, 201.  
 Graf Eberhard der Raufsch-  
 bart 212 f., 216, 234, 263,  
 378, 435.  
 Graf Eberhards Weißdorn 136,  
 190.  
 Graf Eberstein 208.  
 Der Graf von Greiers 364,  
 366, 371.  
 Graf Richard Ohnesucht 136,  
 153, 213, 435.  
 Gretchen Freude 48, 182.  
 Das wahre Gut 36.
- Die Haimonstinder 144.  
 Harald 260, 372, 380.  
 Harfnerlied am Hochzeitsmahle  
 196.  
 Der arme Heinrich 280.  
 Die sterbenden Helden 46, 182 ff.  
 Helgo (Hylb und Helgo) 252,  
 254.  
 Helgo und Starkather 42, 175.  
 Im Herbst 189.  
 Hermann und Utha 44.  
 Hermann von Sachsenheim  
 105 f., 339.  
 Verspätetes Hochzeitslied 198,  
 287 f.

- Die Jagd von Winchester 211.  
 Jesu Kreuzestod 36.  
 St. Ildesons 192.  
 Der Johannissegen 369.  
 Johann von Schwaben (Parricida) 278, 288.  
 Die zwei Jungfrauen 199.  
 Jungfrau Sieglinde 264.  
 Junker Rechberger 153, 212, 435.
- Kaiser Karls Meerfahrt 145, 158, 210.  
 Der entrückte Kaiser Friedrich 309.  
 Karls des Großen Reise nach Jerusalem 261.  
 Auf Karl Gangloffs Tod 167, 198.  
 Karl und Hug 139.  
 Der gute Kamerad 153f., 191, 201f.  
 Die Kapelle 14, 47, 181, 187, 465.  
 Der Kastellan von Coucy 211.  
 Katharina 242.  
 An Kerner 189, 199.  
 Die verlorene Kirche 213, 371, 435, 487.  
 Auf ein Kind 181.  
 Klage 227, 382.  
 Das versunkene Kloster 367.  
 Des Knaben Berglied 14, 47, 107, 128, 181, 196.  
 Der blinde König 46, 182f., 200, 435.  
 Der König auf dem Turm 14, 196.
- König Eginhard 102, 258f.  
 Der Königssohn 46, 85, 183, 186, 200.  
 Der junge König und die Schärferin 92, 186, 189.  
 Die Königstochter 128.  
 Konradin 276f.  
 Der Kranz 199.  
 Späte Kritik 373.  
 Die verlorene Krone 271.  
 Schwäbische Kunde 208f., 381, 435.  
 Der Kuß 186.
- Den Landständen zum Christophstag 239.  
 Lauf der Welt 128.  
 Der Lerchenkrieg 435.  
 Liebesklagen 202f.  
 Lied des Gefangenen 36.  
 Lied eines deutschen Sängers 172.  
 Das Lied vom armen Vater 40, 46, 184.  
 Drei Lieder 92.  
 Die Lieder der Vorzeit 75, 182.  
 Lindheimer 212.  
 Ludwig der Bayer 272ff., 278, 281.
- Madonna della Sedia 121.  
 Die Mähderin 210.  
 Märchen 151, 214, 371, 435.  
 Das Märchenbuch des Königs von Frankreich 139, 144, 295.  
 Maientau 369.

- Maiflage 227.  
 Don Massias 211 f.  
 Menschenfurchheit 35.  
 Merlin der Wilde 209, 256,  
 365 f.  
 Mezelsuppenlied 149, 185.  
 Der Minnesang 301 f.  
 Mönch und Schäfer 181.  
 Der Mohn 363, 369.  
 Das Münster (Ged. II, 296)  
 96.  
 Münsterfage 368.  
 Die neue Muse 223.  
 Der Mythus von Odin 348,  
 353 f., 450 ff., 456.  
 Der Mythus von Thor 345,  
 347 ff., 391, 400, 450, 456,  
 466.  
 Schlimme Nachbarschaft 11.  
 Nachruf (Du Mutter sahst) 361.  
 " (Noch ist kein Fürst)  
 240.  
 Nachspiel zu Kerners Eginhard  
 102.  
 Nachtblätter 103 f., 369.  
 Nähe 97.  
 Narziß und Echo 198.  
 Neujahrswunsch 238.  
 Die Nibelungen 279 f., 296.  
 Nibelungenlied (Übersetzungs-  
 bruchstücke) 90.  
 Die Nonne 199.  
 Das Nothemd 213.  
 Oktoberbrief (Br. I, 43 ff.) 103,  
 152.  
 Am 18. Oktober 1815 228.  
 " 18. " 1816 (Wenn  
 heut ein Geist) 236, 471.  
 Otto von Wittelsbach 277,  
 298.  
 Die Pfalzgrafen von Tübingen  
 442.  
 Der letzte Pfalzgraf 436.  
 Der Pilger 96.  
 Prosaaufzeichnungen (Schatten-  
 bilder Ged. II, 324) 96.  
 Die Rache 184, 186.  
 Der Räuber 202.  
 Das gute alte Recht 228.  
 Auf der Reise 477.  
 Reisen 181, 190, 365.  
 Der Rheinfluss (Ged. II, 51) 76.  
 Ritter Paris 106.  
 Der fastilische Ritter 202.  
 Der schwarze Ritter 201.  
 Klein Roland 128, 200, 209.  
 Roland Schildträger 145, 158,  
 210.  
 Der Romantiker und der Re-  
 zensent 174.  
 über das Romantische 71 ff.,  
 90, 97, 102.  
 Romanze 44.  
 Romanze vom kleinen Däum-  
 ling 174.  
 Romanze vom Rezensenten  
 174, 190.  
 Romanzentezzen (Ged. I, 448)  
 234.  
 Der Rosengarten 80, 182, 185.

- Über den Rosengarten zu Worms 449.  
 Der Rosenkranz 153.  
 Rudello 155, 210.  
 Ruhetal 14.
- Über die Sage vom Herzog Ernst 347, 354.  
 Schwäbische Sagenkunde 345, 435 ff., 445 f., 450, 454, 469.  
 Der Sänger (Ged. I, 148) 182.  
 Der Sänger an die Sterbende 254.  
 Sängersliebe 210 f., 366.  
 Des Sängers Fluch 208, 212, 234, 371, 381.  
 Der Schäfer 181, 184.  
 Schäfers Sonntagslied 181, 196.  
 Schattenlied 167.  
 Der Schenk von Limburg 212.  
 Das Schiffein 116, 128.  
 Schildweis 153, 259.  
 Die Schlacht bei Reutlingen 207.  
 Das Schloß am Meer 47, 199, 206.  
 Der Schmied 188.  
 Die Schwabenstreiche 443.  
 Die Serenade 259 f.  
 Die Siegesbotschaft 173.  
 Siegfrieds Schwert 184.  
 Sigemund und Sigeferd 448.  
 Das Singental 364, 370.  
 Sonnenwende 370.  
 Die deutsche Sprachgesellschaft 296.
- Der Speerwurf 252.  
 Das Ständchen 259.
- Die sanften Tage 36.  
 Taillefer 143, 158, 207, 211 f.  
 Tamlan und Janett 260.  
 Teellied 149.  
 Telamon 41, 175.  
 Tellfrage 480.  
 Tells Platte (Ged. II, 50) 76.  
 Tells Tod 366, 435.  
 Tenzon mit Rückert 234.  
 Thetis 106.  
 Thyeft 253.  
 Auf den Tod eines Kindes 487.  
 " " " " Landgeistlichen 166.  
 Die Toten von Lustnau 444 f. 465.  
 Traum (Ged. I, 183) 190, 213, 371.  
 Das traurige Turnei 183, 200.
- Auf der Überfahrt 368.  
 Die Ulme zu Hirsau 366, 368.  
 Der Ungenannten 283.  
 Unstern 175.
- Die Vätergruft 181.  
 Vaterlandsliebe 36.  
 Vermächtnis 199.  
 Ver sacrum 364, 369 f.  
 Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder 392 ff., 453, 455, 467 f.  
 An die Volksvertreter 236.  
 Vorwort 186, 215 f., 227.

- Der Wasser 185, 361, 364, 366, 369.  
 Die Wallfahrtskirche 14, 96.  
 Vom treuen Walthar 200.  
 Walthar von der Vogelweide 297ff., 464, 466.  
 Wanderlieder 94, 181, 196f., 375.  
 Wanderung 359f., 371.  
 Der Wasgenstein 450.  
 Die Weiber von Weinsberg 263, 273.  
 Wein und Brot 363, 368.  
 Welf 278.  
 Der Wirtin L ochterlein 201.  
 Wolfdietrich (Bruchstücke aus dem Heldenbuch) 79.  
 Württemberg 228.  
 Wunder 48.  
 Das Wunderbild 65.  
 Der Wundermann (Ged. 1, 451) 231.  
 Die Zauberin 46, 254.  
 Die Zufriedenen 194.

Ein Grundstock jeder Haus- und Schulbücherei  
In mehr als 400000 Bänden verbreitet

# Geisteshelden

## Eine Sammlung von Biographien

Angenruber (A. Bettelheim)  
Arendt (P. Meinhold)  
Böcklin (S. Mendelssohn)  
Byron (E. Koepffel)  
Carlyle (v. Schulze-Gaevernich)  
Columbus (S. Ruge)  
Cotta (A. Schöffle)  
Cromwell. 2 Bde. (W. Michael)  
Dante (J. A. Scartazzini)  
Darwin (W. Preyer)  
Dürer. Illustriert. (R. Bürtner)  
Görres (J. N. Sepp)  
Griparzer (S. Sit enberger)  
Hebbel. 2 Bde. (R. M. Werner)  
Herder (R. Bürtner)  
Hölderlin. Reuter (A. Wilbrandt)  
H. v. Humboldt. L. v. Buch  
(S. Günther)  
Jahn (F. G. Schultheiß)  
Kepler. Galilei (S. Günther)  
Leonardo da Vinci. Illustr. (Solmi)

Lessing. 2 Bde. (R. Vorinski)  
Liszt, Friedrich (R. Zentsch)  
Luther. 3 Bde. (A. E. Berger)  
Molière (S. Schneegans)  
Montesquieu (A. Sorel)  
Mozart (D. Fleischer). 2. Aufl. 1920  
Peter d. Große. 2 Bde. (Waliszewski)  
Schiller. Illustriert. (D. Barnack)  
Schopenhauer. 2 Bde. (E. Grisebach)  
Shakespeare (Brandl). 2. Aufl. 1920  
Smith, Adam (R. Zentsch)  
Spinoza (W. Bolin)  
Stanley (P. Reichard)  
Stein, Frhr. v. (Fr. Neubauer)  
Tennyson (E. Koepffel)  
Tizian (G. Gronau)  
Turgenjew (E. Vorkowsky)  
Uhländ (S. Schneider)  
Wagner, Richard. 3 Bde. (M. Koch)  
Walter von der Vogelweide  
(A. E. Schönbach)

Jede Biographie ist selbständig und einzeln, sowohl  
broschiert als auch in hübschem Leinenband käuflich.

Ausführliches Verzeichnis kostenfrei durch den Buchhandel  
oder den  
Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin W 35  
Derfflingerstraße 16

**Berger, Arnold E.** Ein Schiller-Denkmal. (Wie stehen wir zu Schiller? — Schillers Beruf. — Schiller und das Christentum) Groß-Quart. IV, 99 Seiten. Schön kartoniert M. 2,—.

**Berger, Arnold E.** Die Kulturaufgaben der Reformation. 2. Auflage. XI, 480 Seiten. Geheftet M. 10,—, Leinenband M. 13,50.

**Berger, Arnold E.** Luther und die deutsche Kultur. (1. Luther als Kirchenstifter und Theologe. — 2. Luther als Ethiker und Sozialist. — 3. Luthers Bedeutung für Wissenschaft, Erziehung und Kunst. — 4. Luther und die deutsche Nationalliteratur.) XIV, 754 Seiten. Geheftet M. 20,—, Leinenband M. 26,—, Halblederband M. 30,—.

**Meyer, Richard M.** Deutsche Charaktere. XI, 280 Seiten. Geheftet M. 6,50, gebunden M. 9,—.

**Saitschik, Rob.** Deutsche Skeptiker: Lichtenberg, Riessche. Zur Psychologie des neueren Individualismus. VI, 239 Seiten. Geheftet M. 7,—, Leinenband M. 10,—.

**Schafheitlin, Adolf.** Der große Ironiker und sein Werk. 4 Bände, Groß-8°. I. Träumereien zwischen Fels und Meer. V, 331 Seiten. II. Die Utopie. VII, 221 Seiten. Je M. 2,—. III./IV. Das Mysterium des Demiurgos. 2 Bände, XII, 214 und XVII, 294 Seiten. M. 5,—.

**Schäffle, Albert** (weiland Staatsminister). Aus meinem Leben. Mit 6 Bildern und Briefbeilagen. 2 Bände, XII, 256 Seiten und VII, 257 Seiten. Groß-8°. In 2 Halblederbänden M. 20,—.

**Schmidt, Johs. E.** Shakespeares Dramen und sein Schauspielerberuf. IV, 258 Seiten. M. 5,—, Leinenband M. 7,50.

---

Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin W 35  
Derfflingerstraße 16

# Die deutsche Literatur

Geschichte und Hauptwerke in den Grundzügen

von

Erich Schulze

Zweite Auflage, VII und 411 Seiten, Groß-8°.

Geheftet M. 5,50, Schulband M. 8,50, Geschenkband M. 11,—.

Die Durchsicht dieses Buches ist ein Vergnügen, mustergültig im Äußeren, befriedigt auch der Inhalt in hohem Maße. In klarem, ruhigem Vortrage führt der Verfasser die großen Entwicklungslinien unseres Schrifttums vor Augen und in die Dichtungen von bleibendem Werte auch wirklich hinein. Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Grillparzer und noch eine ganze Reihe Großer sind vorzüglich geraten. **Pädagogischer Jahresbericht.**

Das Buch will älteren Schülern als Lehrbuch, jüngeren Lehrern als zusammenfassendes Vorbereitungsbuch und anderen weiterstrebenden Literaturfreunden als Übersicht gebender Wegweiser dienen. Für diese verschiedenartigen Zwecke ist es recht geschickt angelegt und durchgeführt. Es ist vor allem sehr inhaltreich, sowohl in präzisen Einzelangaben, als in charakterisierenden und verbindenden Betrachtungen. Die trockenen und meist überflüssigen Inhaltsangaben mancher ähnlichen Bücher sind durch meist wohlbedachte Analphabeten ersetzt. Die Auswahl des Stoffes im großen ist meist wohl gelungen, so daß der Blick auf das Wesentliche gelenkt wird; die Charakteristiken sind gedankenreich und eingehend. Der Gesamteindruck des Buches muß als ein durchaus günstiger bezeichnet werden.

Otto Harnad in „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“.

Uns ist keine andere Literaturgeschichte bekannt, die auf so wenig Seiten so Vieles und so Feinsinniges böte.

Korrespondenzblatt für die Schulen Württembergs.

Eine hocherfreuliche Erscheinung. Kürze und Knappheit, Zuverlässigkeit und tiefe poetische Auffassung sind vereinigt. Wir empfehlen das Werk aufs wärmste zum Selbststudium und in seinen Hauptkapiteln zu Blättern für die Fortbildung des Lehrers.

---

Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin W 35  
Verfflingerstraße 16







PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

PT  
2543  
Z4S34

Schneider, Hermann  
Umland

